~~Lit. ol.~~
~~107~~

L. g.
o.
465 am
8

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Achter Band

enthält:

Herbstrosen. — Der Bräutigam ohne Braut.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1841.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] ohne Braut.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

[illegible]

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Herbstrosen.

In einem nun verfallnen Schlosse
Erschien vor Zeiten jede Nacht
Auf einem rabenschwarzen Rosse
Ein Geist in ritterlicher Tracht.

Entgegen in des Hofes Ringe
Trat ihm ein feindliches Gebild.
Da griff er rasch nach seiner Klinge,
Und kämpfend klangen Schwert und Schild.

Oft ließ er in des Schlosses Hallen
Hell tönend einer Zither Klang
Zu seiner lauten Stimme schallen,
Die Lust und Leid der Minne sang. —

Im Schlosse wollte niemand bleiben;
Die Flucht der Diener fing schon an.
Da hieß, den Spukgeist auszutreiben,
Der Burgherr seinem Capellan.

Gerüstet mit des Bannes Waffen,
Begann der Priester seinen Spruch:
„Gespenst, was hast du hier zu schaffen?
Uns schreckt dein nächtlicher Besuch.“ —

„O, lasset euch vor mir nicht grauen!“
Erwiederte der Geist darauf:
„Im Ritterkampf und Dienst der Frauen
Vollbracht' ich meinen Erdenlauf.

Wo ich geliebt einst und gestritten,
Entstieg ich meiner dumpfen Gruft,
Und ward zur Uebung alter Sitten
Gelockt vom Hauch der Lebensluft.

Euch aber sey zum Trost verkündet,
Daß bald mein eisernes Geschick
An's Bett von Staub mich ewig bindet,
Und nimmer kehr' ich dann zurück." —

„Gut!" sprach der Priester: „das mag gelten!
Halt' aber Wort, als Rittersmann!
Sonst bleibt es nicht bei hohlem Schelten;
Ich strafe dich mit strengem Bann." —

So war der Geist jetzt freigesprochen
Und keine Wehthat ihm geschehn.
Doch ließ er sich nach wenig Wochen
Hinfort im Schlosse nicht mehr sehn.

Auch ich betrat nach langen Ruhestunden,
Wie jener Geist, des frühern Strebens Bahn.
Herbstrosen nur hab' ich darauf gefunden;
Man nehme sie geneigt und freundlich an!

I.

Der Staatsklügler und seine Nichte.

An einem Neujahrstage hatte der alte Hofrath Klausner seine alte Pein, die Fußgicht. Verdrießlich saß er in einem großen Lehnstuhle, wie im Gefängniß, und sehnte sich nach den Zeitungen, die noch sein einziges Labsal waren. Er hatte seine Stelle als Rechnungsführer bei einer Landeskasse niedergelegt und sich zur Ruhe gesetzt; aber die Kaiser und Könige hatten nicht Ruhe vor ihm: er fand immer an ihrem Thun und Lassen etwas zu tadeln. Hier, wo er Krieg haben wollte, herrschte Friede; dort, wo er es weder erwartete noch genehmigte, rückten Heerschaaren ins Feld. Er konnte nicht aufhören, sich zu ärgern.

Es war eben jetzt ein bedenklicher Zeitpunkt, da es sich entscheiden mußte, ob eine gewisse Macht nach seinem Sinne handeln würde oder nicht. Darum sah er mit höchster Ungeduld den Zeitungen entgegen, und verwünschte das neue Jahr, weil es auf einen Zeitungstag gefallen war: denn diesem Umstande maß er die Schuld bei, daß die geliebten Blätter später als gewöhnlich ausgegeben wurden.

„Ach, lieber Onkel,“ sagte seine junge, schöne Nichte mit einem bittenden Tone, „schelten Sie doch das heutige Fest

nicht! Die Menschen sind da besonders freundlich und herzlich gegen einander. Das gefällt mir, obgleich in unsere Einsiedelei kein erfreulicher Wunsch dringt.“

„Verlierst nichts!“ versetzte der Hofrath. „Alles Heuchelei, nichts als Heuchelei! Die kleinste Staatsneuigkeit ist mir lieber, als solcher Schnack.“

„Ich denke anders,“ sprach Wilhelmine.

„Denke wie du willst, aber schweig! Man hört bei deinem Geplapper nicht, wenn der Zeitungsbote klingelt.“

Er rückte die Mütze von den Ohren und beugte horchend den Kopf vor. Endlich tönte die Klingel. „Gott sey Dank!“ rief er, und ruderte mit den kranken Beinen, um sich vom Stuhle zu heben und die Thür zu öffnen. Indessen brachte ihm Minchen schon die Zeitungen. Er entfaltete sie hastig, und suchte mit der Brille den Ort, wo wichtige Neuigkeiten herkommen sollten; doch fand er nichts. Das Blatt war überhaupt dießmal sehr mager. „Es ist eine Schande!“ sprach er unwillig. „Man gibt das Jahr lang schweres Geld für Zeitungen aus, und was hat man dafür? Ein paar knappe halbe Seiten politische Nachrichten. Den übrigen Raum füllen unbedeutende Nebendinge, die zwei oder drei Menschen wichtig sind und zehntausend bezahlen müssen. Hier weinen und jammern lachende Erben; dort melden ihre vergnügt vollzogene Verbindung ein Paar junge Eheleute, die vielleicht über's Jahr ihre noch vergnügter vollzogene Scheidung bekannt machen werden. Was gehn mich solche Hausgeschichten an? Und was frag' ich vollends darnach, ob Peter Messerts Frau einen Jungen oder ein Mädchen geboren hat? — Heute macht man's noch schlimmer! Da hat man sogar ein Liebesgedicht abdrucken lassen, worin sich der Versler einen Ausfall auf die Staatskunst erlaubt. Die Zeitung läßt sich also auf ihrem eigenen

Grund und Boden einen Hieb versetzen. Welch ein Unsinn!" —

Er warf das Blatt auf den Tisch und drückte die Augen zu, um das Aergerniß zu verschlafen.

Minchen machte sich sonst wenig aus den Zeitungen, jetzt aber griff sie, wegen des gescholtenen Minneliedes, schnell darnach, und fand folgende Zeilen:

Der schönsten Blume.

Umstarrt von Eis, umheult vom rauhsten Winde,
Durchschwärmt mein Geist des Sommers Paradies,
Der mich im Garten, unter einer Linde,
Die Königin der Rosen finden ließ.

Aussprechen wollt' ich ihr mein Hochentzücken;
Allein ihr Hüter war ein strenger Mann;
Er legte mir sogleich mit finstern Blicken
Gebieterisch des Schweigens Fessel an.

Von Staatskunst sollt' ich sprechen und von Schlachten,
Und wußte von den Dingen nicht ein Wort.
Da schien er mich voll Ingrimm zu verachten,
Und ging und riß die Rose mit sich fort.

Doch, ihm zum Trotze, tret' ich jetzt zur Wiege
Des jungen Jahr's, das uns entgegen lacht,
Und bitte, daß es meinem Wunsche füge,
Recht oft zu schau'n der schönsten Rose Pracht.

O, möchte sie mir ganz zum Eigenthume
Der Gott der Liebe gnädiglich verleihn!
Dann würde durch den Zauber dieser Blume
Ein ew'ger Wonnemond mein Leben seyn.

Eduard.

Minchen ward bei Lesung dieser Verse von einer süßen Ahnung ergriffen, daß sie selbst die besungene Blume sey.

Ihr Oheim machte nämlich im Sommer vorher — was nicht alle Jahre geschah — einen Spaziergang mit ihr, und hatte den bei ihm ganz ungewöhnlichen Einfall, in einem öffentlichen Garten Kaffee zu trinken. Er vermied zwar den Sammelplatz der feinen Welt und wählte sich einen sehr entfernten, von einer großen Linde überschatteten Tisch; aber Minchens Schönheit bevölkerte bald die einsame Gegend. Alle junge Männer, die sich im Garten befanden, gingen nach und nach vorüber, und die meisten grüßten, wobei sich der Hofrath immer flämisch umsah und brummend an den Hut griff, ohne ihn von der Stelle zu rücken. Einer dieser Herren, der sich durch seine angenehme Gestalt vor allen andern auszeichnete, bat sogar um Erlaubniß, sich mit seinem Kaffee, den ihm eben ein Aufwärter brachte, am Tische des Einsiedlers niederlassen zu dürfen. Der Hofrath gewährte sie mit unfreundlichem Kopfnicken, sah sich aber vorher nach mehrern umherstehenden leeren Tischen um, wodurch er zu verstehen geben wollte, daß der junge Mensch wohl anderswo Platz nehmen könnte. Dieser Wink blieb jedoch unbeachtet, und der zudringliche Gesellschafter begann ernst und ehrbar das gewöhnliche Einleitungsgespräch vom Wetter. Er wandte sich aber bald mit süßer Artigkeit zu Minchen, und sprach von Schauspielen und andern Lustbarkeiten. „Von dem Allen weiß das Mädchen nichts!“ fiel der Hofrath hastig ein. „Wollen Sie sprechen, mein Herr, so sprechen Sie mit mir! Was gibt's Neues?“ — Der Befragte wußte nichts, und gestand offenherzig: er lese wenig oder gar keine Zeitungen. „So passen wir nicht zusammen!“ sagte der Hofrath. Damit stand er plötzlich auf, zog das Mädchen mit sich fort, und eilte zum Garten hinaus.

Indem sich Minchen aller dieser Umstände erinnerte, kam

ihre Freundin Franziska, um ihr einen Neujahrswunsch zu bringen. Der alte Murrkopf schlief noch; die Mädchen konnten ungestört in einem Winkel plaudern. Minchen zeigte der Freundin die Verse, die ihr im Kopfe herum gingen, erzählte die Gartengeschichte, und äußerte mit Erröthen ihre Vermuthung, daß jenes Gedichtchen damit zusammen hänge.

„Darauf wett' ich selbst!" sagte Franziska. „Wie sah denn der junge Mann ungefähr aus?"

„Er war lang und schlank, hatte sehr blonde Haare, große blaue Augen —"

„Genug, genug!" rief Franziska. „Das ist Doctor Wallberg, wie er leibt und lebt, und daß er in die Dichtkunst pfuscht, weiß ich auch; also ist das Räthsel schon so gut als gelös't. Aber ich hoffe, die Sache noch heute vollends auf's Reine zu bringen. Ich bin auf den Abend mit dem Doctor in Gesellschaft, und da soll er mir beichten müssen."

„O, laß das seyn!" bat Minchen. „Wenigstens verrathe mich nicht, daß ich mit dir über die Verse gesprochen habe.

„Sey unbesorgt!" sagte Franziska, und trippelte auf den Zehen fort, um den alten Herrn, dem sie einen muthwilligen Kuß zuwarf, nicht zu wecken.

Am Abend flatterte Wallberg in einer großen Theegesellschaft von einer Schönen zur andern. Da faßte Franziska, die ihn schon seit langer Zeit kannte, den Schmetterling, huschte mit ihm abseits an ein Fenster und fragte: „Wie heißen Sie? mein Herr!"

„Das wissen Sie ja!" sagte Wallberg.

„Nur halb weiß ich's;" erwiederte sie. „Ich bitte mir Ihre Taufnamen aus."

„Die sind Wilhelm Eduard."

„Das dacht ich! den letztern hat mir schon heute früh

mein kleiner Finger gesagt; und nun gestehn Sie nur gleich auf der Stelle, daß Sie der Eduard sind, der in der heutigen Zeitung den Liebesgott in Versen ersuchte, ihm eine gewisse Blume zu schenken."

Wallberg ward roth und stellte sich fremd.

„Läugnen Sie nicht!" sagte sie. „Ich sah's mit eigenen Augen, wie Sie sich in Antons Kaffeegarten zu der blühenden Rose hinsetzten, mit ihr zärteln und kosen wollten, aber von dem grämlichen Hüter schnell zur Ruhe gewiesen wurden. Ich hörte mit meinen Ohren, wie er Sie nach Neuigkeiten fragte, Sie aber nichts wußten, und frank und frei gestanden, daß Sie keine Zeitungen lesen. — Ei, da traten Sie bei ihm gewaltig ins Näpfchen!"

Wallberg erröthete immer mehr, bekannte zuletzt alles, und bat dringend um den Namen der schönen Blume.

Franziska nannte sie ihm und den Oheim, und setzte hinzu: „Bei Diesem haben Sie sich, wie gesagt, sehr übel empfohlen: denn er ist unstreitig der eifrigste Zeitungsleser im Lande. Die Politik hat ihn ganz versteinert, und er würde den Liebesgott schön empfangen, wenn er in seinem Hause wirthschaften wollte. Da hat niemand Zutritt als der Zeitungsschreiber, Magister Gregorius, ein alter, lederner Candidat der Theologie, der Abends dem Hofrath alle fremde Zeitungen, aus welchen er die seinige zusammenstoppelt, Stück für Stück vorlies't, aber Minchen nie freundlich ansieht und kein Wort mit ihr spricht."

„O, wär' ich doch an des Oelgötzen Stelle!" sagte Wallberg. „Sollt' es mir denn durchaus unmöglich seyn, irgend einmal die schöne Wilhelmine zu sprechen?"

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ antwortete Franziska. „Das arme Kind darf nicht ausgehen, und Sie, Herr Doctor, können nicht anders auf einen guten Empfang im Hause rechnen, als wenn Sie einen Zauberer auftreiben, der Sie in ein Zeitungsblatt verwandelt.“

Wallberg stand ein Weilchen in Gedanken und sagte dann freudig: „Wir wollen sehen, was sich thun läßt. Melden Sie mich vorläufig bei Ihrer Freundin an. Ich denke, meinen Wunsch sehr bald, ohne Zauberei zu erreichen.“

Ungläubig darüber lachend, ging Franziska zur Gesellschaft zurück.

Am folgenden Tage berichtete sie Minchen den gelungenen Erfolg ihrer Untersuchung, und that ihr kund, daß Wallberg sie nächstens mit einem Besuch überraschen wolle. Minchen erschrack, beruhigte sich aber sogleich wieder, weil sie diese Drohung für einen bloßen Scherz hielt.

In der Frühe des nächsten Morgens klingelte jemand. Sie ging hinaus, um die Thür zu öffnen: denn das war stets ihr Amt, da die taube Köchin, die jetzt auch abwesend war, diesen Dienst nicht versehen konnte. Ruhig und gelassen schob Minchen den Riegel zurück; doch erschrocken fuhr sie zusammen, als sie statt der Milchfrau, die sie eben erwartete, einen Milchbart vor sich erblickte. Es war der junge Gartengesellschafter, in einem alten, grobtuchenen Ueberrocke, und überhaupt in der vollständigen Tracht eines Hausknechts. Sie sprang zurück; ein Schrei schwebte ihr auf den Lippen. Wallberg legte, um sie zu beschwichtigen, den Finger auf den Mund, sah sich nach allen Seiten schüchtern um, und sagte sehr laut, und mit der, seiner Kleidung angemessenen, gemeinen Sprechart: „Herr Magister Gregorius läßt sich dem Herrn Hofrath schönstens empfehlen, und schickt ihm da ein Zeitungsblatt, das auf hohen

Befehl umgedruckt werden muß, weil verschiedene darin enthaltene große Neuigkeiten hier noch nicht bekannt werden sollen. Der Herr Hofrath möge daher, sagte der Herr Magister, das Blatt recht genau durchlesen, und es ihm durch mich wieder zuschicken, weil es verbrannt werden müsse."

Minchen stand verlegen; sie wußte nicht, ob das Spaß oder Ernst sey. Aber ihr Oheim, der die angenehme, mit derber Hausknechtsstimme angebrachte Botschaft in der Stube gehört hatte, schrie mit der heftigsten Ungeduld: „Gib her, gib her!"

Sie brachte ihm das Blatt. Er griff hastig mit beiden Händen darnach und sagte: Potz tausend, was mag da drin stehn! Gib dem Kerl einen Schnapps und laß mich allein, daß ich ungestört lesen kann."

Um ihn nicht stutzig zu machen, nahm sie die Branntweinflasche aus dem Schranke und ging damit hinaus, setzte sie aber sogleich hinter der Thüre wieder aus der Hand, weil doch der Mann, dem die geistige Gabe zufließen sollte, keiner weitern Befeuerung bedurfte. Er stand noch wie ein bescheidener Bote an der Thüre des Vorsaals. Minchen machte sich in möglichster Entfernung ein Geschäft und schenkte ihm keinen Blick. Er mußte sich also, wenn er sein Abenteuer nicht wie ein blöder Dümmling endigen wollte, mit leisen Schritten vorwärts bewegen. Sie sah mit Bangigkeit, daß ein Gespräch unvermeidlich war, und das wollte sie doch nicht in der Nähe der Stubenthür, wo es dem Oheim vernehmlich werden konnte, ausbrechen lassen. Eilig ging sie daher dem Leisetreter entgegen, und winkte ihm mit der Hand, auf seiner Botenstelle zu bleiben.

Er zog sich wieder zurück und flüsterte: „Verzeihen Sie, Theuerste, daß ich mich in dieser Verkleidung hier einschlich,

Ich bin Eduard — ich verehre Sie innigst — ich empfinde" —

„Sie haben mich sehr erschreckt!" fiel sie ihm sträflich in's Wort. „Ich hätte wirklich Ursache, Sie zu schelten."

„Doch Sie vergeben mir!" sagte Eduard. „Das seh' ich Ihnen schon an den lieben, holden Augen an. Ein Engel, wie Sie, kann nicht ernstlich zürnen."

„Wagen Sie nicht zu viel auf diesen Glauben!" entgegnete sie, und konnte sich dabei eines anmuthigen Lächelns nicht enthalten.

Nun hatte Wallberg gewonnen. Ein freundliches Wort gab das andere, und es kam endlich zu einer förmlichen Liebeserklärung, die nicht abhold aufgenommen ward.

Indessen hatte der Hofrath die Zeitung gelesen. Er rief Minchen, gab das Blatt zurück, und der Bote ging fröhlich von dannen.

„Meine Erwartung hat mich sehr getäuscht;" sagte der Oheim, als das Mädchen wieder in's Zimmer trat. „Ich hatte mich auf unerhörte Dinge gefaßt gemacht, und fand nichts als gewöhnliche Lapperei und Plapperei. Mich dauert beinahe das Glas Branntwein, das wir dem Boten gereicht haben."

„O, er hat's nicht bekommen!" antwortete sie. „Er schien mir schon etwas berauscht; darum gab ich's ihm nicht."

„Das hast du recht gemacht!" sprach der Alte.

Bald darauf brachte der gewöhnliche Bote die Zeitung. Der Staatsklügler fiel neugierig darüber her, um die Abweichungen dieses Blattes von dem, das er schon gelesen hatte, zu finden: aber da stand, wie die Buchdrucker sagen, Männchen auf Männchen gedruckt; es fehlte kein Wort, keine Sylbe. Er konnte das nicht begreifen und murrte:

„Was hat denn der Affe, der Gregorius gewollt? Er muß geträumt haben, oder es rappelt ihm in dem Kopfe.“

Abends kam der Magister wie gewöhnlich, und erstarrte ganz, als ihn, indem er über die Schwelle trat, der Hofrath zur Rede setzte, warum er ihn durch das Mährlein vom Umdruck der Zeitung zum Besten gehabt hätte. Der bestürzte Mann schwor Stein und Bein, daß er von dem allen nichts wisse. „So muß der Satan im Spiele seyn!“ rief der Hofrath, und Beide zerbrachen sich den ganzen Abend über die Sache den Kopf. Doch sie, die das Räthsel mit Einem Worte hätte lösen können, saß still wie ein Mäuschen.

Ungefähr acht Tage nachher enthielt die Beilage der Zeitung, unter einem Gemengsel von hundert andern verkäuflichen Dingen, folgende Anzeige:

„Fünfzig vollständige Jahrgänge der hiesigen Zeitung „von 1760 bis 1810 sind um einen äußerst billigen „Preis zu verkaufen. Nähere Nachricht in der Hüh„nergasse Nro. 90.“

„Sapperment!“ schrie der Hofrath auf. „Das ist ein wahrer Schatz, den muß ich heben! O, hätt' ich Flügel, um gleich in die Hühnergasse zu fliegen! — Man hat eine Meile Weges dahin, die taube Kathrine ist zu keinem Geschäfte zu brauchen und ich kann leider nicht fort: was soll ich anfangen? — Minchen, liebes Minchen, hilf mir aus der Noth! Kleide dich schnell an, und lauf, was du kannst, in die Hühnergasse Nro. 90. Da sind fünfzig — denk' einmal fünfzig! — Jahrgänge der hiesigen Zeitung zu verkaufen. Schließ den Handel geschwind, eh' ein An-

derer den Schatz hebt. Hier sind zehn Louisd'or. Verlangt man mehr, so gib sie auf Abschlag und versprich, den Rest noch heute zu bezahlen."

Minchen war im Stillen vergnügt, daß sie einmal ihrer häuslichen Gefangenschaft entlassen werden sollte. Sie wollte recht eilen und auf dem Rückwege ein Viertelstündchen unterschlagen, um ihre Freundin Franziska zu besuchen. Doch während des Ankleidens seufzte sie: „Zehn Louisd'or für altes Löschpapier! — Ach, wenn er mir nur die Hälfte des Goldes zu einem seidenen Mantel geben sollte, er würde schelten und toben, daß es nicht auszuhalten wäre."

Als sie fertig war und auf dem Sprunge stand, that sie noch die Frage: wie sie den ungeheuern Berg von Papier aus der Hühnergasse fortbringen sollte.

„Nimm einen Wagen, er koste was er wolle! Nur lauf jetzt, lauf! Ich gräme mich todt, wenn du den Handel versäumtest."

Sie eilte fort.

Einige hundert Schritte von ihrem Hause kamen ihr, als sie sich um die nächste Straßenecke wandte, Franziska und Wallberg entgegen.

„Steh, Wanderer!" rief Jene. „Wohin so früh?"

„Um Gottes Willen halte mich nicht auf!" sagte Minchen. „Ich hab' ein sehr dringendes Geschäft in der Hühnergasse."

„Das kennen wir!" sprach die Freundin. „Wir lauern schon eine halbe Stunde auf dieser Stelle, um dir den Weg zu verrennen und zu ersparen. Es gibt in der Hühnergasse kein Haus mit der Zahl 90, und in allen den dreißig Hütten, die dort stehen, sind keine Zeitungen zu haben. Wallberg ließ die Anzeige davon drucken, um

dich auf ein paar Stunden aus deinem Gefängniß zu befreien, damit du mit uns bei meiner Mutter Chokolade trinken kannst."

„O, was für Streiche machen Sie!" sagte Minchen zu Wallberg. „Es ist doch nicht löblich, einen guten, alten Mann so zu täuschen."

Er vertheidigte sich so geschickt, daß sie ihm nicht zürnen konnte. Sie ließ sich endlich auch überreden, mit zum Frühstück zu gehen; doch kaum hatte sie von der Chokolade genippt, so ward ihr Angst und bange, und sie wollte fort in die Hühnergasse, um des Oheims Befehl genau zu befolgen, und ihm wenigstens aus eigener Ueberzeugung berichten zu können, daß sich kein Haus mit der angegebenen Zahl dort befinde. Wallberg betheuerte: er habe das selbst untersucht und sie könnte getrost behaupten, dort gewesen zu seyn. „So muß ich doch eine Unwahrheit sagen;" entgegnete sie. „Das beunruhiget mich." — Und wieder stand sie auf, um den überflüssigen Gang zu thun; aber mit vereinigten Bitten sie fesselnd, ließ man sie nicht fort, bis die Zeit vorüber war, die sie zu der Handelsreise hin und zurück nöthig gehabt hätte.

„Nun, wo sind die Zeitungen?" rief der Oheim, als sie mit Herzklopfen vor ihm erschien.

Sie antwortete furchtsam: die angegebene Hauszahl sey in der Hühnergasse nicht vorhanden.

„So muß der Donner drein schlagen!" schrie er auf. „Da ist entweder ein Schreib- oder Druckfehler vorgefallen. Welche verfluchte Nachlässigkeit bei einer so wichtgen Sache! Aber der Name der Gasse ist gewiß richtig; drum hättest du, einfältiges Mädchen, von Haus zu Haus gehen, und in allen Stuben und Kammern nach den Zeitungen fragen sollen."

Sie ließ sich schelten und verantwortete sich nicht.

Er saß einige Minuten still in Gedanken. Plötzlich fuhr er wieder auf: „Ich will mich selbst auf den Weg machen. Schaff mir einen Wagen und einen Lohnbedienten. Geschwind, geschwind!“

Welche Verlegenheit! Sollte sie den alten, gichtbrüchigen Mann eine vergebliche Fahrt thun lassen, oder ihm die Wahrheit bekennen? — „Gesteh!“ sagte das gute Herz; aber die Liebe sprach: „Schweig! sonst ist Eduard für dich verloren.“ — Und die Liebe fand Gehör.

Diese Nachgiebigkeit beschönigte Minchen vor sich selbst damit, daß der Arzt dem Oheim schon mehrmals gerathen hatte, sich in einem bequemen, verschlossenen Wagen eine Bewegung zu machen. Das gute Herz und die Liebe standen folglich gar nicht mehr im Widerspruch. Dadurch beruhiget, schaffte Minchen sogleich eine stattliche Miethkutsche und einen Lohnbedienten herbei. Dieser und die taube Köchin trugen den alten Herrn, dem das Zipperlein noch scharf zusetzte, die Treppe hinunter, und die Reise ging fort.

„Hier ist die Hühnergasse!“ sagte der Kutscher, indem er anhielt und der Bediente von seinem Brette sprang.

Der Hofrath steckte den Kopf aus dem Wagen, und übersah augenblicklich, daß der Katzenwinkel, bei dem er angelangt war, nicht neunzig Häuser enthielt. Er befahl dem Kutscher, ihn nach Nro. 1. zu fahren.

Dort sprach er zum Lohnbedienten: „Geh' Er in diesem Hause vom Keller bis zum Boden hinauf, und frag' Er von Thür zu Thür, ob hier Zeitungen zu verkaufen sind.“

Der Bediente ging, und kam mit einem halb zerrissenen Blatte in der Hand zurück. „Mehr haben sie hier nicht,“ sprach er, „und das wollen sie Ihnen schenken.“

„Stockfisch!“ rief der Hofrath, „ich suche fünfzig Jahrgänge, die wenigstens — drei Blatt auf die Woche gerechnet — siebentausend achthundert Stück ausmachen, und Er bringt mir da den einzigen Wisch! — Doch geb' Er her, und nun weiter fort zu Nro. 2!“

Der Wagen rückte mit dahin vor, und der Insaß desselben las, während der Diener drin auf der Zeitungsjagd war, das unvollständige Blatt mit großer Begierde, ungeachtet es schon verschiedenen Eßwaaren zum Mantel gedient hatte.

Der Diener kam dießmal ohne Beute zurück und durchstöberte dann noch eben so fruchtlos fünfzehn bis zwanzig andere Häuser, bei welchen allen der Hofrath selbst vorfuhr. Jener weigerte sich endlich, die Haussuchung fortzusetzen. „Das Gesindel hier,“ sprach er, „sieht mich an, wie die Kuh das neue Thor, und lacht mich aus. Viele wissen gar nicht, was Zeitungen sind.“

„Gott verzeih's ihnen!“ fiel der Hofrath ein.

„Und alle versichern: es sey schon vor ein paar Stunden ein ältlicher Mann wie toll hier herum gelaufen und habe nach alten Zeitungen gefragt.“

„Das glaub' ich sehr gern;“ versetzte der Hofrath. „Mich wundert, daß nicht schon Tausende gekommen sind und diese Frage gethan haben.“

Nach längerem Wortwechsel machte das nothgedrungene Versprechen, den Lohn zu verdoppeln, dem verdrießlichen Diener neuen Willen und Muth, sich auch in den noch nicht durchforschten Hütten dem groben Gespött der darin hausenden Philister und Bettler auszusetzen. Der Hofrath, der immer im Wagen hinterher schneckte, blieb indessen auch nicht mit Unbilden verschont, weil seine breite, für ganze Familien gebaute Kutsche das enge Gäßlein ver-

stopfte. Einige Bauern, die mit ihren Karren hindurch wollten und umkehren mußten, prügelten sich mit dem Kutscher und drohten mit geballten Fäusten dem Herrn: alle Fußgänger, die zwischen den Rädern und Häusern mühsam durchkrochen, warfen Schimpfworte, mitunter sogar Schneebälle, in den Wagen; am tollsten aber betrug sich ein grober Pfahlbürger, der eben, als der Hofrath dicht vor seiner Thüre hielt, ins Haus gegenüber ein junges Schwein bringen wollte: er riß den Schlag auf, hob das schmutzige, schreiende Thier in den Wagen, stieg selbst hinein und trieb es auf der andern Seite wieder hinaus. Da füllten sich alle Fenster mit Zuschauern, die unmäßig jubelten und in die Hände klatschten. Andere stürzten aus ihren Höhlen hervor und schauten mit langen Hälsen in den Wagen, um den Mann zu sehen und auszulachen, dem ihr Nachbar und Gevatter den lustigen Possen gespielt hatte.

Das alles litt der standhafte Märtyrer mit unverwüstlicher Geduld. Er hatte gegen die unsaubern Spottvögel, die ihm wie ein blindes, mitleidswerthes Heidenvölkchen vorkamen, so wenig Groll, daß er sich am Ende, als der Lohnbediente das letzte Haus vergebens durchfragt hatte, aus dem Wagen heraus beugte und mit rührender Stimme sprach: „Ist vielleicht, ihr guten Leute, noch jemand unter euch, der die schätzbare, öffentlich feil gebotene Sammlung alter Zeitungen im Besitz hat, der trete freundlich hervor, schließe mit mir einen billigen Handel, und sey baarer und augenblicklicher Zahlung gewärtig.“

„Nee, alte Herrschaft!“ rief ein Lustigmacher. „Wir

können mit solchen Waaren nicht dienen. Fragen Sie nach fünfzig Jahren wieder nach!“

„Fahr zu, Kutscher!“ schrie der Lohnbediente, um sich und seinen einfältigen Herrn aus dem Spottgetümmel zu retten.

Mürrisch und stumm kam der Hofrath nach Hause. Minchen war zu ehrlich, ihn zu fragen, ob er etwas ausgerichtet habe. Die Donnerwolken seines Gesichts benahmen ihr auch allen Muth, ein anderes Gespräch zu beginnen. So herrschte eine ängstliche Stille, die eine Stunde lang fortdauerte und der armen Nichte so drückend war, daß sie den sonst verhaßten Magister dießmal recht gern herein treten sah.

Er warf sich sogleich auf den nächsten Stuhl und ächzte laut. Aber der Hofrath fragte nicht theilnehmend, was ihm fehle, sondern fuhr ihm auf den Hals: „Was für Lügen laßt Ihr drucken! Fünfzig Jahrgänge der Zeitung sollen in der Hühnergasse Nro. 90. zu verkaufen seyn, und das ganze Bettlernest hat nur dreißig Hütten. Da läuft und fährt man dahin, und kommt mit leeren Händen zurück.“

„Dafür kann ich nichts;“ versetzte Gregorius. „Ich bin nicht Marktmeister des gedruckten Trödelmarkts. Das ist der Verleger; und auch ihm können Sie keine Schuld beimessen: denn er ist nicht allwissend. Hab’ ich doch selbst die verdammten Zeitungen wie eine Stecknadel gesucht, und bin noch davon müde wie ein Hund.“

„So?“ — sagte der Hofrath: „Sie wollten mir also die prächtige Sammlung wegkaufen?“

„Um sie Ihnen an Ihrem nächsten Geburtstage zu schenken;“ antwortete Gregorius.

„Das sagt sich nun wohl;“ erwiederte Jener. „Wären

Sie aber in Besitz des Schatzes gekommen, Sie hätten still und neidisch geschwelgt.“ —

„Geschwelgt?“ fiel Gregorius lachend ein. „Wer sonst als Sie könnte in alten Zeitungen schwelgen!“ Doch möcht ich diese fast noch lieber lesen als die neuen, die seit einem halben Menschenalter nichts als große Kriegs-Mordgeschichten enthalten.“

„Sie reden seltsam, Herr Magister! Die Schlachtenberichte vergnügen mich sehr.“

„Und ich, Herr Hofrath, bitte Gott, daß er mich davon erlöse. Ich sehe kein Zeitungsblatt mehr an, sobald ich ein Pfarramt bekomme.“

„Damit ist's wohl vorbei, mein werther Herr Magister!“

„Meynen Sie? — Ich gebe meine Hoffnung nicht auf. Gott — soll einmal ein Prediger auf der Kanzel gesagt haben — Gott ist nicht ein Herr von Eilenburg, sondern ein Herr von Wartenberg; darum müssen wir in unserm Gebet von Anhalt seyn.“ —

„Mein Freund,“ entgegnete der Hofrath mit Hohnlächeln, „ich denke, der Herr von Wartenberg wird Sie so lange warten lassen, bis Sie der Herr von Eilenburg, der Tod, übereilt.“

Diese lieblose Rede verdroß den Magister so sehr, daß er die mitgebrachten Zeitungen hastig aus der Tasche zog, auf den Tisch warf und schnell davon ging.

Er schmollte vierzehn Tage und entzog dem Hofrath seinen Besuch; doch schickte er von Zeit zu Zeit einen Pack Zeitungen. Diese mußte Minchen dem alten Sauertopf vorlesen, und sie that es mit Zittern, weil er bei jedem falsch ausgesprochenen Orts- oder Eigennamen heftig schalt, und mit geballter Hand auf den Tisch schlug.

Als sie zwei solche Angstwochen überstanden hatte, ließ

sich der Magister mit einem Freunde, dessen Name nicht genannt wurde, feierlich anmelden, und eine Stunde darauf erschien er — man denke sich Minchens Erstaunen! — mit dem Doktor Wallberg.

Der Hofrath machte über den Besuch des ihm unbekannten jungen Mannes große Augen, und sie wurden noch größer, als der Magister begann: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier in der Person des Herrn Wallberg, Doctors der Philosophie, den künftigen Redacteur der Zeitungen vorzustellen. — Sie prophezeiten mir neulich, der Herr von Wartenberg im Himmel würde mich bis an mein seliges Ende auf eine Pfarre warten lassen: allein unvermuthet und wunderbarer Weise hat mich ein auf Erden lebender Herr von Wartenberg, Erb=, Lehn= und Gerichts=Herr auf Rahnitz, zum Pfarrer dieses Kirchdorfs berufen, und ich habe diesen Ruf mit Dank angenommen. Mein hoher Gönner machte mir dabei die Bedingung, seinem Universitätsfreunde, dem Herrn Doctor Wallberg, meine bisherige Stelle beim Zeitungswesen zu verschaffen, und das ist mir auf's erste Wort bei dem Verleger gelungen. Da nun der Herr Doctor von heute an Herr und Meister über alle fremde Zeitungen ist, so hab' ich ihn aus Freundschaft gegen Sie ersucht, Ihnen meinen Platz, als Mittheiler und Vorleser, zu ersetzen.“

„Es wird mir Ehr' und Vergnügen seyn;“ sagte Wallberg, und verbeugte sich gegen den Hofrath. „Ich weiß die Muße meiner Abendstunden nicht besser anzuwenden.“

Der Hofrath lächelte mit einem Auge, und mit dem andern sah er finster; denn er wollte den Genuß der Zeitungen nicht gern entbehren, und eben so ungern, Minchens halber, dem beinahe noch unbärtigen Lehrer der Weltweisheit bei sich Zutritt gestatten. Verlegen rieb er und

wand die Hände, griff endlich an seine Sammtmütze, lüftete sie ein wenig und stammelte: „Sie sind sehr gütig — in der That sehr gütig — ich besorge nur“ —

„Machen Sie keine Umstände!“ sagte Gregorius. „Der Herr Doctor thut's mit Vergnügen, und er wird Sie dreimal besser unterhalten, als ich: denn da er der englischen Sprache mächtig ist, so sind schon die vorzüglichsten Londner Blätter aus Hamburg verschrieben, und nun werden Sie erst schmecken, was Zeitungen sind. Da gibt's Freimüthigkeit, Herr Hofrath!“

Dieser Lockung konnte der Alte nicht widerstehen. Er zog die Mütze tief ab und versicherte dem Doctor, daß er sich auf seine Besuche freue.

Als er mit Minchen wieder allein war, lachte er boshaft vor sich hin und sagte: „So wird aus dem alten, verrosteten Magister doch noch ein Pfarrer! Es gleicht einem Wunder. — Und der junge Doctor ist mir auch ein Räthsel. Der Mensch kommt mir bekannt vor; ich muß ihn schon irgendwo gesehen haben.“

Minchen unterbrach ihn mit einem erzwungenen Husten, um ihr plötzliches Erröthen zu bemänteln. Sie sehnte sich, mit ihrer Vertrauten zu sprechen, und nach einigen Stunden gelang ihr ein Husch aus dem Hause. Sie erfuhr in der Hauptsache nichts Neues. Herr von Wartenberg befand sich zum Carneval in der Stadt, ging täglich mit dem Doctor um, und sie tranken eben eine Flasche Wein zusammen, als dem Kirchenpatron von Rahnitz der Tod seines Pfarrers gemeldet wurde. Wallberg schlug sogleich den Magister Gregorius zum Nachfolger vor, um dessen

Platz im Hause des Hofraths zu gewinnen, und der Edelmann war um das Seelenheil seiner Unterthanen so wenig bekümmert, daß er ohne die geringste Kenntniß von den Fähigkeiten und sittlichen Eigenschaften des Candidaten seinem eigennützigen Freunde mit lachendem Munde den Auftrag gab, das Geschäft nach eigenem Gefallen abzumachen.

Wallberg öffnete sich gleich am nächsten Abend mit dem papiernen Schlüssel der Zeitungen das ihm bisher verschlossene Paradies, und sogar des Hofraths Herz, weil er nicht nur die erquickenden Neuigkeiten angenehm vorlas und mit geläufiger Zunge darüber schwadronirte, sondern auch an Gleichgültigkeit gegen Minchen seinen Vorgänger noch übertraf. Anfangs war der Alte mißtrauisch und stellte ihm eine Falle. Er ging in den Alkoven, schob des Fensters Vorhang ein wenig bei Seite, und spähte und horchte, ob die jungen Leute während seiner Abwesenheit einen verliebten Schleichhandel treiben würden. Aber indem er sich auf den Lauerplatz begab, warnte Minchen ihren Freund mit den Augen, und er blätterte stumm und mit unverwandten Blicken in den Zeitungen, bis der Aufpasser zurück kam und sich mit sichtlicher Gemüthsruhe wieder an den Tisch setzte.

In der Folge besprachen sich die Liebenden fleißig durch Briefchen, die sie einander heimlich zusteckten, und verlobten sich förmlich auf dem Papiere.

Als Wallberg die Braut in der Tasche hatte, rückte er mit den ersten englischen Zeitungen heraus, las sie ohne Anstoß deutsch vor, und pfefferte noch den kräftigen Inhalt derselben mit eigenen Zusätzen, die sein Zuhörer für baare Münze annehmen mußte, weil er kein Englisch verstand, und folglich das Original mit der Uebersetzung nicht

vergleichen konnte. Ganz entzückt rief er einmal über das andere: „Brav! trefflich! Solche Kernzeitungen hab' ich mir längst gewünscht. Keine deutsche reicht ihnen das Wasser."

Aber nach dem Schlusse der Vorlesung sagte Wallberg: „Ich bereue fast, Herr Hofrath, daß ich Ihnen diese behagliche Seelenspeise zu kosten gab; denn ich kann Sie hinfort nicht weiter damit bewirthen."

„Wie so? wie so?" fragte der Alte mit Schrecken und Hast, indessen Minchen aus der Stube schlich.

„Ich bin der Zeitungsschreiberei schon überdrüßig," antwortete Wallberg, und gebe morgen dieß lästige Geschäft wieder auf."

Bestürzt bat der Hofrath, ihn nicht im Stiche zu lassen, und erbot sich zu einem ansehnlichen Jahrgehalte.

„Ich danke sehr;" sagte der Doctor. „Mein väterliches Vermögen ist mehr als hinreichend, einen Müßiggänger zu ernähren. Ich habe jährlich zweitausend Thaler sichere Einkünfte. — Nur ein einziges Etwas, das Sie mir gewähren können, würde mich Ihnen auf mein ganzes Leben zum täglichen Versorger mit Zeitungen und zum Vorleser derselben verpflichten — und dieses Etwas ist — die Hand Ihrer liebenswürdigen Nichte." —

Was für Augen machte der versteinerte Hofrath!

Desto lebendiger kramte Wallberg die mitgebrachten Belege seines Vermögens aus. Doch nicht dieser einleuchtende Beweis des angegebenen Reichthums, sondern die drohende Armuth an Zeitungen, bewog den geängsteten Mann, auf der Stelle sein Jawort zu geben. „Wenn sich nur," setzte er hinzu, „meine Nichte den Handel gefallen läßt. Sie haben ihr bisher, so viel ich bemerkt habe, wenig Aufmerksamkeit bewiesen."

Wallberg bat getrost, sie zu rufen und ihr die Sache vorzutragen.

Das geschah. Sie stellte sich sehr befremdet, spielte jedoch sogleich das gehorsame Kind und sagte: „Ich ergebe mich ganz in ihren Willen, Herr Onkel, wenn ich Ihnen dadurch Ihre Abendfreude sichern kann.“

Kurz, es ward Hochzeit.

Bald nachher setzte sich zwar der junge Ehemann zur Ruhe und schrieb keine Zeitungen mehr; doch erhielt er durch des Verlegers Gefälligkeit die fremden Blätter von Tage zu Tage, und las sie dem Oheim treulich vor.

Dieser lebte durch die Gesellschaft der jungen Leute, mit welchen er zusammen wohnte, ganz wieder auf, und war eines Tages in ihrer Mitte so vergnügt, daß sie es wagen konnten, ihm alle ihre Liebesränke zu entdecken. Er staunte nicht wenig und rief lachend aus: „O ihr Schälke! wie habt ihr meine Staatsweisheit hinter's Licht geführt! Ich sehe hundert und tausend Meilen weit in die geheimsten Cabinette hinein, und daheim war ich blind!“ —

„Geben Sie sich darüber zufrieden!“ sagte Wallberg. „Es geht manchem andern Staatsklugen nicht besser.“

II.

Das unterbrochene Hochzeitfest.

Die Baronin von Blachfeld, eine welkende Herbstblume, die sich aber noch als ein blühendes Frühlingskind darzustellen suchte, saß eines Morgens am Putztische und ließ sich von ihrer Kammerzofe bedienen. Die künstlichen Lilien und Rosen ihrer Wangen waren schon erblüht, und ihre breiten Hüften hatte bereits der Panzer des Schnürleibs möglichst zusammengepreßt. Die Zofe baute jetzt den hohen Kopfputz. Plötzlich fuhr die Gebieterin auf, trat vor einen großen Spiegel und schrie: „Gräßlich! abscheulich! Ich glaube, der Balg hat mich mit Vorsatz so entstellt.“ Damit ergriff sie das zitternde Mädchen bei den Haaren und schlug es mehrmals heftig ins Gesicht.

Herr von Blachfeld, der an der andern Seite des Zimmers die Zeitung las, sprang dazwischen, schob das weinende Mädchen sanft zur Thür hinaus, faßte die Wüthende mit beiden Armen, drückte sie nieder auf einen Stuhl und sagte: „Halt Ruhe, du Furie!“

Sie schoß dem gewaltsamen Schiedsrichter, als er an seinen Tisch zurückging, flammende Zornblicke nach, zwang sich aber zur Gelassenheit und sagte zu ihrer am Fenster

sitzenden Stieftochter: „Liebe Ottilie, sey so gefällig, mein Haar etwas besser zu ordnen. Du weißt, daß wir jeden Augenblick einen Besuch zu erwarten haben."

„Welchen Besuch?" fragte Herr von Blachfeld.

Die schmollende Gemahlin antwortete nicht; die Tochter aber sagte: „Ein fremder Graf, der gestern in Bosco's Kunstvorstellung neben der Mutter saß und sich mit ihr unterhielt, bat um Erlaubniß, ihr diesen Morgen aufwarten zu dürfen."

„Also bei Bosco ward die Bekanntschaft gemacht?" sprach der Vater. „Nun, die gnädige Frau lasse sich, so oft es ihr gefällt, von dem Gaukler täuschen; Dir aber, Ottilie, verbiet' ich es, seine Bühne ferner zu besuchen. Ich will nicht, daß man Dich zu den Damen zähle, von welchen ein Lobredner des Taschenspielers hier* wörtlich sagt: „„Man wähne nicht, in Bosco's Gegenwart den gewohnten Blick aus schönen Augen zu empfangen! Die Damenwelt ist nicht nur von dem Künstler, sondern auch von der liebenswürdigen Persönlichkeit desselben so bezaubert, daß sie alle Aufmerksamkeit nur auf ihn zu richten vermag."" — Sieh, da steht die freche Behauptung, die alle gesittete Frauen und Jungfrauen beleidigen muß." — Ottilie lehnte die dargebotene Zeitung mit Schamröthe ab und sagte: „ich werde Ihr Verbot, lieber Vater, unverbrüchlich befolgen." —

Ein Diener meldete jetzt den Grafen von Immenstein. Schnell erheitert, befahl die Baronin, ihn vorzulassen, und Herr von Blachfeld begab sich durch eine Nebenthür aus dem Zimmer.

* Berliner Zeitung, im Verlage der Vossischen Erben, vom 4. Juni 1828.

Die Thürflügel flogen auf. Rasch erschien ein wohlgebildeter junger Mann, gestiefelt und gespornt, mit einer Reitpeitsche in der Hand und von einem großen Hunde begleitet. Er schoß auf die Dame zu, drückte seinen Stutzbart auf ihre Hand und sagte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau! Ich komme eben von einem Spazierritt durch den Park und wollte das Vergnügen, mich Ihnen vorzustellen, keinen Augenblick durch Umkleiden verzögern.“ — Ehe sie antworten konnte, war der Schmetterling schon bei der Tochter, sah ihr starr ins Gesicht, blickte dann nieder auf ihren Stickrahmen und sprach über ihre Arbeit die übertriebensten Schmeicheleien aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ sagte die eifersüchtige Mutter in einem fast verdrießlichen Tone.

Er warf sich auf einen Stuhl, streckte die Beine weit von sich, schwatzte von Bosco und vom Theater, schlug mit der Peitsche an die Stiefeln und ließ bisweilen den Hund darüber springen. Seine Geschwätzigkeit glich einem reißenden Strome. Er rühmte sich, ein dramatischer Dichter zu seyn und ausgezeichnetes Schauspielertalent zu besitzen, was er auf seinen Reisen durch Europa, an vielen fürstlichen Höfen, wo er mit Prinzen und Prinzessinnen vor dem versammelten Hofstaate Schauspiele aufgeführt, glänzend bewiesen habe. „Erlauben Sie, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „dieses Selbstlob durch eine kleine Talentprobe zu unterstützen.“ Damit stand er auf und declamirte, in der gespreizten Manier vormaliger Heldenspieler, einen Monolog von Schiller.

Die Baronin klaschte wüthend. Ottilien aber war das ganze Wesen des Grafen so widerwärtig, daß sie nicht im Zimmer aushalten konnte. Sie ging zu ihrem Vater.

„Der Engel verläßt uns,“ sagte der Graf, „und ich

wünschte, daß er mich durch mein ganzes Leben begleiten möchte. — Es ist freilich ein sehr frühzeitiger Wunsch — —"

„Und kommt dennoch zu spät;" fiel die Baronin ein. „Der Sohn des hiesigen Pfarrers, wohlbestallter Lieutenant bei der Landwehr, ist Ihnen zuvor gekommen und bereits mit meiner Stieftochter verlobt."

„Dennoch geb' ich meine Hoffnung nicht auf," erwiederte Jener. „Der Held aus geistlichem Stande hat wahrscheinlich kein Vermögen; und wenn das schöne Fräulein in der einen Waagschale einen kümmerlichen Lieutenantssold und in der andern drei große Rittergüter, mit prächtigen Schlössern, liegen sieht, so wird der Ausschlag der Waage gewiß zu meinen Gunsten ausfallen."

„Ich zweifle doch!" sagte die Dame. „Die jungen Leute lieben sich schon seit Jahren und das Fräulein hat keinen wankelmüthigen Sinn. Versuchen Sie indessen Ihr Heil! Mein Haus steht Ihnen offen. Aber ich gehe morgen auf mein Landgut Linnthal, zwei Meilen von hier. Besuchen Sie mich dort, oder wohnen Sie, wenn es Ihre Verhältnisse gestatten, einige Wochen ganz in meinem ländlichen Schlosse! Sie haben dann die bequemste Gelegenheit, das Fräulein für sich zu gewinnen."

„Ein reizendes Anerbieten!" rief der Graf. „Aber die gnädige Frau sind vermählt. Werd' ich Ihrem Herrn Gemahl willkommen seyn?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorge!" antwortete sie. „Mein Mann, ein alter Major außer Dienst, könnte mit seiner geringen Pension nicht auskommen, wenn ihm nicht eine reiche Gemahlin zu Theil geworden wäre. Darum muß er mich unumschränkt herrschen lassen, und fügt sich auch stets ohne Gegenwort in meinen Willen."

„Bon! Bon!“ rief der Graf, und empfahl sich mit dem Versprechen, morgen in Linnthal einzutreffen und einige Wochen da zu bleiben.

Die Gemeine zu Linnthal, von der nahen Ankunft ihrer Gebieterin unterrichtet, machte feierliche Anstalten zu ihrem Empfang. Die guten Leute wollten sich damit den Weg zu verschiedenen Begünstigungen bahnen, die sie zu erlangen wünschten. Der Schulmeister dichtete, nach der Melodie eines Kirchenliedes, einen Jubelgesang und stellte sich mit seinem Sängerchore an die Gränze der Dorfmark, wo eine Ehrenpforte erbaut war. Acht oder zehn junge Bauern hatten sich als Türken verkleidet und ritten mit Hurrah und anderm wilden Geschrei dem herrschaftlichen Wagen entgegen. Sie waren nicht so bescheiden und vorsichtig, als die löbliche Judenschaft eines Städtchens in P**, die auch in türkischer Tracht ihrem neuen Landesherrn entgegen ritt, ihm aber, als sie an seinem Wagen angekommen war, tröstlich zurief: „Förchten Sie sich nicht, Ew. Majestät! Wir sin keene Törken!“ —

Die Baronin langte, vom Schulmeister angesungen und von der Türkengarde umringt, bei der Ehrenpforte an. Auf derselben standen weißgekleidete Mädchen, die bei der Durchfahrt Blumengewinde in den Wagen hinablassen sollten. Unglücklicher Weise beugte sich des Schenkwirths Töchterlein zu weit vor und fiel in den offenen Wagen hinein. Heftig erschrocken, rächte sich die Baronin an dem armen Kinde mit grimmigen Ohrfeigen und warf es in rasender Wuth aus dem Wagen, so dringend auch Ottilie, die neben ihr saß, die grausame That zu hindern strebte. Das

Kind brach einen Arm und schrie jämmerlich. Die versammelten Frauen des Dorfes stießen ein Mordgeschrei aus; die türkische Leibwache empörte sich und fiel den Pferden in die Zügel; aber Graf Immenstein, der zu Roß den Wagen begleitete, stürzte sich unter die Rebellen und jagte sie in die Flucht; der Kutscher hieb auf sein Gespann, die muthigen Hengste durchbrachen das Getümmel und die Freifrau gelangte ohne weitere Anfechtung ins Schloß.

Als ihr Gemahl eine Stunde nachher eintraf, fand er die Burg förmlich belagert. Holzärte und Hebebäume stürmten gegen das verschlossene Thor. Aber die Erscheinung des alten, bei der ganzen Dorfschaft beliebten Herrn stillte sogleich den Tumult. Der Major stieg aus dem Wagen und fragte nach der Ursache des Auflaufs. Man erzählte ihm, wie seine Gemahlin des Schenkwirths Tochter gemißhandelt; besonders aber beklagten sich Viele, daß sie ein Fremdling, der ein Graf seyn solle, mit der Reitpeitsche ins Gesicht gehauen und die ehrenrührigsten Schimpfreden ausgestoßen habe. Auf diesen groben Menschen, fügten sie hinzu, sey ihr Vorhaben, ins Schloß einzudringen, abgesehen gewesen; sie hätten ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollen.

„Beruhiget euch für jetzt und geht still nach Hause!“ sagte der Major. „Ich werde das euch widerfahrne Unrecht möglichst wieder gut machen.“

Mit unzufriedenem Kopfschütteln und leisem Murren gingen die Bauern langsam aus einander. Herr von Blachfeld begab sich ins Wirthshaus, um das kranke Kind zu besuchen. Er fand den Dorfbader mit dem Verbande

des gebrochenen Armes beschäftiget. Der Major setzte kein sonderliches Vertrauen in die Heilkunde des alten Quacksalbers, schrieb daher auf der Stelle an einen berühmten Wundarzt in der Stadt und lud ihn ein, unverzüglich nach Linnthal zu kommen. Diesen Brief sandte er mit einem reitenden Boten ab und versprach den Eltern, die sämmtlichen Kosten der Heilung zu übernehmen.

Nun ging er ins Schloß, dessen Pforte, nach aufgehobener Belagerung, geöffnet war. Er fand seine Gemahlin und den Grafen bei einem Gabelfrühstücke in der heitersten Stimmung. Mit schnell verfinstertem Gesicht und frostig erwiederte sie den Gruß des Eintretenden, und stellte ihm, da es sich nicht anders thun ließ, den Grafen vor, der sich schweigend und nachlässig verbeugte und geschwind zu seinem Teller zurückkehrte. Es mißfiel dem Major, daß der junge Herr so wenig Umstände mit ihm machte, und er bekam Lust, ihn dafür zu strafen. „Ich bedauere, Herr Graf," hob er an, „daß mein erstes Wort mit Ihnen eine Mißbilligung Ihres Betragens gegen die hiesigen Landleute seyn muß. Sie haben, wie ich schon vor dem Thore des Schlosses hörte, das wackere Volk mit Peitschenschlägen und Schimpfreden gemißhandelt. Das konnte schlimme Gegenwirkungen veranlassen, und Sie hatten auch in der That kein Recht zu Ihrem Verfahren, Herr Graf!"

„Es war Ritterpflicht, die Frau Baronin zu schützen;" antwortete Jener. „Darum wundert's mich, Sie als Sachwalter und Vertheidiger des Pöbels gegen mich auftreten zu sehen."

„O, sprechen Sie nicht von Pöbel!" sagte der Major. „Auch der Aermste und Geringste gehört nicht zur Klasse des Pöbels, wenn er ein rechtschaffener, gutdenkender Mann ist. Wohl aber findet man oft in den höhern Ständen —"

Vom Stuhl aufspringend, fiel ihm die Baronin ins Wort: „Genug davon, Herr Major! Sie beleidigen meinen achtungswerthen Gast und haben doch gar keinen Beruf, sich als Schutz- und Schirmherr meiner Unterthanen mit anzüglichen Reden herauszulassen.“

„Das wäre freilich ganz überflüssig,“ antwortete der Major, „wenn Sie selbst geruhen wollten, sich als eine liebreiche, menschenfreundliche Herrin Ihrer Unterthanen zu betragen. Aber Sie werfen Kinder aus dem Wagen auf die Straße und erregen dadurch einen Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können.“

„Für Sie doch nicht!“ sagte die Dame. „Ihnen konnte keine Fensterscheibe zerschlagen werden. Doch was streiten wir über des Kaisers Bart? — Ich bitte, verfügen Sie sich in Ihre Zimmer!“

„Sehr gern! sprach der Major. „Und ich werde mich bald, wenn Sie keinen anständigern Ton gegen mich annehmen, noch weiter von Ihnen entfernen.“

„Nach Belieben!“ rief sie ihm hohnlachend nach.

In den Zimmern, die er gewöhnlich auf dem Lande bewohnte, fand er seine Tochter. Er sprach mit ihr über die Vorfälle bei ihrer Ankunft. Sie bestätigte alles, was er schon von den Bauern gehört hatte. „Die Frau Baronin fühlt aber keinen Funken Reue darüber;“ sagte der Vater. „Ich hatte deßhalb einen unangenehmen Wortwechsel mit ihr, wobei sich auch der Herr Graf, dem ich ebenfalls einen billigen Verweis gab, ziemlich unartig benahm. Ich will mich nun von der hochmüthigen Frau und ihrem Gesellschaftscavalier ganz entfernt halten, und die Dame

sogleich durch meinen Bedienten ersuchen lassen, unsern Mittagstisch in diesem Zimmer anzuordnen."

„Das geschieht ohnedieß; sie hat mir's schon angekündigt;" sagte das Fräulein. „Sie gab vor: der Graf habe gleich beim ersten Anblick eine lebhafte Neigung zu mir gefaßt, deren Aeußerungen mich, die Verlobte des Lieutenants Arnold, belästigen würden."

„Ganz recht!" sprach der Major. „Sie will den Herrn Grafen für sich allein behalten, und ich will ihm, da ich des Höllenlebens mit diesem Weibe ganz überdrüssig bin, gern Platz machen."

Mittags ward ein sehr spärliches Mahl aufgetragen. Die Speisen waren nicht besser, als sie der Dienerschaft gewöhnlich gereicht wurden. Von den Pasteten und andern Leckereien, welche die Baronin Tages zuvor in der Stadt gekauft und mit aufs Land genommen hatte, kam nichts zum Vorschein. Auch das Glas Wein, das der Major seit vielen Jahren beim Mittagsessen zu trinken pflegte, entzog sie ihm. Vater und Tochter aßen dennoch vergnügt, da ihnen das herrische, schnöde Wesen der Baronin, dem sie meistens bei der Tafel freien Lauf ließ, jeden Bissen vergällte.

Nachmittags ging der Baron wieder ins Wirthshaus, um zu sehen, ob der aus der Stadt berufene Wundarzt angekommen sey. Er stieg eben aus dem Wagen. Der Major empfing ihn mit Dank für seine schnelle Herkunft und führte ihn ans Bett des kranken Kindes. Er war, als er den Armbruch untersuchte, mit dem Verfahren seines ländlichen Collegen ganz unzufrieden. „Welche Pfuscherei!" rief er aus. „Das Kind hätte, bei so fortgesetzter Behandlung, zeitlebens einen krummen Arm behalten. „Er verbesserte den Fehler, verbat jede fernere Einmischung

des Dorfbaders, und versprach, sich wieder einzufinden, sobald ein neuer Verband nöthig sey. Hierauf fuhr er nach der Stadt zurück Die Eltern freuten sich, daß die geliebte Kranke in bessere Hände gekommen, dankten dem Major für seine wohlthätige Fürsorge, beklagten sich dagegen, daß die Frau Baronin noch gar nicht nach dem kranken Kinde gefragt habe. „Laßt's gut seyn!“ sagte der Major: „Ich vertrete sie, und will auch, um die Schuld des Grafen einiger Maßen zu tilgen, der Gemeine einen frohen Tag bereiten. Ruft sie den nächsten Sonntag zusammen, bestellt Tanzmusik und gebt den Leuten auf meine Kosten so viel Bier, als sie trinken wollen. Ich werde Eure Rechnung den folgenden Tag mit Vergnügen bezahlen.“

Am andern Morgen besuchte der Pfarrer Arnold den Major. Die alten Freunde begrüßten und umarmten sich herzlich. „Ich habe bereits,“ sagte der Geistliche, „Ihrer Frau Gemahlin die Aufwartung gemacht. Sie empfing mich ein wenig unhold, und warf mir vor, ich hätte, seitdem sie nicht hier gewesen, meine Kirchkinder dermaßen verwildern lassen, daß sie gestern, wegen eines kleinen Unfalls, der einem lumpigen Kinde begegnet sey, eine Rebellion angefangen und die Schloßpforte bestürmt hätten, um ihr wohl gar nach dem Leben zu trachten.“

„Welche Uebertreibung!“ rief der Major. „An Mord und Todtschlag hat Niemand gedacht. Man wollte höchstens dem fremden naseweisen Grafen, der die Baronin zu Pferde begleitete, den Rock ein wenig ausklopfen, weil er die Bauern geschimpft und geschlagen hatte.“

„Er war zugegen, der junge Herr,“ sprach der Pfarrer, „und ließ sich über das — von ihm so genannte Lumpengesindel mit harten Worten heraus. Das Ende vom Liede war: daß mir die Frau Baronin befahl, den nächsten Sonntag eine derbe Strafpredigt von der Kanzel herabzudonnern.“

„Freund, thun Sie das nicht!“ sagte der Major: „Der Vorfall ist schon halb vergessen; wozu denn auf's Neue Oel ins Feuer gießen? Der Sturm gegen die Schloßpforte war freilich ein freches Unternehmen. Es kann also nicht schaden, wenn Sie im Allgemeinen — ohne deutlichen Bezug auf die gestrige Geschichte — die Versuche eigenmächtiger Selbsthülfe tadeln und davor warnen. — Das thun Sie, Freund! So erfüllen Sie halb und halb den Willen der Baronin, und auch die nicht geradezu abgekanzelte Gemeine bleibt mit Ihnen zufrieden.“

Dem Pfarrer gefiel der gute Rath. Er versprach, ihn zu befolgen.

„Doch nun kein Wort weiter von dem verdrießlichen Handel!“ sprach der Major. „Was macht Ihr Sohn? Wird er nicht bald Urlaub nehmen und uns besuchen?“

„Nach seinem letzten Briefe, worin er mir die herzlichsten Empfehlungen an Sie und Fräulein Ottilien auftrug, kann ich ihn alle Stunden erwarten.“

„Das freut mich. Wir sehn ihm mit Verlangen entgegen und wünschen sein baldiges Eintreffen um so mehr, da wir dießmal vielleicht nicht lange hier verweilen werden. Es ist möglich, daß wir, wenn sich die Verhältnisse im Schlosse nicht ändern, schon in den nächsten Tagen schnell anspannen lassen und nach der Stadt zurückkehren.“

In den Morgenstunden des folgenden Tages war Ottilie, mit einem Buche in der Hand, in den Garten gegangen. Kaum hatte sie sich auf eine Bank niedergelassen und einige Zeilen gelesen, als der Graf von Immenstein plötzlich hinter ihrem Rücken aus dem Gebüsch trat und neben ihr Platz nahm. Er begann mit albernen Schmeicheleien, die dem Fräulein äußerst zuwider waren. Sie stand auf, um wegzugehen; er aber zog sie auf die Bank zurück, umschlang sie mit beiden Armen und wollte sie küssen. Sie sträubte sich mit allen Kräften dagegen. In diesem Augenblicke erschien der Lieutenant Arnold im Garten und eilte mit schnellen Schritten herbei.

„Willkommen, lieber Arnold!“ rief das Fräulein: „Sie erscheinen mir wie ein rettender Engel.“

„Theuerste Ottilie!“ sagte Arnold. „Ich erstaune, Sie so belästiget zu finden.“

Bestürzt hatte der Graf das Fräulein aus seinen Armen gelassen. Sie stand auf und ging mit Arnold im Garten umher.

„Sagen Sie mir, wer ist der Unbescheidene, der sich so unartig aufführte?“ fragte der Lieutenant.

„Ein fremder, wie aus den Wolken gefallener Gesellschafter meiner Mutter, den sie bei einer Kunstvorstellung des Taschenspielers Bosco kennen lernte und gleich des folgenden Tages mit auf's Gut nahm. Ich weiß nichts von ihm, als daß er sich Graf von Immenstein nennt.“

Horchend schlich ihnen der Graf leise nach.

Der Lieutenant sah sich um und warf ihm einen scharfen Blick zu, der ihn zurückweisen sollte.

Er fuhr dennoch fort, in ihre Fußtapfen zu treten.

Arnold blickte nach einer Weile wieder um und sagte: „Mein Herr, der Garten ist groß genug, daß Sie bequem

darin lustwandeln können, ohne uns auf dem Fuße zu folgen."

„Mir gefällt aber dieser Weg;" versetzte der Graf: „Sie können ja auch einen andern einschlagen."

„Wir geben Ihnen nach;" sagte Arnold und betrat den nächsten Pfad, der abwärts führte.

Aber nach fünf Minuten war ihnen der Graf wieder auf der Ferse.

Rasch ging ihm Arnold zu Leibe und sagte: „Herr! Sie beleidigen mich so frech und vorsätzlich, daß ich Genugthuung von Ihnen fordern muß. Holen Sie Ihren Degen und folgen Sie mir in das Wäldchen hinter dem Garten, wo wir unsere Sache kurz und schnell ausmachen wollen."

„Diese Ehre muß ich verbitten," sagte der Graf mit stolzem Hohn. „Sie, Herr Lieutenant, sind nicht meines Standes; Graf Immenstein schlägt sich mit keinem Bürgerlichen."

„Nun, so wird der Graf geschlagen!" rief Arnold, zog zugleich vom Leder und versetzte ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe. Was that der Graf? Wie ein Knäblein, das von seinem Spielgesellen ein Kläppschen bekommen, Mutter! Mutter! schreit: so rief der Graf im kläglichsten Tone: „Frau Baronin! Frau Baronin! man thut mir in Ihrem Garten Gewalt an!"

„Ei, so laufen Sie zur Frau Baronin!" sagte Arnold, und fuchtelte ihn, da er jetzt wirklich die Flucht nach dem Schlosse hin ergriff, zum Garten hinaus.

Nach reiflicher Ueberlegung unterließ Immenstein, der Baronin die ihm widerfahrene Begegnung zu klagen, weil er seine dabei bewiesene Feigheit nicht zugleich gestehen und sich dadurch verächtlich machen wollte.

In der folgenden Nacht beunruhigte den Major eine Art von Spuk. Das Zimmer, worin er schlief, war das Eintrittszimmer zu der ganzen Reihe von Gemächern, die er mit seiner Tochter bewohnte. Gegen Mitternacht weckte ihn, der nie fest schlief, ein leises Geräusch an der Thür. Ein Schlüssel ward ins Schloß gesteckt und die Thür sacht geöffnet. „Wer da?“ rief der Major mit so gewaltiger Stimme, wie er vormals sein Bataillon commandirte. Keine Antwort; aber die Thüre ging sanft wieder zu, und der Major hörte, daß sich leise Schritte hinwegzogen. Am Morgen erzählte er seiner Tochter den Vorfall, und warnte sie, nicht zu erschrecken, wenn sie einmal des Nachts einen Pistolenschuß höre. „Er soll Niemand tödten;“ setzte er hinzu: „ich will nur gegen die Thür feuern, indem man sie aufschließen will.“

Er schob am Abend den Riegel vor, legte sich zu Bett, erhielt sich aber munter. Um Mitternacht kam's draußen geschlichen und versuchte das Schloß zu öffnen. Der Major feuerte sein geladenes Pistol gegen die Thür. Es gab einen furchtbaren Knall; draußen hörte man ächzen, taumeln und fallen. Herr von Blachfeld nahm ein Licht und sah hinaus. Da lag der Graf von Immenstein in Ohnmacht. Vom Schuß geweckt, stürzten die Bedienten herbei. „Bringt den Nachtwandler in sein Bett!“ sagte der Major, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Am Morgen schrieb er an die Baronin: „Ihr schlechtes Betragen gegen mich, der anstößige Aufenthalt des fremden Grafen bei Ihnen, und seine wiederholten Versuche,

bei Nacht — ich weiß nicht, in welcher Absicht — in meine Zimmer einzuschleichen: alle diese ärgerlichen Umstände veranlassen mich zu dem Entschluß, Ihr Landgut sogleich zu verlassen und mich mit meiner Tochter wieder nach der Stadt zu begeben."

„Nun, was sagte die Baronin?" fragte der Major den zurückkommenden Boten des Briefes.

„Sie las den Brief lachend," antwortete der Diener, „und sagte dann: Es ist gut; ich wünsche dem Herrn Baron glückliche Reise."

Herr von Blachfeld ließ anspannen und fuhr mit Ottilien beim Pfarrer vor, um Abschied zu nehmen. Man trennte sich mit Betrübniß.

„Willkommen, alter Freund!" sagte der General Wedding, den der Major bald nach seiner Ankunft besuchte. „Wie geht's? Hast du Krieg oder Frieden im Hause?"

„Den heftigsten Krieg;" sprach der Major, und erzählte seinem Busenfreunde die uns bekannten Vorfälle.

„Donnerwetter!" rief der graue Held. „Die Sache steht schlimm oder vielmehr gut! Nun muß es zum Bruch kommen! Willst Du Dich von der übermüthigen Kaufmannstochter, deren blendender Mammon Dich vom Felde der Ehre hinweg lockte, noch länger mißhandeln lassen? Könntest General seyn, und was bist Du seit zehn Jahren? Ein armseliger Kreuzträger, den nun gar noch ein aufgelesener Graf höhnt und verdrängt. Ich bitte Dich, Bruder, mach' Dich so schnell als möglich von dem Höllenweibe los! Du kannst und sollst ihr Sclav nicht länger

seyn. Ich will selbst Hand anlegen, Deine schimpflichen Ketten zu zerbrechen.“

An einem der nächsten Tage begab sich der General nach Linnthal und führte gegen die Baronin eine sehr kräftige Sprache. Er hielt ihr alle Vergehungen, die sie sich jetzt und in frühern Zeiten gegen den wackern Major erlaubt hatte, freimüthig vor, und schloß mit der Erklärung: daß sein Freund, als Mann von Ehre, nicht länger mit ihr leben könne, sondern auf Scheidung bestehe. „Der Herr General glauben wohl, mich zu erschrecken?“ sagte sie keck und höhnisch: „Ja, ich zittere wirklich; aber vor Freude. Ihr werther Freund kommt meinen Wünschen zuvor..“ —

„Desto besser!“ sagte der General: „Ich höre den Ausdruck Ihrer Gesinnung mit Vergnügen, und erbitte mir auf der Stelle eine schriftliche Zusicherung: daß Sie die Trennung der Ehe selbst wünschen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen wollen.“

„Keinen Strohhalm!“ sagte sie lachend, und schrieb mit flüchtiger Feder die verlangte Erklärung.

Als sie solche dem General übergab, sagte sie: „Bitten Sie ihren Freund in meinem Namen, von diesem Papiere sobald als möglich Gebrauch zu machen.“

Das geschah, und die gerichtliche Ehescheidung erfolgte, bei wechselseitiger Einwilligung, ohne Verzug; und da sich die Geschiedenen schon seit Jahren vom Ehebette getrennt hatten, so ward ihnen gestattet, sich in kurzer Zeit wiederum zu verheirathen.

Indessen gefiel es dem Grafen von Immenstein noch immerfort in Linnthal, wo man dem werthen und geliebten Gastfreunde seinen Aufenthalt möglichst angenehm machte. Er hatte, da er Ottilien, die er Anfangs zu seiner Liebschaft erkoren, schon versagt fand, und Arnold ihm diesen Bescheid sogar mit der Klinge auf den Rücken schrieb, seine Zärtlichkeit ganz der Baronin zugewandt, und sich mit der innigsten Erwiederung von ihr beglückt gesehen. Dadurch ermuthiget, warb er, als sie geschieden war, um ihre Hand, und bald nachher ward die Verlobung des Grafen von Immenstein mit der geschiedenen Freifrau von Blachfeld in den Zeitungen und durch umher geschickte Karten bekannt gemacht.

Alle Bewohner Linnthals trauerten, daß der edle Blachfeld, der ihnen manche Wohlthat erwiesen, manches Bedrängniß von ihnen abgewandt hatte, mit ihnen außer Verbindung kam, und sie nun den fremden Grafen, der sie gleich bei seiner Ankunft mit Peitsche und Zunge beleidiget hatte, als ihren Gebieter, wenigstens als Mitregenten, anerkennen und verehren sollten. Er versuchte zwar, von seiner Braut dazu veranlaßt, auf mancherlei Weise sich beliebt zu machen. Jeder Gruß, den er von einem Dorfbewohner erhielt, ward mit freundlichster Herablassung erwiedert; er ließ ein Dutzend arme Kinder neu kleiden, gab der Gemeine ein reichliches Freibier, dabei ein stattliches Tanzfest, und walzte in hoher Person mit einigen der hübschesten Dirnen um die Säule herum. Dennoch mußte er sehen und hören, daß die umhersitzenden Zecher da und dort die Bierkrüge zusammen stießen und ausriefen: „Unser guter Baron Blachfeld soll leben! hoch!“ Auf des Grafen Gesundheit ward nicht getrunken, und

als der kriechende Schulmeister ein Lebehoch ausbrachte, stimmte Niemand mit ein.

Wie wenig er beliebt war, erfuhr er unter andern auch eines Abends, als er mit seiner Verlobten Arm in Arm um das Dorf herum lustwandelte. Sie kamen an den Weideplatz der Dorfkühe. Die guten Thiere sahen das zierlich einhertretende Paar dumm und ehrlich an. Der läppische Graf hatte den unglücklichen Einfall, seinen großen Hund unter sie zu hetzen. Einige flohen; andere blieben tapfer stehen, stampften trotzig mit dem rechten Vorderfuße, senkten den Kopf und zeigten dem Ruhestörer ihre Waffen. Er rannte, wiewohl mit Vorsicht, gegen sie an, und suchte sie mit grimmigem Gebell zum Weichen zu bringen.

Der Mann der Kühe, ein großer schwarzer Stier, genoß in einiger Entfernung ruhig sein Abendbrod. Der Lärm des Maulhelden machte ihn aufmerksam; er hob den Kopf, sah seine Weiblein bedrängt, und entschloß sich schnell, ihnen beizustehn. Er stieß als Kriegserklärung ein dumpfes Gebrüll aus, und ging in kurzem Trabe auf den Feind los. Dieser unterstand sich, ihm bellend entgegenzufahren; aber der Stier schoß wüthend auf ihn zu und wollte ihn mit den mächtigen Hörnern packen, um ihn eine Luftreise machen zu lassen. Erschrocken floh der Hund, vom schwarzen Riesen verfolgt, zu seinem Herrn; aber der Graf, dessen Herzhaftigkeit wir schon kennen, fand's auch nicht räthlich, stehen zu bleiben; er lief mit dem Hund um die Wette. Sie nahmen ihre Flucht durch's Dorf, wo die Bauern mit Weib und Kind vor ihren Häusern saßen und

beinahe laut lachten, als sie den gnädigen Herrn wie einen Grashüpfer vorbeispringen und den Stier ihm nachstürzen sahn. Niemand hob zu einem Rettungsversuche Hand oder Fuß. Die Buben jauchzten und klatschten in die Hände. Die bewunderswürdige Schnelligkeit der gräflichen Füße erwarb jedoch ihrem Besitzer das Glück, daß er ungespießt das Schloßthor erreichen und es dem Stier vor der Nase zuwerfen konnte.

Als der Pfarrer Arnold am folgenden Tage die komische Grafenhetze erfuhr, sah er die Sache von einer ernsthaften Seite an, und sagte zu einem Amtsbruder, der sich eben bei ihm befand: „Es war die Nemesis, die den Grafen, in Gestalt des Stieres, verfolgte. Entging er ihr auch gestern, so wird sie, als Blachfelds Rächerin, ihn zu anderer Zeit fassen und geißeln.“

Zur Feier des Vermählungsfestes wurden große Anstalten im Schlosse zu Linnthal gemacht. Vierzehn Tage zuvor lud die Baronin die ganze adelige Nachbarschaft und viele Freunde und Bekannte aus der Stadt dazu ein. Die alten Herren freuten sich auf ein köstliches Gastmahl und die junge Welt auf einen glänzenden Ball.

Der Graf, der bisher immer bürgerliche Kleidung getragen, überraschte jetzt seine Braut mit der Eröffnung, daß er Oberster in französischen Diensten sey. „Warum erfreuen Sie mich erst so spät mit dieser Nachricht?“ fragte die Baronin. „Ich wollte,“ war die Antwort, „nicht meiner militärischen Würde, sondern einzig mir selbst die Entscheidung meines Looses verdanken.“

Er fuhr hierauf in die Stadt und bestellte sich eine prächtige Uniform.

Damit geschmückt, stand er vor dem Hausaltare, an dem ein angesehener Stadtgeistlicher, ein Oheim der Braut, die Verlobten einsegnete.

Man ging dann zur Tafel. Der französische Oberste glänzte in stolzer Pracht neben seiner Auserwählten, als in dem Augenblicke, da eben erst die Suppe vertheilt war, ein fremder ansehnlicher Mann in den Saal trat. Er grüßte die Gesellschaft mit einer stummen Verbeugung, stellte sich dem erbleichenden Grafen gegenüber, und rief laut nach der Thüre hin: „Ja, er ist's!“ — Sogleich traten gewaffnete Soldaten, die hinter der halb offenen Thüre gelauscht hatten, herein. Der Graf, vor Angst und Schrecken einem Todten ähnlich, fuhr vom Stuhl auf und wollte sich aus dem Staube machen; da aber der Saal nur einen einzigen Ausgang hatte, fiel der Flüchtling in die Hände der Soldaten, die zum Theil bei Leipzig gefochten hatten, und sich freuten, wieder einmal einen Franzosen gefangen zu nehmen. Sie führten ihn hinaus, und nöthigten ihn, in einen bereit stehenden Wagen zu steigen. Der Unterofficier und zwei Musketiere setzten sich zu ihm hinein, und die Reise ging rasch nach der Stadt.

„Es thut mir leid, meine gnädige Frau,“ begann jetzt der Fremde, „daß ich Ihr Hochzeitfest auf eine höchst unangenehme Weise stören mußte. Hätten es die Umstände erlaubt, einen Tag, oder wenigstens einige Stunden früher hier einzutreffen, so ward der Betrüger entlarvt, ehe Sie, von seinen Lügen getäuscht, eine Verbindung mit ihm eingingen, die nur die bitterste Reue zur Folge haben kann. Doch Sie wissen noch nicht, wer sich gedrungen sah, Ihr

Fest zu stören. Ich bin Graf Hollbeck, und der vorgebliche Graf von Immenstein war mein Bedienter, der mir, indem ich von meinen Gütern am Rhein eine Reise nach Berlin gemacht und ihn zu Hause gelassen hatte, zehntausend Thaler in Louisd'or stahl und heimlich damit fortging. Mein Gerichtshalter verfolgte ihn mit Steckbriefen, die keinen Erfolg hatten. Der Kerl war spurlos verschwunden. Nach Verlauf dreier Monate schrieb mir ein Freund, der sich einige Wochen in Wien aufgehalten: er habe im Burgtheater in einer Loge des ersten Ranges einen vornehm gekleideten jungen Mann gesehen, der mit meinem entflohenen Bedienten die auffallendste Aehnlichkeit gehabt habe. Als er nach seinem Namen geforscht, habe man ihn Graf Kronenburg genannt und dabei gesagt: er sey ein reicher Ausländer, der einen ungeheuern Aufwand mache und mit dem höchsten Adel umgehe. Diese Schilderung hatte meinen Freund abgeschreckt, etwas gegen ihn zu unternehmen, weil in Ermangelung aller Beweise, daß er wirklich der entflohene Vogel sey, ein Angriff auf seine Person gefährlich gewesen wäre. Er nannte mir Straße und Haus, wo der verdächtige Graf gewohnt hatte. Mehr erfuhr ich nicht."

„Dennoch ahnte mir, daß der sogenannte Graf von Kronenburg mein Hausdieb sey. Da ich nun schon früher Lust hatte, nach Wien zu reisen, so machte ich mich schnell auf den Weg. Dort angelangt, begab ich mich zuvörderst nach der mir genannten Wohnung. Sie war leer. Vier Wochen zuvor hatte der Graf Wien verlassen; wohin er aber seinen Weg genommen, wußte man nicht. Er habe, setzte man hinzu, vor seiner Abreise einen Bedienten verabschiedet, der sich noch in Wien aufhalte und mir wahrscheinlich über seinen gewesenen Herrn nähere Auskunft ge-

ben würde. Ich suchte den Menschen auf. Er war ein geborener Wiener, hatte dem Grafen von Kronenburg nur zwei Monate gedient und wußte nichts von ihm, was mir zur klaren Enthüllung der räthselhaften Person hätte dienen können. Zuletzt erfuhr ich noch von dem Burschen, daß der Graf seinen Weg nach Berlin genommen; doch hielt ich's nicht der Mühe werth, ihm über Hals und Kopf nachzureisen, da ich vermuthen konnte, daß er mein Gold schon größten Theils in Wien verschwendet habe und nicht mehr viel davon zu retten seyn werde. Ich belustigte mich daher sechs Wochen lang in Wien, und reiste dann hierher, wo ich im Polizeiamte fragte: ob vor einigen Monaten ein Graf von Kronenburg aus Wien hier eingetroffen sey. Man schlug ein Buch auf und sagte: „Nein, es ist um diese Zeit nur ein Graf von Immenstein aus Wien hier angekommen.“ Ahnend, daß der Bube seinen in Wien geführten Namen abermals verändert haben könne, fragte ich nach seiner Wohnung. Sie ward mir bezeichnet und ich ging dahin. Der Hauswirth berichtete mir: der Graf befinde sich auf dem Landgute Linnthal, und werde sich, dem Vernehmen nach, mit der Besitzerin desselben nächstens vermählen. Ich forschte nach verschiedenen Kennzeichen seiner Persönlichkeit. Diese Fragen, sagte der Wirth, soll Ihnen der Graf selbst beantworten. Er führte mich in ein Nebengemach, und ich erschrack beinahe vor dem in Lebensgröße gemalten und zum Sprechen ähnlichen Bildnisse des Spitzbuben, das, an die Wand gelehnt, der Thür gegenüber stand. Der Maler hatte das Gemälde erst vor einer Stunde übersandt, und man erwartete jeden Augenblick dessen Abholung. Es war mit zwanzig Louis'dor von meinem Golde bezahlt worden; diese waren für mich aber nicht verloren, da sie mir die Ueberzeugung verschaff-

ten, daß ich den Schelm, den ich suchte, gefunden hatte. Um mir ihn aber nicht entwischen zu lassen, bat ich um Begleitung der Soldaten, die ihn vorhin nach dem Criminalgefängniß in der Residenz abführten."

Die Baronin, die während der Erzählung des Grafen Hollbeck in völliger Erstarrung auf ihrem Stuhle gesessen hatte, schlug jetzt die Hände über dem Kopfe zusammen und rief schluchzend aus: „Gott, wie unglücklich hat mich meine Verblendung gemacht! — Ich werde hart dafür gestraft, daß ich meinen alten ehrwürdigen Gatten mit Verachtung behandelte und ihn verließ, um mich einem verbrecherischen Buben in die Arme zu werfen. Wehe mir! weh mir Unglückseligen! ich bin nicht zu retten. Reue und Schande verfolgen mich bis ins Grab."

Sie wandte sich nun zu der staunenden Gesellschaft, die zum Theil noch den Suppenlöffel, auf dem halben Wege zum Munde, in der Hand hielt. „Sie sehen, meine Herren und Damen, welch' ein Schlag des Schicksals mich trifft! Ich lud Sie zu einem Freudenfeste; aber der heutige Tag ward der unglücklichste meines Lebens! Verzeihen Sie mir die Bitte, dieß entehrte Haus zu verlassen. Ich selbst flieh' es sogleich, und werd es nie wieder betreten."

Die Gesellschaft erhob sich; die Herren riefen ihren Bedienten zu, die Wagen wieder anspannen zu lassen. Nur drei wohlbeleibte Landjunker konnten sich nicht zum Aufbruch entschließen. „Es ist Jammerschade um das schöne Essen, das nun doch schon gesotten und gebraten ist," sagte der Eine.

„Und es ist schmerzlich," fiel der Andre ein, „wenn man

mit hohlem Magen zwei bis drei Meilen nach Hause fahren muß, und auch dort nichts findet.“

„O! die gnädige Frau,“ sprach der Dritte, „werden wohl erlauben, daß wir uns hier erst satt essen und ein Glas Wein auf Ihre Gesundheit trinken, ehe wir uns Ihnen zu Gnaden empfehlen.“

„Küche und Keller, meine Herren,“ antwortete die Trauernde, „stehen Ihnen zu Befehl; verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste. Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Leben Sie insgesammt wohl!“

Sie verließ eilend den Saal, warf in ihrem Wohnzimmer die hochzeitlichen Kleider von sich, und fuhr nach der Stadt.

Hier ließ sie sogleich, um ihre Reue durch ein gutes Werk an den Tag zu legen, eine gerichtliche Schenkung des Gutes Linnthal an ihre Stieftochter aufsetzen, sandte die Urkunde Ottilien zu, und reiste noch in derselben Stunde nach Paris, um dort, unter ihrem wieder angenommenen Vaternamen, im Hause eines Oheims still und verborgen zu leben.

Der verhaftete Betrüger war (nach seiner Aussage bei dem mit ihm angestellten Verhör) in Mainz geboren, und der Sohn eines Schneiders, Namens Flink, der für die damals dort befindliche Theatergesellschaft arbeitete. Als Bursch von sechszehn Jahren trug der Sohn die fertigen Kleider in die Garderobe, und erhielt dann und wann, als Trinkgeld, ein Billet zur Gallerie. Dadurch ward ihm das Bühnenwesen höchst anziehend, und es entstand in ihm der Wunsch, sich selbst der Schauspielkunst widmen zu kön-

nen. Man gab seinen dringenden Bitten nach, stellte ihn vorerst als Lampenputzer an, und ließ ihn dann, als Bär in der Zauberflöte, die Bühne zum erstenmale betreten. Nachher erschien er auch in eigner menschlichen Gestalt, doch nur in sehr unbedeutenden Rollen, auf den Bretern. Neid und Kabale ließen ihn, wie er sagte, nicht empor kommen. Darum verließ er nach einigen Jahren diese Bühne, und entlief dem Vater, um sein Glück in der Welt zu versuchen.

Er trat in den Dienst eines Schriftstellers, der ein Tagblatt herausgab, und auch die theatralischen Vorstellungen darin beurtheilte, obgleich er selbst das Schauspiel nie besuchte. Er spielte des Abends lieber eine Partie Whist in einer geschlossenen Gesellschaft. Indessen mußte sein Schreiber Flink ins Theater gehen, die Schauspieler scharf beobachten, und über ihr Spiel sogleich einen kritischen Aufsatz entwerfen, der dann, von dem Herausgeber in einzelnen Worten verbessert, schnell in der Nacht gedruckt wurde. Am Morgen trug Flink das Blatt in die Häuser der Theilnehmer, die darauf unterzeichnet hatten. Unter diesen befand sich auch eine Sängerin, die einsmals etwas bitter getadelt worden war. Am nächsten Morgen, als sie, aus dem Fenster sehend, ihn ins Haus treten sah, schoß sie wie eine Furie aus ihrem Zimmer und empfing ihn oben an der Treppe mit so gewaltigen Ohrfeigen, daß er beinahe rücklings wieder hinab gefallen wäre. Das Blatt riß sie ihm aus der Hand, trat es mit Füßen, und verbot ihm, sich nie wieder damit vor ihren Augen sehen zu lassen. Wüthend lief er nach Hause, zeigte seinem Prinzipal die unter der kräftigen Hand der Künstlerin geschwollenen Backen, und sagte: er möge künftig sein Blatt selbst herumtragen, und dergleichen klingende Münze, als Botenlohn,

in Empfang nehmen. — Damit warf er die noch nicht vertheilten Blätter auf den Tisch und lief aus dem Dienste.

Von da begab er sich zu einer reisenden Schauspielergesellschaft, die am Main und Rhein von Stadt zu Stadt zog, und mitunter auch ansehnliche Dörfer nicht verschmähte. Sie bestand aus rohem, unwissenden Gesindel, das die ihm zugetheilten Rollen kaum lesen, geschweige denn kunstrecht spielen konnte. Der Einäugige ist König unter den Blinden: so war auch Flink ein Stern der ersten Größe unter diesen Leüten, und bekam immer die wichtigsten und glänzendsten Rollen. Er prunkte als Kaiser und König, besaß aber keinen Groschen in seiner Schatzkammer; denn der Director war immer in der Klemme und nie im Stande, ihm seinen Wochengehalt, der freilich volle zwei Thaler betrug, ganz zu zahlen: er konnte ihm jeden Abend nach der Vorstellung nur so viel verabreichen, als er des folgenden Tages zur nothdürftigsten Stillung des Hungers anwenden mußte. Endlich war auch dieses Almosen nicht mehr zu erhalten. Der Director mußte seine kümmerlichen Zahlungen ganz einstellen und erklärte seiner Heerde, daß er, wegen gänzlich zerrütteter Umstände, seinen Hirtenstab niederlegen müsse, und ihr sammt und sonders wohlmeinend rathe, den Hungerpfad des umher irrenden Schauspielers zu verlassen und auf andern Wegen ihr Brod zu suchen.

Diese Auflösung geschah in einer Gegend am Rhein, wo der Graf Hollbeck ein großes Gut besaß und sich eben daselbst befand. Flink erbot sich ihm zum Kammerdiener; da jedoch dieser Platz besetzt war, nahm er mit einer Bedientenstelle fürlieb. Der Graf behandelte ihn freundlich, und er war vier Monate lang ein treuer und ehrlicher Diener.

Aber zufällig erfuhr er, daß der Graf eine große Summe in Gold besaß und sie ganz sorglos in seinem Schreibpulte aufbewahrte. Er folgte den Lockungen seines bösen Geistes, sich dieser Summe zu bemächtigen. Der Graf hatte eine auf zwei Monate berechnete Reise nach Berlin angetreten und seinem treuen Diener Flink die Obhut des Hauses anvertraut, weil er den Kammerdiener und den zweiten Lakaien mit sich genommen. Flink, dem alle Zimmer offen standen, konnte nun, von niemand beobachtet, mit voller Sicherheit den Raub unternehmen. Ein krumm gebogener Nagel öffnete das Schloß des Schreibpultes; die Goldsäcke lagen richtig darin, waren aber so schwer, daß sie sich auf der vorhabenden Diebsflucht nicht in der Tasche forttragen ließen. Was war zu thun? Er log der alten leichtgläubigen Köchin und den Hausmägden vor: er habe vom Grafen einen Brief und darin den Befehl erhalten, ihm einen Koffer mit Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen mit der Post nach Berlin nachzusenden. Dasselbe Mährchen erzählte er dem Schenkwirth, und verlangte dessen Wagen, der ihn des folgenden Tages mit dem Koffer des Grafen zur nächsten Stadt fahren solle. Der Wirth, dem dieses Vorgeben ganz unverdächtig schien, sandte am nächsten Morgen seinen Wagen ins Schloß, der goldreiche Koffer ward hinauf gehoben, Flink nahm Abschied von der Köchin, versprach in einigen Tagen, nach abgemachtem Postgeschäfte, wieder zu kommen, und die Reise ging fort.

In der nächsten Stadt gab er den Koffer auf die Post, und dazu einen an den Grafen Hollbeck in Dresden poste restante addressirten und mit dem gestohlenen gräflichen Wappen versiegelten Begleitbrief. Den Wagen schickte er nach dem Dorfe zurück, fuhr bis zur dritten Station,

wo ihn niemand kannte, mit einem Lohnkutscher, und nahm dort, unter dem Namen des Grafen Hollbeck, Extrapost nach Dresden.

Hier angekommen, ging er in einem sehr feinen, mit dem Johanniterkreuze bezeichneten Kleide des Grafen auf die Post, nannte sich Graf Hollbeck, und forderte den an ihn addressirten Koffer. Er empfing ihn ohne Umstände, weil das Siegel des Begleitbriefes mit dem vorgezeigten gräflichen Wappen übereinstimmte. Er ließ seine Beute in den Gasthof schaffen, wo er abgetreten war, nahm Extrapost nach Wien, und nannte sich nun in den böhmischen und österreichischen Posthäusern Graf von Kronenburg. Der ihm nachgesandte Steckbrief — der erst nach Verlauf von acht Tagen, in welchen man von Stunde zu Stunde seiner Rückkehr entgegensah, ausgefertiget wurde — konnte ihn nicht zur Haft bringen, weil er darin als ein in der Livree entwichener Bedienter geschildert war, und man nicht wußte, daß er das gestohlene Gut nach Dresden versandt hatte, was doch der Herr Gerichtsverweser, wenn er etwas schlauer und umsichtiger gewesen wäre, auf der nächsten Post erfahren konnte.

In Wien lebte er einige Monate herrlich und in Freuden. Als ihm aber der Freund des Grafen Hollbeck, den er oft bei der Tafel bedient hatte, hier und da zu Gesicht kam und er die auf sich gerichtete Aufmerksamkeit bemerkte, auch die von Jenem angestellten geheimen Nachforschungen erfuhr, da hielt er sich in Wien nicht mehr für sicher. Er floh, und kam unter dem Namen eines Grafen von Immenstein in Berlin an.

Wie ihn dort sein eigenes Bildniß verrieth, hörten wir aus dem Munde des Grafen Hollbeck.

Man fand bei dem Diebe nur noch fünfzehen Louisd'or·

Für jedes gestohlene Tausend Thaler erhielt er ein Jahr freie Wohnung und Kost in einem Zuchthause, und als Agio den Willkommen.

Nach Ablauf der zehn Strafjahre ward er über die Gränze gebracht. Sobald er auf freien Fuß gestellt war, schlich er heimlich zurück und erschien als Bettler in Linnthal, wo Arnold und Ottilie als glückliche Gatten lebten und auch den Major noch ein heiterer Lebensabend erfreute. Mit Entsetzen über die grauenhafte Gestalt des Vagabunden, der sich frech zu erkennen gab, reichte man ihm ein beträchtliches Almosen. Er besah das Geldstück und sagte: „Hm! eine verdammt geringe Entschädigung für dieß schöne Gut, das schon seit zehen Jahren mein wäre, wenn mich nicht das Schicksal so grausam verfolgt hätte. — Thut nichts! meine Frau muß mich ernähren. Ich werde sie in Paris bei ihrem Onkel finden, dessen Namen sie mir oft genannt hat."

Er bettelte sich nach Paris, drang in das Haus der von ihm betrogenen Frau, und ließ sich als Graf von Immenstein melden. Bebend vor Schrecken, sandte sie ihm einen Dukaten, mit der Warnung, nicht wieder zu kommen, wenn er nicht verhaftet seyn wolle. Er kam dennoch, verlangte trotzig Geld, und drohte, als man ihn abweisen ließ, die Zimmerthüren aufzusprengen. Indessen erschienen die schnell herbei gerufenen Polizeidiener und brachten ihn zur Haft. Aus Paris verwiesen, durchstrich er Frankreich, verübte bedeutende Diebstähle, ward als Mitglied einer Räuberbande ergriffen, und beschloß seine rühmliche Laufbahn auf der Galeere.

III.

Argos, der sprechende Hund.

Eine wandernde Schauspielergesellschaft, die ihr Theater auf einem Karren, den ein Esel zog, bei sich führte und zu Fuß neben her ging, kam in ein ansehnliches Dorf, wo der Mühlmeister Haubold die wichtigste Person war. Das arme Männchen — wie man den Ort nennt, wo habsüchtige und unredliche Müller das unterschlagene Getreide verbergen — hatte ihn zum reichen Manne gemacht, und er besaß als Schultheiß und Vicedom des abwesenden Erb- und Gerichtsherrn große Gewalt. Das Haupt der eingewanderten Künstler wartete ihm daher sogleich auf und erhielt die Erlaubniß, im Wirthshause einige Vorstellungen zu geben.

Herr Haubold, der für sich und seine Familie freien Einlaß bedungen hatte, saß vorn auf einem breiten Großvaterstuhle, indeß sich die übrigen Zuschauer mit hölzernen Bänken begnügten. Er schmauchte Tabak und klapperte fleißig mit dem Deckel seines Bierkruges. Das war das übliche Zeichen, daß ihm frisch eingeschenkt werden sollte. Die Schauspieler nahmen es aber, um ihn unter dem Mantel der Höflichkeit zum Besten zu haben, als einen Stell-

vertreter der gewöhnlichen Beifallsbezeugungen an und bedankten sich mit tiefen Bücklingen dafür. Das schmeichelte ihm; er reichte ihnen zur Erkenntlichkeit seinen Krug auf die Bühne, und sie thaten, wenn sie auch eben königliche Herrschaften vorstellten, einen tüchtigen Zug. Eines Abends richtete sich sogar ein eben erdolchter und erstarrter Held vom Boden auf, trank seinen Theil und legte sich dann wieder dem Tod in die Arme.

Das ganze Dorf fand an den aufgeführten Lust- und Trauerspielen großes Behagen. Nur Haubold verläugnete aus Stolz sein inniges Ergötzen und sagte jeden Abend, wenn der Vorhang fiel: „Dummes Zeug!“

Aber Ludwig, sein Sohn, ein lebhafter Bursch von zwanzig Jahren, war ein schwärmerischer Verehrer und Lobredner der Schauspieler. Der junge Mensch hatte viele natürliche Fähigkeiten. Darum wollte der Pfarrer, der ihn in früherer Zeit unterrichtete, einen Gelehrten aus ihm ziehen; doch der Vater ließ es nicht zu, sondern zwang ihn, sich dem Nährstande zu widmen. Ludwig gehorchte, ohne deshalb den feinern Beschäftigungen des Geistes, zu welchen ihn sein Lehrer angeleitet hatte, ganz zu entsagen. Er las jedes Buch, das er auftreiben konnte, machte besonders Jagd auf Schauspiele, die ihn unaussprechlich vergnügten, und gerieth vollends jetzt in die höchste Entzückung, als er den todten Buchstaben auf den hohen Bretern leben und weben sah. Der Stand des Schauspielers dünkte ihm das schönste und rühmlichste Loos eines Sterblichen. Er faßte mit Begeisterung den Entschluß, sich selbst in diese Laufbahn zu werfen, und entdeckte seinem Vater, daß er gesonnen sey, mit den anwesenden Schauspielern von dannen zu ziehen.

„Rappelt's dir im Kopfe?“ rief der Alte und ergriff

sein spanisches Rohr. „Sieh, Bube, diesen Stock schlag' ich auf dir entzwei, wenn du noch ein einziges Wort davon sprichst! Denkst du denn nicht daran, daß du der Sohn eines Mannes bist, der eine Mühle von vierzehn Gängen besitzt? — Ich könnte, wenn ich sonst wollte, eine solche Bande auf meine Kosten unterhalten, und du, mein einziger Sohn und Erbe, willst mit ihr wie ein Bettler herumschweifen?“ —

Der Schlaukopf lenkte hurtig ein, erklärte sein Vorhaben für eine Uebereilung und bat demüthig, der albernen Schwindelei zu vergessen. Er wollte durch diese scheinbare Reue und Bekehrung den Zorn des mächtigen Dorfgebieters von der Schauspielergesellschaft ablenken; doch das gelang ihm nicht. Der Vater lockte ihn, unter dem Vorwande eines Geschäfts, in eine abgelegene Kammer, schloß ihn ein, ging in den Gasthof, und befahl den Schauspielern, das Dorf innerhalb einer Stunde zu räumen. Sie waren, da sie dort keine Seide spannen, sogleich willig dazu, und zogen davon.

Ludwig mußte einen vollen Tag in seinem Kerker aushalten, und erfuhr indessen nicht, was im Wirthshause vorgegangen war. Kaum in Freiheit gesetzt, lief er dahin. Himmel! wie erschrack er, als er die Verweisung der Fremden erfuhr! Dieser Gewaltstreich war ihm ein Donnerschlag: denn mehr noch, als die Schauspielerkunst, liebte er Theresen, die Tochter des Directors, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren. Er faßte auf der Stelle den festen Vorsatz, der Geliebten heimlich zu folgen. Doch schien es ihm rathsam, diesen Entschluß erst nach einiger Zeit auszuführen. Er wollte indessen den lauernden Vater sicher machen, und die Gesellschaft, deren Reiseplan ihm bekannt war, über die Landesgränze voraus gehen lassen,

damit er nicht alsobald bei ihr ausgespürt und durch den gerichtlichen Arm in die Heimath zurückgebracht werden könnte.

Nach vier oder fünf Wochen hatte er das Vertrauen des Vaters in einem solchen Grade wieder gewonnen, daß er von demselben sechs Meilen weit zu Pferde verschickt wurde, um einen bedeutenden Handel zu schließen. Er ritt fort und kam nicht zurück. Der Vater war außer sich, sandte Boten aus, forderte ihn zur Rückkehr durch die Zeitungen auf und drohte mit Enterbung. Alles umsonst! Ludwig kam nicht wieder.

Er langte glücklich bei den Schauspielern an und ward, da er eine schwere Geldkatze mitbrachte, jubelnd empfangen. Er bat um Rollen, erhielt sie und schwang sich in kurzer Zeit zum Matador der Gesellschaft auf. Die Liebe war seine Lehrmeisterin; sie ließ aber ihren Zögling bald im Stiche. Therese fand neue Anbeter, die ihn durch Geschenke bei ihr ausstachen: denn von seiner Katze, die ihn bei dem eigennützigen Mädchen in Gunst gesetzt hatte, war nur der entseelte Körper noch übrig. „O Therese! Therese!" sprach er mit thränenden Augen: „Du bist nicht mehr wie sonst! Ich verließ aus Liebe zu dir mein väterliches Haus; es ist mir auf ewig verschlossen, und nun verschließt sich mir auch dein Herz!" — Die Treulose blieb unempfindlich; sie liebäugelte mit seinen Nebenbuhlern nach wie vor. Da ward er wild und trennte sich ohne Abschied von ihr und ihren Genossen.

Arm und des heimathlosen Lebens überdrüssig, sehnte er sich ins Vaterhaus zurück; doch er wußte, daß er dort übel empfangen werden würde, und dieser Behandlung wollte er sich, nachdem er ein halbes Jahr lang auf dem Theater als König und Kaiser regiert hatte, nicht unter-

werfen. Er wanderte also tiefer in die Welt hinein, spielte auf verschiedenen beweglichen Bühnen, verliebte sich in manche Theaterprinzessin, und es erging ihm nicht besser, als bei Theresen. „Untreue, dein Name ist Schauspielerin!“ rief er aus, und that einen Schwur, sein Herz an kein Mädchen dieses Standes weiter zu fesseln.

Nach Verlauf einiger Jahre wurden ihm die theatralischen Irrfahrten überhaupt in einem solchen Grade zuwider, daß er lieber sterben, als dieses unsichere, schwankende Leben fortsetzen wollte. Er zog eben als erster Liebhaber mit einer Gesellschaft, die Mangel und Unglück von Ort zu Ort verfolgten. Sie scheiterte endlich an die Klippe des Hungers. Die Könige und Helden wurden wieder Lakaien, was sie vorher waren; der zweite Liebhaber griff zum verlassenen Puderbeutel; der Lustigmacher war an allen nützlichen Kenntnissen so arm, daß er Armenvogt werden mußte; einige andere gingen Wege, auf welchen sie diesem ehemaligen Mitbruder, nachdem er mit seiner neuen Würde bekleidet war, vorsichtig auswichen. Ludwig hatte zu dergleichen Standesveränderungen keine Lust. Er entschloß sich lieber, nach Hause zu gehen und wie der verlorene Sohn im Evangelium zu sagen: „Vater, ich habe gesündiget!“ — Vor Mißhandlungen war ihm jetzt weniger bange. Er hoffte, die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung würde seinen Vater entwaffnen. In jedem Falle schien es ihm besser und leichter, die ersten Ausbrüche des väterlichen Zorns zu verschmerzen, als länger ein wildes Vagabundenleben zu führen und zuletzt enterbt zu werden.

Er war von seiner Heimath über hundert Meilen entfernt. Glücklicher Weise hatte er sich in den letzten Jahren einen Nothpfennig erspart, der ihn in den Stand

setzte, seine Reise ziemlich anständig mit der öffentlichen Post zu machen. Der Mittelpunkt seines Weges war eine große, volkreiche Stadt, die wir Olbau nennen wollen. Hier gefiel es ihm, und er verließ die Post, um an diesem Orte einige Tage auszuruhen. Nach wieder gesammelten Kräften durchstrich er gut gekleidet die Stadt und ging hinaus vor ein Thor, wo die schöne Welt unter schattigen Bäumen spazierte. Der wohlgewachsene, blühende Mann, der während seiner theatralischen Wanderungen keine Gelegenheit versäumt hatte, seinen Körper in den Schulen der Tanz- und Fechtkunst zu bilden, ward hier auf der Promenade von mancher blendenden und prangenden Schönheit bemerkt und freundlich angesehen: er aber hatte nur Augen für ein sanftes, wunderliebliches Madonnengesicht, das er in der Mitte zweier alten, häßlichen Männer erblickte. Der eine war äußerst hager und glich einem Faun. Ihm fehlten zwar die Ziegenohren und Bocksfüße; er hatte aber die kleinen, wollüstig funkelnden und zugleich spitzbübischen Augen der Waldgötter, ihr arglistiges, grinsendes Lächeln, kurz, ihr ganzes Gaunergesicht. Er schlotterte in weiter, altmodischer Kleidung, die aus dem Nachlaß einer hohen Standesperson herzustammen schien, an der linken Seite der jungen Frauensperson, hielt ihren Arm in dem seinigen gefangen, und sprach ihr immer mit widriger Zärtlichkeit ins Ohr. Sie aber schlug betrübt die Augen nieder, als würde sie von einem Gerichtsdiener ins Gefängniß geführt. Ihr zur rechten stapfte ein breiter, vierschrötiger Mann, mit der rohen, übermüthigen Geberde eines aufgeblasenen Schenkwirths oder Bierbrauers, der eben an seinen gesegneten Hausstand denkt, und zu jedem, der ihm begegnet, in Gedanken sagt: Du bist gegen mich ein armer Schlucker! — Er

war eben nicht gemein, aber plump und unförmlich gekleidet. Sein dicker Kopf glühte mit vollen, rothen Wangen aus einer Beutelperücke heraus. In der Hand trug er einen mächtigen Stock mit einem silbernen Knopfe, und focht damit so ungeschliffen um sich her, daß ihm jedermann, der keinen Schlag haben wollte, ausweichen mußte.

Hinter diesen Personen ging ein Dienstmädchen mit einem schweren Handkorbe. Sie nahmen, ohne sich unter den Lustwandlern in der Nähe des Thores aufzuhalten, ihren Weg nach einem Dörfchen, das man nicht weit von der Stadt liegen sah. Ludwig folgte ihnen in einiger Ferne. Er konnte nicht hören, was sie sprachen; aber die heftigen Geberden des dicken Mannes zeigten deutlich, daß er mit dem schönen Mädchen zankte. Das trieb er so, bis sie ins Dorf kamen. Hier wählten sie sich in einem Wäldchen, das an die Hinterseite des Wirthshauses stieß, einen der Tische, die zu öffentlichem Gebrauch hingestellt waren. Es ward Bier aus dem Wirthshause gebracht. Der Dicke rauchte Taback aus einem ungeheuern meerschaumenen Kopfe. Die schöne Dulderin strickte, ohne von der Nadel aufzublicken. Der Faun saß neben ihr, schmunzelte sie an und streichelte und küßte bisweilen ihre Hand. Das alles beobachtete Ludwig hinter einem Gesträuche, wo er sich unbemerkt auf die Lauer gestellt hatte.

Als der Tabaksraucher mit seiner Pfeife fertig war, deckte das Dienstmädchen den Tisch und trug aus dem Handkorbe das Abendessen auf. Es waren zwei Flaschen Wein dabei. Die Herren tranken tüchtig. Der Faun, von Wein und Liebe voll, warf sich vor der jungen Person auf die Knie und beschwor sie mit einem Schwall von zärtlichen Ausdrücken, ihm ihre Liebe zu schenken und seine Gattin zu werden. Sie antwortete nicht; sie seufzte nur

und hob wehmüthig, wie eine betende Heilige, die Augen gen Himmel. Da sprang der dicke Mann wüthend auf, schwang seinen Stock über des Mädchens Haupt und sagte mit donnernder Stimme: „Sprich Ja, oder ich schlage dich, daß dir die Sinne vergehn!“ —

Plötzlich stürzte Ludwig, durch diesen Auftritt empört, aus seiner Verborgenheit hervor und ging mit hastigen Schritten auf den Platz, wo ein Liebesbündniß durch Stockprügel zu Stande gebracht werden sollte. Der Faun erschrack, fuhr schnell empor, stieß mit seinem breternen Rücken an den Tisch und warf ihn über den Haufen. Die Fluth der zerbrochenen Weinflaschen tränkte die Erde; den Braten entführte ein großer Hund, der längst darauf gewartet hatte, daß ein Brosamlein von der Herren Tische fallen sollte. Der Rundbauch brüllte und schäumte vor Wuth. Er wußte nicht, ob er den Faun, den Hund oder den fremden Schadenstifter schlagen sollte. Vor allen Dingen lief er mit lächerlicher Anstrengung dem Bratenräuber nach; aber seine schwerfälligen Beine konnten den flüchtigen Vierfüßler nicht einholen. Keuchend kam er zurück, schalt den Faun, der sich seine an der Tischkante gequetschte Schulter rieb, einen unvorsichtigen Faseler und fuhr auf den Schauspieler los: „Was ist das für Manier, mein Herr, daß Sie, wie ein wilder Eber, aus dem Busche hervorbrechen?“

„Es ist meine Manier;“ sagte Ludwig. „So rasch geh' ich immer, und hier ist ein öffentlicher Ort, wo jedermann erscheinen darf.“

Mit diesen Worten setzte er sich, ohne daß es der Brummbär zu hindern wagte, an einen der nächsten Tische, zog ein Buch aus der Tasche, gab sich das Ansehen eines aufmerksamen Lesers, schielte aber zu dem lieben Mädchen

hin, und ein dankbarer Blick für die bewirkte Rettung begegnete seinen Augen.

Dem Dicken war ein solcher Beobachter unerträglich. Er schnitt ihm, indem die Trümmer des Mahls zusammengerafft wurden, grimmige Gesichter, und ordnete dann den Aufbruch an. Der Faun nahm wieder des Mädchens Arm in Beschlag; sein Gefährte deckte den Rückzug und machte sich recht vorsätzlich mit seiner ganzen Breite zu einer wandelnden Mauer zwischen den beiden jungen Leuten, die gern noch durch die Sprache der Augen von einander Abschied genommen hätten.

Es versteht sich, daß Ludwig nicht unthätig sitzen blieb. Er schlich der Gesellschaft von Weitem nach und rückte ihr immer näher, je mehr es Abend ward. In den Straßen der Stadt war er nur zwanzig Schritte hinter ihr. Er sah sie in ein Haus gehen, bemerkte mit Vergnügen einen Gasthof gegenüber, und eine halbe Stunde nachher zog er mit Sack und Pack in denselben ein.

Nun ward es ihm nicht schwer, die Namen und Verhältnisse der drei Personen, die ihn zur Veränderung seiner Herberge bewogen hatten, zu erfahren. Herr Knoll, der dicke Mann, und Herr Stange, sein dürrer Freund, waren in jüngern Jahren mit einander bei einem reichen Grafen in Diensten gewesen; jener als Koch, dieser als Kammerdiener; und beide hatten ihren gutmüthigen und achtlosen Herrn so schändlich betrogen und geplündert, daß er in Armuth versank und sie Capitalisten wurden. — Das Mädchen, Namens Susanne Winzer, war eine Waise, und lebte bei dem Herrn Knoll, ihrem Vetter und Vormund, in harter Sclaverei. Er wollte sie durchaus an seinen ehemaligen Raubgenossen verheirathen und predigte ihr immer vor: es gebe zwischen Himmel und Erde

keinen bravern und tugendhaftern Mann. Suschen hatte hingegen erfahren, daß ihr heiliger Freier mit einer übel berüchtigten Weibsperson im vertrautesten Umgange lebe; und das machte ihr den alten Sünder noch verhaßter, als er es ihr ohnedieß war. Sie entdeckte ihrem Vormunde, was sie gehört hatte; aber Herr Knoll erklärte dieß Gerücht für eitel bösen Leumund, und sprach seinen Freund von dergleichen Ausschweifungen völlig frei.

Das waren die Nachrichten, die Ludwig im Gasthofe einzog; und da er zugleich erfuhr, daß Herr Knoll selbst gegenüber wohnte, so war er mit seinem neuen Quartiere, das er aufs Gerathewohl gewählt hatte, vollkommen zufrieden. Denn hätte der Faun, wie doch leicht möglich war, seine Höhle hier gehabt, so wäre diese Nachbarschaft unserm Abenteurer wenig erfreulich und ersprießlich gewesen.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, um Suschen am Fenster zu sehen. Aber die erste Erscheinung war Herr Knoll. Er legte sich, im Schlafrock und mit der Nachtmütze, zum Fenster heraus, blies aus einer unförmlich langen Pfeife, die aus dem ersten Stockwerke beinahe bis auf's Straßenpflaster hinabreichte, dicke Tabakswolken von sich und schnaubte jedem Vorübergehenden, der ihn grüßte, einen trotzigen guten Morgen zu. Nachher ließ er sich von Suschen, die nur dann und wann im Hintergrunde der Stube wie ein Sonnenblick durch Regenwolken sichtbar wurde, beim Ankleiden bedienen, und schalt und tobte dabei so laut, daß man es über die Straße herüber vernahm. Bald darauf machte der Faun seinen Morgenbesuch, kam aber nur, um seinen Freund abzuholen. Sie gingen mit einander in ein nahes Weinhaus.

Nun setzte sich Suschen an's Fenster und nähte so flei=

ßig, daß der Lauscher im Gasthofe eine halbe Stunde lang vergebens hoffte und harrte, einen Blick zu gewinnen. Endlich war er so glücklich; er verbeugte sich schnell; sie stutzte erröthend, schien sich aber sogleich seiner zu erinnern und dankte freundlich. Ihre Schönheit entzückte sein Auge, ihre Leiden rührten sein Herz; er schwor in seiner Seele, sie den Händen des Fauns zu entreißen.

Indem er diesen Entschluß faßte, sah er das Dienstmädchen, das Tages vorher dem großen Dorfhunde einen Braten zugetragen hatte, aus Knolls Hause kommen und die Straße hinab gehen. Das gutmüthige Gesicht der jungen Dirne brachte ihn auf den Gedanken, ihr eine Bestellung aufzutragen. Er eilte ihr nach, redete sie an, fand sie dem guten Suschen sehr ergeben, und vertraute ihr deßhalb ein Blättchen an, worauf er hinter einer Hausthüre mit Bleistift schrieb: „Theuerste, rechnen Sie auf die feurigste Theilnahme eines unbekannten Freundes, der Gut und Blut daran setzen wird, Ihnen ein besseres Loos zu bereiten.“ —

Die Dirne flog mit dem Briefchen nach Hause. Auch Ludwig ging in seine Wohnung zurück und blickte hinter der Fenstergardine zu der Geliebten hinüber. Er sah sie schreiben, und bald darauf ward an seine Thür geklopft. Es war das Dienstmädchen, mit einem Blatte von Suschens Hand. „Ihre Theilnahme,“ schrieb sie, „rührt mich innig, und ich würde mich glücklich preisen, wenn Sie der Retter wären, den ich mir täglich vom Himmel erbitte.“ —

„Ja, bei Gott! ich will es seyn!“ rief er, und küßte die Schrift. „Die Sache hat nur ein einziges Aber, das mich ängstet. Ich befürchte, Suschen hält mich für reicher und vornehmer, als ich's bin. Mein Vater ist nur ein wohlhabender Landmann.“

„Das paßt vortrefflich!“ sagte das Mädchen. „Suschen stammt auch vom Lande und sehnt sich wieder dahin. Ihr Vater war ein armer Dorfprediger, der sie zwar gut erzog, aber ihr nichts als ein paar Dutzend alte Bücher hinterließ, die Herr Knoll schon größtentheils zu Tabakszündern verbraucht hat.“

Vergnügt griff Ludwig nach der Feder; er wollte wieder an Suschen schreiben; aber das Mädchen sagte: sie könne sich keinen Augenblick länger aufhalten, weil Herr Knoll um diese Zeit aus dem Weinhause zurück komme und dann hundert Dinge zu befehlen habe. Ludwig sah sich also gezwungen, der Geliebten mündlich sagen zu lassen: er reise sogleich zu seinem Vater, um mit demselben Einrichtungen und Maßregeln zu ihrem Besten zu verabreden; er komme jedoch längstens in drei Wochen nach Olbau zurück und werde dann nicht eher ruhen, bis er sie aus ihrer traurigen Lage befreit habe.

Mit diesem Auftrage lief die Vertraute fort; und indem sie aus dem Hause schlüpfte, kam schon Herr Knoll mit einem weinrothen Gesichte die Straße herauf und drohte ihr, nach seiner groben Weise, mit aufgehobenem Stocke. Ludwig wußte wohl, daß es dem Mädchen nicht an einer Nothlüge fehlen würde, den Gang in den Gasthof zu verantworten; er aber fand es nun rathsam, sich nicht weiter am Fenster sehen zu lassen, weil sonst der Alte den geheimen Verhandlungen leicht auf die Spur kommen und allenfalls das Mädchen durch Schläge zur Beichte der Wahrheit zwingen könnte. Ueberdieß ging die fahrende Post, mit welcher Ludwig nach seiner Heimath reisen wollte, in der nächsten Stunde ab; er packte daher geschwind zusammen, bezahlte seine Zeche, verließ durch die Hinterthür den Gasthof, setzte sich auf den Postwagen und fuhr zum Thor hinaus.

Unter Weges machte er den Plan: er wolle seinen Vater, nach geschehener Aussöhnug, um den Ankauf eines kleinen Landgutes bitten, und dort mit Suschen, die er im Nothfall ihrem Vormunde zu entführen beschloß, ein arkadisches Leben beginnen.

Der Bau dieses Luftschlosses beschäftigte ihn bis zur letzten Station vor seinem Geburtsorte. Er wanderte zu Fuß ins Dorf hinein. Niemand, der ihm begegnete, kannte ihn, und er gab sich Niemanden zu erkennen. Er eilte mit Bangigkeit nach dem Platze, wo man von dieser Seite her, wie er wußte, das rothe Ziegeldach der väterlichen Mühle zuerst aus einer Umgebung von Bäumen hervorleuchten sah. Er kam zur Stelle; er blickte hin und fuhr bestürzt zusammen: denn das ersehnte Haus war verschwunden. Zitternd und zagend ging er näher; da fand er an der Stätte, wo vormals das stattliche Gebäude stand, einen großen Schutthaufen, und schwarz und verkohlt lag das Gebälk umher. „Gott im Himmel!“ rief er mit Entsetzen, und lehnte sich an einen nahen, vom Feuer beschädigten Baum.

Sieh, da erhob sich auf dem Schutthaufen ein Hund, sprang mit freudigem Geheul und wedelndem Schwanz auf ihn zu, sprang an ihm empor, leckte ihm Gesicht und Hände, und stieß klägliche Töne aus, als wollte er das vorgefallene Unglück erzählen. Es war der treue, von ihm erzogene Argos. Der Pfarrer hatte ihn, nach dem Hunde des Odysseus, so genannt; und, wunderbar! wie den griechischen Helden nach langer Abwesenheit sein alter Hund, auf dem Dünger liegend, erkannte, so kam dem heimkehrenden Ludwig der seinige vom Aschenhügel des Vaterhauses entgegen.

Der betäubte Jüngling wußte nicht, wo er den vorma-

ligen Bewohner dieser Ruinen aufsuchen sollte. Sie lagen von den übrigen Häusern des Dorfes entfernt, und er sah keinen Menschen umher. Argos faßte ihn am Rockzipfel und bemühte sich, ihn vom Platze hinweg zu ziehen. Er folgte fast bewußtlos dem Thiere. Es führte ihn nach dem Pfarrhause. Er klopfte furchtsam an die wohlbekannte Studierstube.

Der Pfarrer trat heraus, sah ihn fremd an, und fragte nach seinem Namen und Begehren. Ludwig nannte sich. Der Geistliche schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, führte ihn in die Stube und erzählte ihm Folgendes: „Es sind heute gerade vier Wochen, als wir eine Stunde nach Mitternacht durch Feuergeschrei aus dem Schlafe geweckt wurden. Die Mühle stand in Flammen. Beherzte Männer drangen hinein, fanden Ihren Vater mit Wunden bedeckt, und sammt allen Hausgenossen mit Stricken gefesselt. Die Unglücklichen wurden den Flammen entrissen; aber das Gebäude war nicht zu retten. Ich nahm Ihren Vater bei mir auf, und erfuhr von ihm die Geschichte seines Unglücks. Es waren am Abend vor der Schreckensnacht sieben oder acht furchtbar aussehende Männer zu ihm gekommen, hatten sich für reisende Mühlknappen ausgegeben und Nachtlager begehrt. Er versagt's ihnen, und da sie nicht weichen wollen, ruft er seine Leute zusammen und treibt die Fremdlinge mit Gewalt aus dem Hause. Aber Nachts gegen zwölf Uhr kommen sie verstärkt zurück, stürmen die Thür auf, überfallen den Vater mit Mordgewehren, verwunden und binden ihn, rauben ihm dreitausend Thaler in Gold, stecken das Haus in Brand und eilen davon. Der arme Vater überlebte diese gräßliche Begebenheit nur vier und zwanzig Stunden. Er starb in meinem Hause.“

Erschüttert schrie Ludwig laut auf, verhüllte sein Gesicht, und vergoß einen Strom von Thränen.

Als er sich etwas beruhiget hatte, sagte der Pfarrer: „Ihr Argos hat sich schon, wie ich sehe, zu Ihnen gefunden. Haben Sie aber auch die Narben der Wunden bemerkt, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt? Er vertheidigte herzhaft seinen Herrn, ward niedergehauen, und ein mitleidiger Mensch, der ihn winselnd in seinem Blute fand, rettete ihn aus den Flammen. Seine Treue verdiente den Lohn, daß ich ihn durch einen Thierarzt, den ich deßhalb aus der nächsten Stadt berief, heilen ließ. Seitdem bewacht er Tag und Nacht die traurigen Ueberreste des Herrenhauses, und kommt nur bisweilen zu mir, um bescheiden und genügsam seinen Hunger zu stillen.“

Ludwig liebkosete den Getreuen und sagte: „Du bist mein einziges Erbtheil!“

„O nein, so ganz verarmt sind Sie doch nicht!“ sprach der Pfarrer. „Das baare Geld und die Gebäude sind freilich verloren; aber die Mühlgerechtigkeit und die Grundstücke werden sich bald um ein ansehnliches Kaufgeld an den Mann bringen lassen.“

So sprach er noch manches tröstliche Wort, enthielt sich, um den Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, aller Vorhaltungen über seine heimliche Flucht, ermuthigte ihn durch Wein, und führte ihn, als es Schlafenszeit ward, zu dem für ihn bereiteten Lager.

Ludwig genoß aber keines wohlthätigen Schlummers; er schwankte, wie ein Fieberkranker, zwischen Schlafen und Wachen, und in diesem Zustande bekam er einen überraschenden Besuch. Es schlarfte ein altes Männlein, nur eine Elle hoch, mit einem langen greisen Barte, und in ein hellblaues, mit Mehl bestäubtes Röcklein gekleidet, zur Thür

herein, trat vor sein Bett und sagte: „Nu, Du Herumschwärmer! bist Du endlich wieder da? Der Vater ist todt, die Mühle ist niedergebrannt: was willst Du hier? Geh eilend nach Olbau zurück und nimm den Argos mit; er wird dort Dein Glück machen. Damit Dir aber dieser wohlgemeinte Rath weder ein grundloses Gewäsch noch ein Fallstrick scheine, so wisse: ich bin der Hausgeist, der Deinen Voreltern seit Jahrhunderten treu ergeben war und auch Dich in Deiner Kindheit oft auf den Armen trug. Drum folge mir, es wird Dich nicht reuen.“ —

Dieß gesagt, ging er wieder zur Thür hinaus, ehe sich Ludwig eine Erklärung, auf welche Art ihn der Hund glücklich machen werde, ausbitten konnte. Der Auftritt war unstreitig nichts anders, als ein Fiebertraum, der sich durch eine alte, vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Sage, daß seit hundert Jahren ein solcher Hausgeist in der abgebrannten Mühle einheimisch gewesen sey, in Ludwigs unruhiger Seele gebildet hatte. Er stand, als es Tag wurde, selbst in Zweifel, ob er die Erscheinung für wirklich oder für ein bloßes Traumgesicht halten sollte; doch beschloß er, dem Rathe des Männleins zu folgen. Dem Pfarrer, den er in frühern Zeiten oft über Geisterseher spotten hörte, verschwieg er den Vorfall; er sagte ihm nur, daß er wegen gewisser Angelegenheiten unverzüglich nach Olbau zurück gehen und den Argos mitnehmen wolle. Der Geistliche hatte nichts dagegen, lieh ihm ein Sümmchen zu Bestreitung der Reisekosten, übernahm das Geschäft, die liegenden Gründe zu verkaufen, und sie schieden freundlich von einander.

Ludwig machte es wie die Apostel, die dem Befehle: Gehet hin! wörtlich gehorchten; er wanderte zu Fuß, weil der Geist gesagt hatte: Geh nach Olbau zurück! Es

schien ihm möglich, daß gerade von dieser apostolischen Art des Fortkommens das ihm geweissagte Glück abhängig sey. Auch fiel ihm ein, daß es ihm oft verdrießlich gewesen war, wenn ungeschliffene Gesellen große Hunde mit auf den Postwagen nahmen und ihm und andern Gefährten damit lästig fielen. Er wollte sich daher, da Argos auch kein Schooßhündchen war, diese Unschicklichkeit nicht selbst zu Schulden kommen lassen.

Sie pilgerten also traulich zusammen. Ludwig dachte indessen dem sonderbaren Rathe des Hausgeistes weiter nach, und schon in der ersten Reisestunde ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er erinnerte sich, daß Argos in seiner Jugend bisweilen seltsame Töne von sich gab, die der menschlichen Aussprache deutscher Worte glichen. Diese natürliche Anlage hatte sich damals immer mehr entwickelt, als ihn Ludwig in die Lehre nahm. Die Verfahrungsart bei diesem Unterrichte war etwas derb. Der Lehrer faßte mit beiden Händen des Schülers Kinnbacken und drückte sie so lange, bis dadurch ein Laut entstand, der dem zugleich vorgesagten Worte ähnlich klang. So lernte Argos, wie ein Papagei, eine beträchtliche Zahl von Worten nachsprechen, und that es in der Folge freiwillig auf ein gegebenes Zeichen. Der Pfarrer erzählte einsmals bei dieser Gelegenheit: es habe schon ehedem einen solchen sprechenden Hund gegeben, der im Jahre 1712 zu Leipzig öffentlich aufgetreten sey, und sich sogar die Ehre erworben habe, von dem berühmten Philosophen L e i b n i tz in einer seiner Schriften erwähnt zu werden.

Das alles kam jetzt dem Reisenden wieder in die Gedanken. Er machte sogleich auf der Straße einen Versuch, ob Argos der Sprache noch mächtig sey, und er war es. Er sprach besonders die Worte: G u t e n T a g! ungemein

deutlich aus, und begrüßte damit aus eigener Bewegung ein Paar Bauern, die gemächlich neben einander zu Markte ritten. Sie wußten nicht, wo der höfliche Zuruf herkam, weil Ludwig eben in ein nahes Haus gegangen war, und Argos, das Reisebündel bewachend, allein am Wege saß. Sie blickten links und rechts, und warfen ihre Augen gerade auf den Hund, als er seinen Gruß wiederholte. Da stießen sie, von Entsetzen ergriffen, ihren Rößlein die Fersen in die Flanke, jagten über Hals und Kopf davon, verloren Kober und Säcke, und Ludwig, der jetzt zurück kam, mußte die ganze Macht seiner Stimme aufbieten, um ihre thörichte Flucht zu hemmen und sie zur Aufsammelung ihres verzettelten Eigenthums zu bewegen.

Dieser lächerliche Vorfall überzeugte ihn, daß die Sprachfertigkeit seines Hundes auf fremde, mit ihr noch nicht bekannte Menschen einen mächtigen Eindruck mache, und ihm allenfalls, wenn er sie eine Zeit lang in großen Städten zur Schau stellte, eine hinreichende Summe Geldes verschaffen würde, um sich mit Suschen irgendwo auf dem Lande häuslich niederlassen zu können. Es ward ihm auch wahrscheinlich, daß der Nachtgeist seinen Rath nicht anders gemeint habe, und er nahm sich vor, in Olbau die erste Probe anzustellen. Er setzte daher, theils wandelnd, theils in den Nachtherbergen, den Sprachunterricht fleißig fort, damit sein Lehrling ersprießlichen Beifall einernten möge.

Er traf in Olbau ein, versagte sich aber die angenehme Herberge in Knolls Nachbarschaft, um nicht zu frühzeitig von ihm bemerkt zu werden. Aber an Suschen schrieb er sogleich, und meldete ihr: er habe zwar in seiner Heimath ein unerwartetes Unglück gefunden, doch sey er in Besitz eines Hülfmittels, das ihn bald in den Stand setzen werde, sein Wort zu halten. Dieses Briefchen übergab er Sus-

chens treuer Dienerin, unterrichtete sie zugleich von der Beschaffenheit seiner lebendigen Hülfsquelle, und bat dringend, ihm Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie er sich mit Suschen besprechen könne. Die Unterhändlerin machte wenig Hoffnung dazu, doch versprach sie, sobald sich die erste Möglichkeit einer Zusammenkunft zeige, ihm unverzüglich davon Nachricht zu geben.

Des folgenden Tages verschaffte er sich obrigkeitliche Erlaubniß, die Künste seines Hundes öffentlich darzustellen. Sein Unternehmen gelang über alles Erwarten. Der Zulauf der Neugierigen war so groß, daß er innerhalb acht Tagen gegen fünfhundert Thaler gewann.

Eines Morgens kam Suschens Dienerin eilend zu ihm und sagte: „Wir haben durch einen glücklichen Zufall erfahren, daß Herr Stange seine Buhlerin auf den Abend zu sich bestellt hat. In dieser Gesellschaft möchte ihn Suschen gern von ihrem Vormund ertappen lassen. Sie will daher gegen Abend ein Verlangen äußern, ihren Freier zu besuchen. Herr Knoll wird diesen Einfall loben und sich stracks mit ihr auf den Weg machen. Aber höchst wahrscheinlich bringt Herr Stange die liederliche Kreatur geschwind auf die Seite, wenn an seine Thüre geklopft wird. In diesem Falle wünschen wir, daß der verborgene Schatz durch Ihren sprechenden Hund an's Licht gebracht werde. Suschen bittet Sie deßhalb, zwischen acht und neun Uhr unter den Fenstern des Herrn Stange, der an der Ecke der Pomeranzenstraße wohnt, vorüber zu gehen und laut zu rufen: Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören? — Dann wird Suschen veranstalten, daß Sie eingeladen werden, ins Haus zu kommen."

Ludwig wandte dagegen ein: daß er die Künste seines Hundes nicht auf öffentlicher Straße auszubieten pflege;

doch wolle er, Suschen zu gefallen, dieß Mal eine Ausnahme machen, und werde zu rechter Zeit erscheinen.

Suschen bezeigte sich den ganzen Tag gegen ihren Vormund sehr artig; und als er nach dem Abendessen vor langer Weile nicht wußte, was er anfangen sollte, sagte sie schmeichelnd: „Lieber Herr Vetter, ich hätte wohl Lust, einmal auszugehen und unsern Freund Stange zu besuchen.“

Herr Knoll starrte sie an und fragte, ob das ihr Ernst sey. Die Heuchlerin schlug, als schämte sie sich einer zärtlichen Schwachheit, die Augen nieder, und sprach ein leises Ja. „Nun, das ist schön, daß Du vernünftig wirst!“ rief er aus. „Ich will Dich mit Vergnügen zu dem guten Manne begleiten. Er wird Freudenthränen weinen.“

Sie kleideten sich rasch, eilten nach der Pomeranzenstraße, und mit geballter Faust schlug Knoll an seines Freundes Thür. Kein Mensch in der ganzen Stadt klopfte so ungeschlacht. Drum wußte der Faun sogleich, wer draußen war, und gerieth in Höllenangst, weil er seine Courtisane wirklich bei sich hatte. Er versteckte sie so geschwind als möglich, und räumte den Kuchen und die Weinflaschen, die auf dem Tische standen, hinweg. Der Donner der Faust erschütterte indessen rastlos die Thür. Zitternd öffnete sie der Faun. „Potz Element! sitzt Ihr denn auf den Ohren?“ fuhr Knoll auf ihn los. „Es ist gar nicht fein, daß Ihr so langsam aufmacht, wenn Euch ein hübsches Mädchen besuchen will.“

Jetzt trat Suschen hinter dem breiten Manne hervor. Der Faun erschrack auf's neue, krümmte sich freundlich wie ein Ohrwürmchen, und führte sie an der Hand in sein Zimmer.

„Mich durstet!“ rief Herr Knoll, als er sich kaum gesetzt hatte. „Gebt mir was zu trinken!“

Der Faun brachte eine Falsche Bier, und entschuldigte sich, daß er nicht mit Wein dienen könne, weil sein Aufwärter eben nicht bei der Hand sey.

„Elende Junggesellen-Wirthschaft!“ brummte Herr Knoll, und verschmähte das säuerliche Bier, wovon er nur nippte.

Unter langweiligen Gesprächen, die der Faun in merklicher Zerstreuung führte, verging eine halbe Stunde. Jetzt rief Ludwig auf der Straße: „Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören?“ — „Ach, der Mann mit dem sprechenden Hunde!“ sagte Suschen. „Rufen Sie ihn doch herein, lieber Herr Stange! Ich möchte das Wunderthier für mein Leben gern sehen!“

„Was du für Einfälle hast!“ sprach der Vormund. Doch dem Faun, der jeden Augenblick die Entdeckung seiner Streiche befürchtete, war diese Ablenkung der Aufmerksamkeit von sich und seiner sichtbaren Angst sehr erwünscht. Er riß das Fenster auf und rief: „He da! der sprechende Hund komm herein!“

Ludwig kam. Die beiden Männer kannten ihn nicht mehr, und bemerkten weder den Blick, womit er Suschen begrüßte, noch ihr verlegenes Erröthen. Der Faun foderte ihn auf, seinen Hund schwatzen zu lassen. Argos redete mancherlei. Endlich sprach sein Herr zu ihm: „Sage mir, mein kluges Thierchen, wie viel Personen befinden sich in diesem Zimmer?“

Argos sah sich um, und stieß, auf ein ihm unmerklich gegebenes Zeichen, vier kurze Töne aus, welche die Zahlen eins, zwei, drei, vier andeuten sollten.

„Vier Personen gibst Du an?“ sagte Ludwig. „Ich

sehe ja nur drei! Denn ich, das weißt du, komme nicht mit in Rechnung."

„Die dumme Bestie kann nicht drei zählen!" murmelte Knoll.

„Argos, du machst uns Schande!" sprach Ludwig. „Sieh dich noch einmal um und rede, wie sich's gebührt!"

Der Hund wandte seine Augen umher, und ließ sich wieder mit den vorigen vier Tönen vernehmen.

„Meine Herren," sagte Ludwig, „ich behaupte nun kühn, daß sich noch irgend eine Person in diesem Zimmer unsichtbar aufhält. Ich weiß kein Beispiel, daß sich mein Hund zweimal hinter einander geirrt hätte."

Der Faun erblaßte, zitterte wie Espenlaub, und läugnete stammelnd.

„Das ist doch neckisch!" rief Knoll. „Es müßte jemand dort in dem großen Schranke stecken."

Und indem er das sagte, ging er hastig darauf zu, warf den Faun, der ihn aufhalten wollte, wie ein Strohbündel bei Seite, riß den Schrank auf, und prallte mit einem Schrei zurück, als eine junge weibliche Gestalt, die steif und gepreßt, wie in einem Schilderhause, darin stand, wüthend heraus fuhr, und Kuchenteller und Weinflaschen hinter ihr her fielen. Sie stürzte mit ausgespreizten Fingern auf Ludwig los, um Rache an ihm zu nehmen; aber plötzlich stand sie, wie in einen Stein verwandelt. — „Ha, There se!" — rief Ludwig. „Sind Sie es? — Spielen Sie jetzt auf solchen Privattheatern? — Ich hatte Sie längst vergessen, und nun rächt mich noch so spät der Zufall an Ihnen!" —

„Aber zum Teufel! was ist das für Wirthschaft?" wetterte Knoll dazwischen, und ging dem Faun, der sich in einen Winkel verkrochen hatte, zu Leibe. „Hört, Ihr seyd

ein Schuft!“ schrie er ihn an. „Ihr werbt um ein ehrliches Mädchen, und habt Buhldirnen im Schranke! — Ihr bewirthet Euren besten Freund mit saurem Biere, und jene Geschöpfe mit Wein! — Pfui, Ihr seyd ein schlechter Kerl!“ —

Der Faun, der nun doch Freundschaft und Braut auf ewig verloren sah, sprühte wie eine Katze, die ein Hund anbellt, aus dem Winkel hervor, und verbat sich dergleichen Schmähungen. Knoll machte eine rückgängige Bewegung; der Faun hielt sie für Flucht, drang ihm muthig nach, und fuchtelte ihm mit seiner langen, knöchernen Hand um die Ohren herum. Jener aber machte seinen Rückzug bloß in der Absicht, sich zu bewaffnen. Er holte seinen Stock, und züchtigte grimmig damit den alten Sünder der fliehend Tische und Stühle zu Boden rannte und Zeter Mordio schrie. Therese wollte dem Wütherich entwischen, aber noch in der Thür bekam sie einen Denkzettel von ihm. Er setzte dann hastig den Hut auf, faßte Suschens Arm, und enteilte schnaubend mit einem Fluche, der den Faun auf immer aus seinen Augen verbannte.

Ludwig ward bei diesem Getümmel ganz übersehen. Er ging Suschen behende nach, drückte ihr auf der unbeleuchteten Treppe die Hand, und ward mit einem zärtlichen Gegendruck für seine wohlgelungene Mühe belohnt.

Am folgenden Tage ließ ihn der junge Fürst, der damals in Olbau sein Hoflager hatte, zu sich berufen. Argos griff sich vor der hohen Versammlung besonders an; der Fürst bezeigte Lust, ihn zu kaufen. Ludwig sagte: er trenne sich von dem nutzbaren Thiere nicht eher, bis es ihm ein kleines Landgut erworben habe. Der Fürst, dem für Hunde und Pferde, die er besitzen wollte, kein Preis zu theuer war, bot ihm einen in der Nähe der Stadt liegenden Maier=

hof als Kaufschilling an. Ludwig antwortete: er würde sich keinen Augenblick bedenken, den Handel zu schließen, wenn er nur versichert wäre, daß ihn der Besitz des angebotenen Maierhofes reich genug mache, um von dem Vormunde eines gewissen Mädchens als Freier angenommen zu werden. Der Fürst fragte, wie der Vormund heiße; und als er Knolls Namen hörte, sagte er: „Mich dünkt, dieser Mann hat mit mir in Geschäften gestanden.“ Er ließ einen Cabinets-Secretär rufen, und es entwickelte sich jetzt, daß Herr Knoll der Mann war, der einige Jahre zuvor die Anlegung und Verwaltung eines fürstlichen Getreide-Magazins übernommen, aber ein paar tausend Thälerchen für Bodenriß und Mäusefraß in Rechnung gebracht hatte, und deßhalb noch in Untersuchung befangen war.

„Was kann aus der Sache heraus kommen?“ fragte der Fürst.

„Wenig oder nichts!“ antwortete der Secretär. „Die Untersuchung geht noch ihren Gang; der Angeschuldigte läugnet und ist schwer zu überführen.“

„Der Prozeß gegen ihn,“ sagte der großmüthige Fürst, „soll ganz niedergeschlagen werden, wenn er sich zur Genehmigung der gewünschten Heirath bequemt. Ich erlaube, ihm das in meinem Namen zu sagen, und allenfalls mag es ihm mein Cabinets-Secretär beglaubigen.“ —

Knoll fiel gleichsam aus den Wolken, als Ludwig und der Secretär bei ihm erschienen und ihre Worte anbrachten. In trunkener Betäubung willigte er ein; denn die von dem Fürsten unterstützte Brautwerbung war ihm ein Befehl, dem er nicht zu widersprechen wagte, und die Lossprechung von Schuld und Strafe hob ihm eine drückende Last vom Herzen. Ueberdieß war es ihm nun ziemlich

gleichgültig, wen seine Mündel heirathete, da sich die im Werke gewesene Verbindung mit dem unzüchtigen Faun zerschlagen hatte. Suschen ward gerufen. Zitternd vor Freude vernahm sie, wovon die Rede war, und Ludwig umarmte sie als seine Braut.

IV.

Der ahnenstolze Schulmeister.

1.

Rudolph, der zehnjährige Sohn des Försters Wigand in Hilgendorf, kannte alle Bäume des Waldes, alle Fährten des Wildes, aber das große A noch nicht. Der Vater wollte mit dem Schulmeister Bärenstein, den er einen hochmüthigen Fantasten nannte, auf keine Weise etwas zu schaffen haben. Rudolphs Mutter betrübte sich über des Knaben rohes Aufwachsen, und bat unablässig ihren Gatten, seine Abneigung gegen den Schulmann, zum Heil ihres Sohnes, zu überwinden. Endlich gab er nach und ließ bei dem Pädagogen anfragen, wann er seinen Sohn bei ihm einführen könne. Die Stunde der Audienz ward bestimmt. Der Monarch der Schule, ein langer, hagerer Mann, stand in der Mitte seines Prunkzimmers in einer majestätischen Stellung und hielt eine Rolle von Goldpapier, wie einen Scepter, in der Hand. Wigand sagte kurz: „Da bring' ich Ihnen meinen Jungen. Ziehen Sie einen gescheidten Kerl aus ihm!" — „Ich werde mein Bestes thun;" sagte der Meister ernst und kalt, und wandte

sich zum Knaben mit der Anrede: „Empfange hier das seit alter Zeit gewöhnliche Handgeld!“ — Hiermit übergab er ihm die goldne, mit Rosinen und Mandeln gefüllte Rolle.

Wigand, der seine Sache nun abgemacht und keine Lust zu einer weitern Unterhaltung mit dem stolzen Manne hatte, wollte jetzt abtreten; aber Bärenstein führte ihn am Arme zu einem an der Wand befestigten Stammbaume und sagte: „Betrachten Sie hier meinen vormals sehr blühenden, doch leider seit hundert Jahren gänzlich abgestorbenen Stammbaum! Meine Urahnen waren berühmte Feldherren, Staatsminister und andere hohe Herrschaften, auch schon im Mittelalter siegreiche Turnierhelden; aber unglückliche Verhältnisse brachten mein ruhmvolles Geschlecht nach und nach so herunter, daß es sich, in Armuth versunken, seiner adeligen Würde entäußern und sich theils dem geistlichen Stande widmen, theils bürgerliche Gewerbe treiben mußte. **Fuimus Troës!** Mit unserer Herrlichkeit ist's aus! Ich — so zu sagen — ein armseliger Schulmeister, schloß die Reihe, ohne jedoch meinen glorreichen Ahnherren Schande zu machen. Lebt' und starb doch auch Dionysius, der entthronte Beherrscher von Syrakus, als Schulhalter in Korinth. Das Geschlecht von Bärenstein erlischt mit mir. Ich habe keinen Sohn, der vielleicht vom Glück begünstiget, den verschwundenen Glanz unserer Familie wieder herstellen könnte. Vor zwanzig Jahren weissagte mir eine Zigeunerin: daß mein verdorrender Stammbaum auf's neue erblühen würde. Das bewog mich, geschwind zu heirathen; aber mein Stammbaum empfing keinen neuen Sprößling. Nachher kam mir wieder einmal eine alte Wahrsagerin in den Wurf, und diese sprach aus: es würden mir zwei Töchter geboren werden,

die mich dereinst aus dem Staube erheben würden. — Nun, die Töchter sind da, ob sie mir aber das Wort der Prophetin erfüllen werden, das muß ich erwarten."

2.

Adelgunde, die jüngere, ein niedliches, blauäugiges Kind von neun Jahren, saß strickend auf einem Bänkchen am Fenster. Rudolph sah hin, das Mädchen sah her; sie waren sich in einem Nu gut geworden. Da Bärenstein, indem er vor dem Stammbaume stand, den jungen Leutchen den Rücken zukehrte, so schlich Rudolph zu Adelgunden und bot ihr die geöffnete Rolle des empfangenen Naschwerks. Sie nahm bescheiden eine Rosine heraus und dankte auf die anmuthigste Weise. Vergnügt bat er sie, den ganzen Vorrath anzunehmen. „Das darf ich nicht," flüsterte sie ihm vertraut ins Ohr. Dringend wiederholte er seine Bitte, da hüpfte sie, mit der Düte in der Hand, zum Vater und sagte: „Papa! der kleine Wigand will mir seine Rosinen und Mandeln schenken. Darf ich sie nehmen?" — Ohne Bescheid auf diese Frage, wandte sich Bärenstein zu Rudolph und sagte mit ernstem Gesichte: „Vorerst muß ich bemerken, daß es unschicklich ist, ein eben erst erhaltenes Geschenk sogleich wieder aus den Händen zu geben. Uebrigens will ich die Schenkung genehmigen." — Fröhlich sprang die Kleine nach ihrem Bänkchen zurück, dankte Rudolphen mit einem Druck der Hand, und naschte nun mit Vergnügen.

Am folgenden Morgen stellte sich der angehende Student früher als die andern Knaben in der Schule ein. „Du kannst doch lesen?" fragte der Meister. „Nein, lieber Herr!" antwortete Rudolph: „Ich kenne das Rudel

der Buchstaben nur vom Hörensagen.“ „Das ist entsetzlich!“ rief Jener, und schien sich noch mißfälliger aussprechen zu wollen; aber zum Glück sah er, am Fenster stehend, einen Jägerburschen des Försters zwei tüchtige Hasen ins Schulhaus herein tragen. Sogleich zog er andere Saiten auf und sagte mit milder Stimme: „Du würdest ein Spott der ganzen Dorfjugend werden, lieber Sohn, wenn du in ihrer Mitte anfangen wolltest, das A B C zu lernen. Darum will ich dich durch meine Tochter Adelgunde, die gegen dich eine Gelehrte ist, in Privatstunden so lange unterrichten lassen, bis du in der öffentlichen Schule mit Ehren erscheinen und Sitz und Stimme haben kannst.“ — Rudolph freute sich heimlich, eine so angenehme Lehrerin zu bekommen, und Bärenstein führte ihn in seine Wohnstube zu seiner Gattin und den Töchtern.

Helene, die ältere, ein Mädchen von zwölf Jahren, war eine schlanke, schöne Gestalt; Adelgunde versprach eben so schön zu werden. Sie ward vom Vater zu Rudolphs Lehrerin ernannt und ihr feierlich anempfohlen, ihn besten Fleißes im Lesen und Schreiben zu unterrichten. „Das soll mit Vergnügen geschehen;“ antwortete sie: „wird aber auch mein Schüler, der mir über den Kopf gewachsen ist, gern von mir lernen?“ — „O von niemand lieber!“ rief Rudolph. Nun begab sich der Vater in die große Schulstube, wo die indessen angekommenen Buben gewaltig lärmten. Adelgunde schob zwei Stühle an den Tisch, legte ein A b c buch und ein dünnes Stäbchen auf die Tafel, erhob drohend den Bakel, und sagte mit drolligem Ernst: „Mit diesem Stäblein werden unfleißige und unfolgsame Schüler gestraft. Wonach sich zu achten!“ — Die Mutter, eine liebe, sanfte Frau, ermahnte die Muthwillige, keine Possen zu treiben, und es ging nun ernsthaft ins A b c hinein.

3.

Rudolph strengte sich möglichst an, die Lehren des kleinen Rosenmundes zu fassen; es gelang ihm auch über seine Erwartung. Das Schulhaus, das ihn bisher immer, wie eine schwarze Bastille, angeschaudert hatte, war ihm jetzt ein heiteres Lustschloß. Nach den Unterrichtsstunden vergnügte er sich mit Adelgunden im Garten hinter dem Hause, worin ihr ein eigener kleiner Bezirk von den Aeltern verliehen war. Da blühte jetzt besonders das liebliche Pflänzchen Vergißmeinnicht — auch blauer Augentrost genannt — und die Buchstaben R und A umschlangen sich mit grünen Armen der Kresse. So vergingen Sommer und Herbst. Der Winter war dem kleinen Paare nicht so günstig. In beständiger Gegenwart der Mutter und Schwester ließ sich wenig sprechen, was nicht auf Lesen und Schreiben Bezug hatte.

Eines Tages aber hatte die Frau Pfarrerin Helenen und ihre Mutter zum Kaffee eingeladen. Gundchen, die noch nicht für voll angesehen wurde, war nicht mitgebeten und mit ihrem Schüler allein. Sie wollte den Unterricht wie gewöhnlich anfangen; er aber sagte: „Nein, wir kehren heute den Spieß um. Du hast mich lange genug geschulmeistert; nun sollst du mir einige Nüßchen aus dem Forstfache aufknacken. Um dir aber Respekt einzuflößen, will ich zuvor die Tracht eines würdigen Lehrers anlegen.“ Damit griff er nach des Vaters Stutzperücke, die frisch gekräuselt und gepudert auf dem Perückenstocke hing. „Um Gottes Willen, berühre das Heiligthum nicht!“ rief Gundchen: „das könnte dir übel bekommen!“ — er ließ sich aber nicht abhalten, schwang die Perücke auf den Kopf

zog eine schwarze Aermelweste des Schulmeisters über sein grünes Jäckchen, knöpfte sie von oben bis unten zu, setzte sich, mit dem Bakel in der Hand, an den Tisch, und examinirte Gundchen über allerhand Forst- und Jagdsachen. Sie bestand so schlecht, daß sie zur Strafe ein Knippschen nach dem andern auf die Finger bekam. Geschrei und Gelächter konnten dabei nicht fehlen.

Aber diese Schmerz- und Freudentöne unterdrückte plötzlich ein gewaltiger Dämpfer. Der rechtmäßige Perückenherr brach mit dem Ausruf: „Ha! du Teufelsbrut!“ zur Thür herein, riß den Professor der Forstwissenschaft von seinem Lehrstuhl auf und koranzte ihn eine Weile in der Stube herum, daß er die Wände hätte hinan laufen mögen. Dann hob er ihm die Perücke säuberlich vom Kopfe und gab sie dem hölzernen Haupte zurück. Indessen hatte Rudolph schon die tüchtig ausgeklopfte Aermelweste von sich geworfen und floh aus dem Hause. „Lauf, lauf, Bube!“ donnerte Bärenstein ihm nach: „Komm mir nicht wieder vor die Augen!“ — Adelgunden, die in einen Winkel geflüchtet war, drohte er nur mit dem Finger und sagte: „Schäme dich, daß du dich mit dem jungen, einfältigen Hasenritter so gemein machtest! Du solltest deines bedeutsamen Taufnamens, den ich mit gutem Bedacht wählte, immer eingedenk seyn!“ —

4.

Am folgenden Morgen bekannte Rudolph seinen Aeltern, daß er von dem Schulmeister, wegen scherzhaften Aufsetzens seiner Stutzperücke, verbannt worden sey. Daß er auch geschlagen worden, verschwieg er weislich, weil sich der Vater sonst mit dem Schulmeister unversöhnlich über-

worfen hätte. Die Verspottung der ihm höchst widerwärtigen Perückentracht belustigte den alten Weidmann, und er sagte zu seiner Frau: „Wir wollen dem grämlichen Kerl den vorräthigen Hirschziemer ins Haus schicken; das wird ihn besänftigen."

Die Sendung geschah. Der Bote kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen: „Dem Herrn Förster ergebensten Dank und seinem Sohne Verzeihung! — Eine halbe Stunde nachher saß Rudolph wieder mit Adelgunden am Lehrtisch, und beide, die schon eine ewige Trennung befürchtet hatten, freuten sich herzlich, daß die schlimme Sache so gut abgelaufen war.

Aber im folgenden Winter gab's neue Händel. Der Sohn des Pfarrers war von der Universität zurückgekommen und erregte allgemeine Bewunderung, wenn er auf dem gefrornen Spiegel des großen Teiches, in der Nähe des Dorfs, auf Schlittschuhen lief. Rudolph äußerte gegen ihn den Wunsch, auch solche Schuhe von Stahl zu besitzen. Der gefällige Student schenkte ihm ein Paar, unterwies ihn im Gebrauch derselben, und die beiden Eisvögel flogen bald mit einander um die Wette. Einsmals erzählte der Studiosus: man habe auch in der Stadt kleine Stuhlschlitten, in welchen man Damen zu fahren pflege. Diese Kunde faßte Rudolph schnell auf, und baute sogleich, nach des Studenten Anweisung, ein solches Gestelle, um Gundchen darin spazieren zu fahren.

Man wählte zu dieser Lustpartie einen Sonntag, an welchem Gundchens Vater vom Pfarrer zur Tafel gezogen und seine Rückkehr erst am späten Abend zu erwarten war. Aber gegen das Ende der Mahlzeit erzählte das bei Tische aufwartende Mädchen: das ganze Dorf laufe nach dem Teiche, weil ein seltsames Fuhrwerk, wie noch kein Mensch

gesehen, darauf erschienen sey. Nach Tische beschloßen der Pfarrer und sein Gast, sich ebenfalls dahin zu begeben.

Sie kamen an, wurden aber wenig bemerkt, weil Aller Augen auf den zierlichen Schlitten gerichtet waren, der eben pfeilschnell vorüber glitt. „Himmel! da sitzt ja meine Tochter drin!“ schrie der Schulmeister, und sprang auf's Eis, um den Schlitten anzuhalten. Aber Rudolph, der ihn kommen sah, floh weiter vom Ufer. Bärenstein lief hastig nach, fiel aber bald auf dem glatten Eisspiegel so heftig auf den Rücken, daß er die Beine hoch empor streckte und Hut und Perücke verlor. Ein unmäßiges Gelächter, von dem sich sogar die versammelte Schuljugend nicht ausschloß, erschallte rings umher. Der Gefallene versuchte mehrmals aufzustehen; aber nicht vermögend, auf dem Eise zu fußen, fiel er immer auf's neue, und erregte damit wiederholtes Gelächter.

Als ihn Rudolph in diesen Nöthen sah, lenkte er seinen Schlitten rasch ans Ufer, ließ sein Damchen aussteigen, und rieth ihr leise, nach Hause zu eilen und sich unter den Schutz ihrer Mutter zu begeben. Dann fuhr er zu dem noch mit dem Eise kämpfenden Schulmeister zurück, und forderte ihn zum Einsteigen auf. Bärenstein aber schimpfte gräßlich und schlug die Rettungsfahrt aus. Der Pfarrer rief ihm zu: er solle keine Umstände machen; es sey ihm nicht anders zu helfen. Da preßte er sich brummend in den engen Sessel, und Rudolph schob ihn ans feste Land. „Das Trinkgeld bleib' ich Dir schuldig;“ sprach er, mit erhobenem Stocke, beim Aussteigen. „Unterstehe Dich nicht, meine Schwelle wieder zu betreten! Du hast mich zum Gelächter des Dorfs gemacht, und das vergeb' ich Dir nimmer, wenn mir auch Dein Vater einen ganzen Wald voll Hirsche zur Söhnung schickte.“

5.

Als Rudolph seine abermalige Verweisung aus dem Schulhause gestanden hatte, sagte der Vater: „Wahrscheinlich wässert der alten Perücke der Mund wieder nach einem Wildbraten; aber ich werde kein Narr seyn. Der Junge kann lesen und schreiben; er bedarf der Schule nicht mehr. Wir lassen ihn nun vom Pfarrer zum heiligen Abendmahle vorbereiten, und dann mag er sein Heil weiter in der Welt versuchen."

Rudolph erschrack über diese Entscheidung, weil er dadurch von seiner kleinen Freundin getrennt ward. Um sie zu sprechen, umschlich er Abends das Schulhaus, und hatte bald das Glück, daß Adelgunde, die den geheimen Besuch erwartet haben mochte, aus dem Hause trat. Beide seufzten über die traurige Begebenheit, gelobten sich aber mit Hand und Mund, nicht von einander zu lassen, und sich so oft als möglich zu sprechen. „Doch hier an der Thür ist's gefährlich;" sagte Gundchen. „Der Vater geht immer Abends ein Stündchen zum Pfarrer oder zum Rittergutspachter und könnt' uns einmal bei der Heimkehr überraschen. Besser ist's, ich gehe künftig in den Garten, und Du kommst außerhalb an den Zaun: da stört uns niemand." Rudolph fand den Vorschlag gut; Pyramus und Thisbe waren gleichsam aus dem Grabe erstanden, und trafen jeden Abend am Gartenzaune zusammen.

Im Frühling glaubte der Schulmeister verschiedene Gewächse im Garten zu vermissen. Er behauptete, es müsse ein Dieb über den Zaun gestiegen seyn, und nahm sich vor, jeden Abend bei der Rückkehr aus seiner Gesellschaft eine Runde um den Garten zu machen. Glücklicher Weise

ging er diesen Abend nicht aus und Thisbe stahl sich in den Garten, um ihrem Pyramus die drohende Gefahr zu verkünden. „Immerhin!" war seine Antwort: „ich will mir die Streifwache schon vom Leibe halten." —

Am folgenden Abend erschrack Gundchen, als sie sich dem Gartenzaune nahte, vor einem Gespenste, das in einer weißen Leichenhülle, mit großen Hörnern am Kopfe, draußen stand, und bald als ein Riese, bald als ein Zwerg erschien. Sie that einen Schrei und floh; Rudolphs Stimme rief sie zurück und es ward ein Viertelstündchen geplaudert. Jetzt wandelte eine Laterne im Dorfe herauf; Adelgunde flüchtete schnell. Die Leuchte wandte sich nach dem Garten; das Gespenst ging ihr riesengroß mit langsamen Schritten entgegen. Der Laternenträger erschrack, ergriff mit großen Sprüngen die Flucht und verschwand in der Thür des Schulhauses. Es war Bärenstein. „O ihr Heldengeister meiner Ahnen!" seufzte er für sich: „verzeiht mir meine feige Flucht! Morgen sollt ihr mich tapferer sehn!" — Er ging gegen Abend zum Pachter, verweilte dort einige Stunden, erbat sich, als er nach Hause gehen wollte, die Begleitung seiner sämmtlichen Knechte, bewaffnete sie mit Holzfackeln, Spießen und Stangen, und stellte sich an ihre Spitze. Als er sich seinem Garten nahte, trat ihm das gehörnte Gespenst mit fürchterlichem Brummen entgegen. Er zog sich geschwind hinter die Fronte zurück und rief seiner Mannschaft von hinten zu: „Drauf! drauf!" Aber die furchtsamen Kerle nahmen Reißaus, und er selbst lief schneller als Alle.

Pyramus und Thisbe mußten seitdem ihre Unterredungen am Gartenzaune einstellen, weil Herr Bärenstein Abends nicht mehr ausging und in seiner Gegenwart kein Husch in den Garten möglich war.

6.

Ein Jahr nachher ward Rudolph eingesegnet, und ein befreundeter Oberförster, der unweit der Residenzstadt Rossau seinen Sitz hatte, nahm ihn als Jagdgehülfen zu sich. Rudolph schrieb an Adelgunden einen zärtlichen Scheidebrief, worin er ihr ewige Liebe und Treue gelobte. Dieß Briefchen fiel in Bärensteins Hände. „Seht den Laffen!“ rief er hohnlachend: „Er denkt wohl gar, mein Eidam zu werden? Stolze Luftschlösser! Die Hand meiner Töchter ist Kavalieren bestimmt.“ — Er verbrannte hierauf den Brief vor den Augen seiner sämmtlichen Hausgenossen.

Ein Jahr lang fiel nun im Schulhause nichts Merkwürdiges vor. Helene, das zarte Kind, war indessen zu einer bildschönen Jungfrau erblüht, und es zeigten sich von Zeit zu Zeit im Dorfe fremde Herren, die allerhand Gelegenheiten suchten, sie zu sehen und zu sprechen; das züchtige Mädchen wich ihnen aber sorgfältg aus. Nach einiger Zeit empfing Bärenstein von unbekannter Hand einen Brief mit hundert Dukaten und der Aufforderung: seine Tochter Helene in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Fink in Rossau zu bringen, wo für ihre körperliche und geistige Ausbildung bestens gesorgt werden würde. Ein anderer Hausvater wäre über diesen Antrag stutzig geworden; aber Bärenstein, der die ihm geweissagte Erhebung aus dem Schulstaube immer im Kopfe hatte, hielt die räthselhafte Sache für das Werk irgend eines vornehmen jungen Mannes, der das engelschöne Mädchen nach vollendeter Bildung für die große Welt, zu seiner Gemahlin erwählen wolle. Er fuhr daher ohne Verzug und Bedenken mit Helenen nach Rossau, stellte

sich der Madame Fink als ein Privatmann vor und übergab ihr die Tochter.

Anfangs ging alles vortrefflich. Madame Fink zeichnete Helenen vor allen ihren Kostgängerinnen aus, und beschloß sogar, ihren siebzehnten Geburtstag, der in der Mitte des Sommers eintrat, in dem öffentlichen Garten des Italieners Torelli zu feiern. Helene bat, ihre Mutter und Schwester dazu einladen zu dürfen. Madame Fink gewährte nach einigem Bedenken die Bitte. Als sich die Mutter zur Reise in die Stadt entschlossen hatte, schrieb Adelgunde heimlich an Rudolph und lud ihn ebenfalls zum Stelldichein in Torelli's Garten. Er kam, sprach mit Adelgunden und ihren Verwandten, mußte sich aber, da ihn die Festgeberin nicht nöthigte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, nach einer Weile zurückziehen und einen andern Platz wählen.

Der Garten ward Abends erleuchtet. Madame Fink durchwandelte mit ihrer Gesellschaft die lampenhellen Gänge, Rudolph folgte in einiger Entfernung. Da sah er, daß drei Männer, die sich durch große, tief in die Augen gedrückte, runde Hüte und weite Mäntel unkenntlich gemacht hatten, Helenen unablässig nachschlichen, sie endlich in einer einsamen Gegend plötzlich erfaßt und in ein nahes, dunkles Gebüsch gewaltsam hinein rissen. Sie rief um Hülfe: Rudolph stürzte mit blank gezogenem Hirschfänger den Räubern nach, warf zwei zu Boden, verwundete den dritten, der mit einem Dolche nach ihm stieß, und brachte Helenen zu den Ihrigen zurück.

Madame Fink benahm sich bei diesem Vorfall so sonderbar, als sey sie mit Rudolphs Einmischung gar nicht zufrieden. Helene verlor auf der Stelle alles Vertrauen zu ihr, erklärte ihr freimüthig, daß sie in ihrem Hause

nicht länger bleiben wolle, und fuhr mit Mutter und Schwester nach Hilgendorf zurück.

7.

Um diese Zeit kam der einzige Sohn der verwittweten Gutsherrin, der junge Graf Roderich, der zwei oder drei Jahre als Husaren-Lieutenant gedient hatte, in seine Heimath zurück. Er war von dem zweiten Sohne des regierenden Fürsten, dem Prinzen Hannibal, bei einer Waffenübung empfindlich beleidiget worden, und hatte deßhalb seinen Abschied genommen. Schon vor seinem Eintritt in Kriegsdienste war Helene sein Liebling; jetzt sah er das damalige Kind zu einer Jungfrau von blendender Schönheit erwachsen, und fühlte die Macht der ersten Liebe. Er mußte jedoch diese Empfindungen vor seiner höchst ahnenstolzen Mutter sorgsam verbergen. —

An einem freundlichen Herbsttage erhielt Helene von einer Freundin, der Pfarrerstochter des nächsten Dorfes, eine schriftlichen Einladung zu einer Kaffeegesellschaft. Der kurze Weg führte durch ein schattiges Wäldchen. Sie ging zu Fuß; ihr Vater begleitete sie. Kaum hatten sie tausend Schritte hinter sich, als sie eine mit vier Pferden bespannte Kutsche im Wäldchen halten sahen. Indem sie ruhig vorüber gingen, sprangen zwei Männer aus dem Gebüsch, ergriffen Helenen, trugen sie in den Wagen und lachten laut, als sich der Vater mit seinem Wanderstabe zur Wehre setzen wollte. Vergebens rief die Entführte nach Hülfe; der Wagen fuhr im Galopp davon.

Der unglückliche Vater lief nach Hilgendorf zurück und keuchte die Schloßstufen hinauf, um den Beistand des jungen Grafen zu erbitten; er war mit seiner Mutter aus-

gefahren. Der Förster, den Bärenstein nun ansprach, wärmte sein angekommenes Zipperlein unter wollenen Fußhüllen und konnte kein Pferd besteigen. Auch der Pachter hatte mancherlei Ehehaften, die ihn abhielten, den Mädchenräubern nachzusetzen. Bärenstein wußte weiter keinen Rath, ging mit gebrochenem Herzen nach Hause, und setzte durch die Erzählung von Helenens Entführung Mutter und Schwester in Schrecken und Verzweifelung.

Indessen war die gute Helene schon gerettet. Der Sohn des Oberförsters, bei dem Rudolph sich aufhielt, war mit Diesem und vier jungen Edelleuten, die bei dem Oberförster die Jägerei lernten, auf das Revier geritten, das sich von Rossau gegen Hilgendorf hinzog. Sie sangen Jagdlieder, als sie eine mit vier raschen Pferden bespannte Kutsche im stärksten Galopp feldein fliegen sahn. „Das sieht aus wie eine Entführung!“ sagte Rudolph und jagte mit seinen Gefährten dem Wagen nach. Er war bald erreicht; ein donnerndes Halt! und sechs im Anschlag gehaltene Gewehre zwangen den Lenker des Postzuges, den Flug der Rosse zu hemmen. Im Wagen saß Helene, und neben ihr ein Mann, der ihr eine Pistole vor die Brust hielt. „Ei, Herr B a s k o!“ rief Rudolph: „Wohin wollen Sie mit dem Frauenzimmer?“ — „Das geht Sie nichts an!“ antwortete des Prinzen Hannibal vertrauter Kammerdiener, den Rudolph bei einer Jagd, die der Prinz vor einiger Zeit auf dem Reviere hielt, kennen gelernt hatte. Die Jäger zwangen ihn und seinen Helfershelfer zum Aussteigen. Der Kammerdiener drohte vergebens mit der Ungnade des Prinzen. Die jungen Männer führten die beiden Gefangenen zum nächsten Dorfe und übergaben sie den Gerichtspersonen, um sie mit einer flüchtig aufge-

setzten Geschichtserzählung an das Kriminalgericht in Rossau abzuliefern.

Rudolph besorgte für Helenen einen anständigen Wagen und kam gegen Mitternacht mit ihr vor dem Schulhause in Hilgendorf an, wo er mit Jubel empfangen und sogar von dem Hausvater, so abhold ihm Dieser sonst war, umarmt wurde. — Bei der Untersuchung in Rossau ergab sich, daß Basko, im Einverständniß mit Madame Fink, auch die Entführung in Torelli's Garten versucht, und das vorgeblich von der nachbarlichen Pfarrerstochter gesandte Einladungsbriefchen geschrieben hatte. — Er mußte sein Verbrechen sechs Monate im Zuchthause büßen, und ward dann über die Gränze gebracht. Den Prinzen bestrafte sein Vater mit strenger Haft im Zimmer, das er einen Monat lang einsam hüten mußte.

8.

Graf Roderich, der am folgenden Morgen die Begebenheit erfuhr, beschloß auf der Stelle, sich möglichst bald mit Helenen zu vermählen und sie dadurch vor allen weitern Nachstellungen zu sichern. Wegen seiner Verwandten schien es ihm aber nöthig, daß Bärensteins Adel zuvor erneut werde. Er forderte ihn auf, die nöthigen Schritte deßhalb zu thun, und versprach, die Kosten zu übernehmen; auch für sein standesmäßiges Auskommen zu sorgen. Bärenstein sprang beinahe vor Freuden in die Luft. „Das ist aber nicht genug!“ fuhr der Graf fort: „Sie bedürfen eines Stammhalters, daß Ihr Geschlecht nicht mit Ihnen aussterbe. Hierzu schlag' ich Ihnen den jungen Rudolph Wigand vor. Den nehmen Sie, unter dem Namen Wigand von Bärenstein, an Kindesstatt an und ver-

binden Sie ihn mit der Zeit durch die Hand Ihrer jüngern Tochter noch fester mit sich.“ —

„Nein, Herr Graf!“ rief Bärenstein heftig: „Alles, was Sie wollen, nur das nicht! Der junge Mensch hat mich, als er noch mein — oder vielmehr Adelgundens — Schüler war, mehrmals verhöhnt und lächerlich gemacht, und das kann ich ihm, als geborener Edelmann, nimmer verzeihen.“ — „Er hat aber auch,“ erwiederte der Graf, „Helenen zwei Mal aus den Netzen eines Wüstlings gerettet und die Schuld jener Schülerstreiche vollkommen damit getilgt.“ — Das gab Bärenstein zu und widersprach nicht weiter.

Der Graf ließ durch seinen Sachwalter die erforderlichen Schriften abfassen. Die Erneuung des Adels fand keinen Anstoß, weil die gehörigen Ahnenbeweise vorhanden waren. Der Annahme an Kindesstatt hingegen setzten sich wegen Bärensteins ehelicher Kinder gesetzliche Schwierigkeiten entgegen. Da er jedoch keinen Sohn hatte, und es hier nur darauf ankam, den Namen von Bärenstein nicht erlöschen zu lassen, Rudolph sich auch um die Familie hoch verdient gemacht hatte, so schlug ein Machtspruch des regierenden Fürsten alle Bedenklichkeiten danieder. Auch die verbotene Ehe zwischen einem Wahlsohn und einer ehelichen Tochter ward in der Folge, gegen Erlegung einer Geldsumme für eine milde Stiftung, dem jungen Wigand von Bärenstein und Adelgunden gestattet. —

Ehe noch der Graf seinen Vorsatz, sich mit Helenen von Bärenstein zu vermählen, seiner Mutter eröffnet hatte, fiel sie in eine tödtliche Krankheit und starb. Ein alter reicher Oheim, dessen Erbe der junge Graf war, folgte ihr bald. Beide Erbschaften setzten den Grafen in den unbeschränkten Besitz von sieben Rittergütern. Was sollte er,

der ohnedieß schon reich war, mit allen diesen Ländereien anfangen? Er beschloß, eins dieser Güter dem Herrn von Bärenstein und seiner Gattin auf Lebenszeit zu überlassen, ein anderes aber dem jungen Wigand von Bärenstein als völliges und ewiges Eigenthum abzutreten.

Als Bärenstein, der bisherige Schulmeister, die Urkunde seines erneuten Adels erhielt, warf er vor Freuden seine Stutzperücke an die Wand und legte die schon bereit liegende neue Standeskleidung an. Mit Federhut, Stiefeln und Sporen, und einem Hirschfänger an breitem goldenen Wehrgehänge, bestieg er mit seiner Familie einen ihm gesandten gräflichen Wagen und fuhr nach seinem Gute ab. Dort ward das Vermählungsfest des Grafen gefeiert. Wigand von Bärenstein und Adelgunde vermählten sich, da beide noch sehr jung waren, erst im folgenden Jahre.

Es ist nun Vater Bärensteins größte Wonne, in seinem Dorfe herum zu stolzieren, links und rechts die Mützen von den Köpfen fliegen zu sehen und sich gnädiger Herr nennen zu hören. Aus dem allen macht sich Rudolph nichts. Er spricht aber oft: „Ich dank' es meinem Vater, daß er mich, ohne Kenntniß eines Buchstabens, mein zehntes Jahr erleben ließ. Mein später Schulgang hat mir frühzeitig ein herzliebes Weibchen erworben."

Staats-Bibliothek Bamberg

V.

Die dankbare Zwergin.

Meister Hildemar, der Eigenthümer einer großen Mühle und schöner umher liegenden Ländereien, wollte gegen Mitternacht das Licht auslöschen und sich zur Ruhe begeben, als draußen an den Fensterladen geklopft ward. Er und Sara, sein Weib, fuhren erschrocken zusammen, denn dieses Klopfen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da ihre Schlafkammer nicht auf ebener Erde, sondern zwei Treppen hoch war. Indem sie mit einander darüber sprachen, ward es noch zweimal wiederholt. Hildemar öffnete jetzt den Laden, mit der Erwartung, eine baumlange Riesengestalt oder wenigstens einen gewöhnlichen Menschen mit einer zum Anpochen gebrauchten Stange vor sich zu sehen. Aber der unbewölkte volle Mond zeigte ihm nichts Befremdliches, als ein langes, weißes Bündel, das vor der Hausthüre lag. Er ging mit dem Lichte hinab und fand — ein in Betten eingewickeltes Kind.

Bestürzt, doch keinen Augenblick sich besinnend, was zu thun sey, nahm er den Fündling, der ihn mit hellen Augen ansah, auf den Arm, um ihn ins Haus zu tragen. Da erhob sich in der Luft ein starkes Geräusch, das wie

der Flügelschwung eines großen Raubvogels klang. Hildemar erschrack; doch da er nichts weiter sah und hörte, schloß er die Thür hinter sich zu und stieg mit seinem Funde die Treppe hinauf.

Das kinderlose Ehepaar vereinigte sich sogleich, das kleine Wesen so lange, bis es seine Eltern vielleicht abfordern würden, als ihr eigenes Kind zu behandeln. Es war ein Mädchen, kaum ein Jahr alt und nach allem Anschein von vornehmer Herkunft. Das Bett war von Seide, das Leinengeräth äußerst fein und mit dem Namen Helene und einer Grafenkrone bezeichnet.

Den weltklugen Leuten schien es rathsam, die wunderbare Begebenheit nicht bekannt werden zu lassen, weil ein endloses ärgerliches Geschwätz darüber voraus zu sehen war. Das Hausgesinde hatte den Vorfall glücklicher Weise verschlafen; Verheimlichung war also möglich, und sie fingen es klug an, den jungen Gast ohne bedeutendes Aufsehen in ihr Haus einzuführen. Sie ließen in der Morgendämmerung den Reisewagen bespannen und sagten zu ihren Dienstleuten: sie wollten Verwandte besuchen. Der Fündling ward in einem bedeckten Korbe in den Wagen gebracht; Hildemar lenkte selbst das Gespann, und die Reise ging fort. Unter Weges verschafften sie der Kleinen eine geringere Bekleidung, fuhren dann zu den Verwandten und gaben vor: sie hätten einer Straßenbettlerin, die mit mehrern Kindern herumgezogen, das Mädchen wegen seines hübschen Ansehens abgenommen, um es als ihr eigenes Kind zu erziehen. Bei dieser Rede blieben sie auch nach ihrer Heimkehr, und Jedermann glaubte ihnen.

Helene wuchs heran, ward schön und verband mit Zartheit und Anmuth der Gestalt einen ihr angebornen Adel der Seele, der Alles, was sie sprach und that, über Gemeinheit erhob. Dabei war sie ein bescheidenes, gutes Kind. Aber zu den Geschäften der Landwirthschaft hatte sie keine Neigung, und man nöthigte sie auch nicht dazu. Sie war hingegen eine fleißige Schülerin des nachbarlichen Landpredigers, eines gelehrten Mannes, der es übernommen hatte, ihren Geist auszubilden.

Sie stand in der Blüthe ihres sechzehnten Jahres, als eine phantastisch gekleidete Prophetin das Land durchzog und sich überall in die Häuser der Reichen drängte, um für ihre Weissagungen einen ansehnlichen Ehrensold zu gewinnen. So machte sie auch dem Meister Hildemar, von dessen Wohlhabenheit sie Kunde bekommen hatte, eines Morgens ihren Besuch. Gastfrei, wie er war, ließ er ein Frühstück auftragen. Als sie aber nach dessen Genuß in einer feierlichen Stellung weissagen wollte, verbat er das höflich, weil ihm, wie er hinzusetzte, in seiner Lage nichts Großes, das der Rede werth sey, begegnen könne. Damit griff er in die Tasche, um die weise Frau mit einem guten Zehrpfennig zu entlassen.

Indem er ihr das Geschenk in die Hand drückte, trat Helene, von ihrem Lehrer kommend, in die Stube. Die Prophetin starrte sie mit großen Augen an, faßte schnell ihre Hand, beschaute die innere Fläche derselben und sprach mit Begeisterung:

„Kind, nur eine kleine Weile
Deckt noch Dunkel Dein Geschick.
Eine wundergroße Eule
Macht Dein Glück.“

Hierauf neigte sie sich tief vor Helenen und ging von dannen.

„Das ist eine wunderliche Prophezeihung!“ sagte Sara. „Am Ende hast Du wohl gar das Glück, daß unser Nachbar, der Fänner Eule, zu Dir auf die Heirath kommt.“

Es entstand ein Gelächter, denn dieser Fänner (wie man damals statt Fähnrich sagte) war ein possirliches Männlein. Er hielt sich für einen großen Helden, weil er in seiner Jugend ein halbes Jahr als Fahnjunker gedient hatte und nachher zum Fähnrich erhoben worden war. Als aber zu gleicher Zeit ein Krieg ausbrechen wollte, traten ihm bei dieser Aussicht die Haare zu Berge. Er beschloß, sich um keinen Preis in den gefährlichen Handel zu mischen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gefunden hätte, sich durch die sogenannte Passauer Kunst so fest zu machen, daß er weder mit Spießen und Schwertern, noch mit irgend einem Geschoß verletzt werden könne. Es glückte ihm, daß ein reisender Zauberer, der ihm von ungefähr in den Wurf kam, diese Kunst verstand und sich für Geld und gute Worte bereit finden ließ, ihm damit zu dienen. Er empfing von demselben, gegen Erlegung eines Dukatens, einen versiegelten Zettel, den er mit einem seidenen Faden durchziehen und sich an den Hals hängen sollte. Des folgenden Tages, als der Zauberer schon wieder über alle Berge war, schien es dem Junker doch bedenklich, sein theures Leben einem papiernen Schilde anzuvertrauen; er wollte wenigstens die Zauberfiguren sehen, welche die Macht haben sollten, ihn zu schützen. Behutsam das Zettelchen öffnend, fand er aber mit Schrecken nichts, als die Worte: Halunke, wehre Dich! — Das war eine ungebührliche Zumuthung, die ihm in alle Glieder schlug und ihn auf der Stelle krank machte. Er nahm seinen

Abschied und ließ sich im Städtchen Finkenberg, wo er geboren war, häuslich nieder. Da lebte er nun seitdem schon dreißig Jahre und ward nicht müde, sich durch Großsprecherei und eine abenteuerliche, mit seiner Gestalt nicht übereinstimmende Tracht lächerlich zu machen. Klein von Person, wie Zachäus, und eben so dick als lang, trug er beständig Uniform und einen langen, tief herabhängenden Säbel, den man, wenn die metallene Scheide auf den Pflastersteinen tanzte, durch die ganze Stadt klirren hörte. Auch die Hufeisen der steifen Stiefeln und die Riesensporen machten sich, im Verein mit dem Sarras, so laut, daß sie alle Schläfer aufweckten, wenn der Fänner des Nachts über die Straße ging. Ein unmäßig großer Hut mit hohem Federbusch, eine Allongenperücke, wie damals sogar die Feldherren trugen, und zu dem allen ein tüchtiger Knebelbart, vollendeten das Zerrbild. Es war daher ein lustiger Scherz, als Mutter Sara den Worten der Prophetin die Auslegung gab: daß der alte, häßliche Ritter als Helenens Freier auftreten würde.

Aber man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ohnehin wohl; und das geschah hier. Der Fähnrich hatte von der Prophezeihung gehört und sie ganz ernstlich auf sich gedeutet. Die wundergroße Eule, wer konnte das anders seyn, als er, der große wichtige Mann dieses Namens? — Er hielt sich also für bestimmt, des Mädchens Glück zu machen, und glaubte getrost, die Ehe sey bereits im Himmel so fest geschlossen, daß er keinen Korb zu befürchten habe.

Frisch bestieg er einen Miethgaul und ritt nach der

Mühle, wo er schon in frühern Zeiten bisweilen gewesen war. Seine Ankunft erregte Befremden, weil man sogleich an die Prophezeihung dachte. Da er aber, bei Wahrnehmung der großen Augen, geschwinde vorgab, daß er nur im Vorbeireiten ein wenig hier ausruhen wolle, so war er willkommen. Er sprach nun, wie gewöhnlich, von sich selbst, rühmte sich freundschaftlicher Verbindungen mit großen Herren, die ihn nicht kannten, prahlte mit Reichthümern, die er nicht besaß, und nannte sich immer beim dritten Wort dieser Lügen einen ehrlichen deutschen Degenknopf.

Als er den Eltern nach seiner Meinung hinreichenden Staub in die Augen geblasen hatte, sagte er dem Mädchen, das ihm über alle Maßen gefiel, tausend Schmeicheleien und gaukelte, wie ein junger, verliebter Fähnrich, in der Stube herum. Diese gewaltsame Beweglichkeit des runden, bleiernen Körpers war so drollig, daß sich Helene des Lachens nicht enthalten konnte. Er nahm das für Beifall und ritt mit dem Glauben, seine Sache trefflich eingeleitet zu haben, nach Finkenberg zurück.

Dort sprach er in der geschlossenen Abendgesellschaft, deren Mitglied er war, mit schwärmerischen Lobeserhebungen von Helenen, und rühmte sich, er habe das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Einige Wittwer und alte Junggesellen, die dabei saßen, horchten hoch auf. Den Mühlmeister kannten sie alle; aber seine Pflegetochter, die selten in die Stadt kam, hatten sie nur flüchtig gesehen und wenig beachtet. Doch jetzt, da so viel Wesens von ihr gemacht wurde und die Herren meistens Lust hatten, eine anmuthige und vortheilhafte Heirath zu thun, so faßten sie in der Stille den Vorsatz, dem feurigen Lobredner wo möglich den Rang abzulaufen und das feine Liebchen, sammt der ansehnlichen

Mitgift, die sich von dem reichen Mühlmeister erwarten ließ, heimzuführen.

So hatte der geschwätzige Prahler einen Schwarm von Nebenbuhlern aufgeregt, und einer nach dem andern machte sich in den nächsten Tagen auf den Weg, um Brautschau zu halten. Zuerst kam ein rothnäsiger Gerichtshalter, der den Schweiß seiner Bauern in Rheinwein und Burgunder verwandelte und zehn Monate im Jahre mit dem Zipperlein behaftet war; ihm folgte ein von ewigem Tabaksqualm braun geräucherter Sachwalter, der von nichts als Rechtshändeln sprach und zu sprechen wußte; dann erschien ein wüster Landjunker, der sein Gütchen verspielt hatte; und endlich der Arzt des Städtchens, ein roher, unsauberer Geist, der allen gesitteten Frauen ein Gräuel war, weil er immer die unanständigsten Scherze im Munde führte.

Hildemar wußte nicht, wie er auf Einmal zu der Ehre kam, daß alle diese Herren sein Haus zum Ziel ihrer Spazierfahrten und Lustritte wählten. Keiner von ihnen war ein Mann nach seinem Herzen; er mußte jedoch aus der Noth eine Tugend machen und sie freundlich empfangen. Sie fanden insgesammt Helenen sehr liebenswürdig, und noch liebenswürdiger die herrlichen Fluren und Gebäude, die Jeder mit der Zeit zu erben hoffte. Doch nahmen sie sich in Acht, den Zweck ihrer Besuche sogleich zu verrathen. Sie zeigten sich vorerst nur so viel als möglich von der besten Seite und waren eifrig beflissen, sich dem Mädchen und den Eltern auf alle Weise zu empfehlen.

Ihnen zu Ehren stellten sie unter andern auch glänzende Gastmähler an. Ein schweres Unternehmen für den verarmten Landjunker! Doch er schaffte Rath: er borgte Geld und Tischgeräth bei Juden und Christen zusammen. Der

Fänner lachte in's Fäustchen, daß sich seine Nebenbuhler so vergebens in Unkosten setzten. Ihm allein konnte ja, nach dem Buchstaben der Prophezeihung, die Braut nicht entgehen.

Eines Tages gab der Mühlmeister, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den sämmtlichen Herren, die ihn bewirthet hatten, einen Schmaus und lud auch den Fänner dazu ein, ungeachtet dieser nicht für nöthig befunden hatte, sich gastfrei zu zeigen.

Indem die Gesellschaft lustig und guter Dinge war, erschien ein Harfner, der um Erlaubniß bat, sich hören zu lassen. Es war ein Jüngling von edler Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung. Auch sein Gewand, ein feines silbergraues Wamms und kurzer rother Mantel, zeichnete ihn vor dem gewöhnlichen Schlage der damals häufig wandernden Spielleute vortheilhaft aus. Es war dem Mühlmeister erwünscht, daß sich eine Gelegenheit fand, die unartigen Tischgespräche seiner schon halb berauschten Gäste durch Musik zum Schweigen zu bringen. Er ließ daher dem Harfner einen Stuhl setzen, reichte ihm einen Becher Wein und forderte ihn auf, die Gesellschaft zu unterhalten.

Der Jüngling nahm Platz, begann ein Vorspiel und übersah zugleich mit bescheidenen Blicken die Tafel. Die männlichen Gestalten zog er wenig in Betrachtung; aber auf Helenen ruhte sein Auge so gefesselt, daß er sich und sein Spiel darüber vergaß und die Hände in den Schooß sinken ließ.

„Frisch, frisch, junger Mensch!“ rief der eifersüchtige, neben Helenen sitzende Fähnrich. „Warum erstarrt Er auf Einmal und klimpert nicht weiter?“

„Weil ich," antwortete der Harfner, „höchlich erstaune, einen Kriegsmann hier zu finden, da doch jetzt das ganze Heer im Felde steht, um das Vaterland des Feindes Händen zu entreißen und den verdrängten König wieder auf den Thron zu setzen."

„Was will Er damit sagen?" versetzte scham- und zornroth der Fänner. „Ich thue für König und Vaterland in geheim so viel, als das ganze Heer: wie das aber geschieht, das will und kann ich nicht an die große Glocke schlagen."

Die Tischgenossen lächelten bei Seite über diese Aufschneiderei; der Harfner hingegen sagte ernsthaft: „Wenn dem so ist, mein Herr, so bezeuge ich Euch, als einer Stütze des Thrones, meine Achtung."

„Das wollt' ich mir auch ausbitten!" brummte Jener.

„Die übrigen Anwesenden," fuhr der Harfner fort, „sind ohne Zweifel eben so treue Anhänger des Königs: darum hoff' ich, daß sie insgesammt ein Lied von den Schicksalen des unglücklichen Fürsten mit Antheil aufnehmen werden."

Einstimmig verlangte man das Lied. Der Harfner trug es mit einem so innigen Tone vor, daß alle Herzen der Zuhörer, die doch meistens kalte Menschen waren, dadurch erwärmt wurden. Der Gesang schloß mit der Aufforderung: dem vertriebenen Landesherrn treu zu bleiben, und sich nicht durch des Feindes Ränke von ihm abwendig machen zu lassen. Gerührt und begeistert riefen Alle dem König ein Lebehoch, und gaben einander die Hände darauf, ihm anzuhangen bis in den Tod.

Der Harfner, dem diese lebhafte Theilnahme gefiel, sang nun andere Lieder, und zuletzt eins zum Lobe der Frauen. Es war natürlich, daß er das schöne Mädchen dabei ansah. Aber Herr Eule griesgramte darüber, ohne daß er jedoch den Muth besaß, seinen Ingrimm gegen den jungen

Mann, der ihn schon einmal abgetrumpft hatte, laut werden zu lassen. Darum ergriff er ein anderes Mittel, dem ärgerlichen Liebäugeln zu steuern: er schob seinen Stuhl mit Geräusch hin und her, um einen allgemeinen Aufstand zu bewirken.

Helene sah den Poltergeist verdrießlich an. Auch der Gerichtshalter, der gern noch eine Weile gebechert hätte. schnitt ihm ein böses Gesicht, und stürzte das vor ihm stehende volle Glas hurtig aus, um es nicht einzubüßen. Doch alles half nichts, der Ruhestörer lärmte fort, und der Aufstand erfolgte.

Der Sänger verstummte bei diesem Getümmel, machte Helenen eine ehrerbietige, den Uebrigen eine flüchtige Verbeugung, und wandte sich nach der Thür. Hildemar rief ihn zurück, um ihn mit einem anständigen Ehrensolde zu begaben. Allein der Jüngling lehnte das Anerbieten höflich ab und entfernte sich eilend.

Er war aber nicht weit gegangen. Am folgenden Tage tönte seine Harfe aus einem nahen, an Hildemar's Wohnhaus angrenzenden Walde. Sie spielte die Weise des Liedes zum Lobe der Frauen, das der ungezogene Fähnrich beim Gastmahle nicht aussingen ließ. Helene kam eben des Weges daher, blieb stehen und lauschte. Der Harfner, der das erwartet und mit seinem Spiele beabsichtet hatte, trat hinter dem Gebüsch hervor, grüßte sie, und gestand, daß er blos ihretwegen noch in dieser Gegend verweile. Sie erröthete; doch weniger über sein Geständniß, als vielmehr über ihre eigene Empfindung, daß es ihr nicht unangenehm war, den lieben jungen Mann, dem sich ihr

Herz schon Tages vorher zugeneigt hatte, wieder zu sehen und ein so schmeichelhaftes Bekenntniß aus seinem Munde zu hören. Ein freundliches Wort gab das andere. Am Ende erklärte er ihr seine Liebe, und setzte hinzu: sie solle nicht glauben, daß er sie, als ein heimathloser Abenteurer, überreden wolle, ein kummervolles Schicksal mit ihm zu theilen; er werde bald aus seiner gegenwärtigen Dunkelheit hervortreten und ihr ein glückliches Loos bereiten. —

Indem er das sagte, kam der Fähnrich von weitem geritten, sah die jungen Leute beisammen stehen, entbrannte vor Eifersucht, und strampelte mit beiden Beinen, um seinen abgelebten Gaul in Galopp zu setzen. Das alte Thier machte auch wirklich einen schwachen Versuch; aber nach zwanzig steifen Sprüngen war es schon erschöpft und stürzte zu Boden. Der Reiter schoß weit voran in den tiefen Sand der Rennbahn, wo er zum Glück eine gastfreundliche Aufnahme fand und keinen Schaden erlitt. Doch lag er in den ersten Augenblicken ohne Bewegung, als ob er nimmer wieder aufstehen wollte.

Helene und der Harfner eilten ihm bestürzt zu Hülfe. Er war durch seinen Fall so gedemüthiget, daß er sich von ihnen aufrichten ließ, ohne nur mit einer Miene seinen Unwillen gegen sie zu verrathen. Als er aber wieder auf den Beinen stand und sich gesund fühlte, sah er das Mädchen starr und sträflich an und sagte: „Es ist nicht fein, wenn Jungfrauen die gebührende Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen setzen und auf öffentlicher Straße mit Landstreichern kosen.“

„Hütet Eure Zunge!“ sagte der junge Mann mit Ernst und Würde. „Sonst werd' ich dereinst für jedes Wort, womit Ihr die edle Jungfrau oder mich beleidiget, Rechenschaft fordern.“

„Potz tausend!" versetzte Herr Eule. „Das ist ja ordentlich die Sprache des höchsten Weltrichters."

Der Jüngling warnte ihn nochmals, nicht zu spotten, und fragte: woher er denn Fug und Macht habe, das Mädchen über ein unschuldiges Gespräch zur Rede zu stellen.

„Ich hätte nicht nöthig, Euch zu antworten," entgegnete der Fähnrich: „doch sollt Ihr wissen, daß diese Jungfrau meine Braut ist."

„Ich?" — fiel das Mädchen staunend ein. „Davon weiß ich nichts."

„Das konnt' ich wohl denken!" sprach der Harfner. „Ihr habt also kein Recht, Euch hier unnütz zu machen. Darum seyd so gut und verlaßt uns!"

„Ich will doch sehn, wer mich vertreiben will!" sagte der Held, und schlug auf das Gefäß seines Degens.

„Fort!" rief der Jüngling mit einem heftigen gebieterischen Tone, und machte zugleich, rasch auf ihn los gehend, eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ihm auf eine unsanfte Art den Weg weisen. Der feigherzige Polterer wich erschrocken zurück; und als er auf diesem Krebsgange von seinem muthigen Gegner verfolgt wurde, kehrte er ihm plötzlich den Rücken, lief zu seinem Pferde, kletterte hurtig hinauf und trabte, ohne sich umzusehen, davon.

Der Harfner begleitete Helenen an die Thür ihrer Wohnung und sagte: er müsse sich nun auf einige Zeit aus ihrer Nähe entfernen; aber sein Geist werde sich immer mit ihr beschäftigen, und nichts vermöge das Band zu zerreißen, das sein treues Herz an das ihrige knüpfe. Sie drückte ihm leise die Hand, und er verließ sie mit eiligen Schritten.

Am folgenden Tage brachte der feldflüchtige Kriegsmann durch ausgesandte Kundschafter in Erfahrung, daß der Feind die Gegend verlassen habe. Schnell war der Ausreißer wieder auf dem Platze und setzte seine Brautwerbung thätiger als jemals fort. Seine Nebenbuhler, die das merkten, betrieben die Sache nun auch mit aller Macht. Helene befand sich daher in einem sehr unangenehmen Gedränge: denn ihre betagten Freier erschienen ihr jetzt doppelt häßlich, da ihr der junge schöne Sänger immer vor Augen schwebte.

Traurig ging sie eines Tages in den Wald, und verirrte sich, in Gedanken vertief, von ihren gewöhnlichen Pfaden. Sie kam an ein altes Jagdschloß, das in frühern Zeiten von den Fürsten des Landes oft besucht worden war, jetzt aber so öde stand, daß sogar kein Aufseher mehr darin wohnte. Indem sie sich diesem Gebäude nahte, bemerkte sie eine zahllose Schaar von Krähen, die es theils mit großem Geschrei umschwärmten, theils vor den Fenstern des Erdstocks saßen, mit gestreckten Hälsen hinein guckten und auf die Glasscheiben hackten. Die Krähen verscheuchend und ins Gemach hinein sehend, erblickte sie darin einen unerwarteten Bewohner, der den Aufruhr der feindlich gegen ihn gesinnten Vögel veranlaßte.

Es hatte sich nämlich eine sehr große Eule, eine Riesin ihres Geschlechts, im Schlosse niedergelassen, und war eben damit beschäftiget, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie selbst bemühte sich eigentlich nicht damit; sie beobachtete nur, auf und abgehend, die Arbeit ihres seltsamen Dieners, eines Besens, der freiwillig, ohne daß er von einer Hand geführt wurde, den Fußboden kehrte, und zuweilen in einen Eimer mit Wasser sprang, um sich zu befeuchten. Von Zeit zu Zeit blieb die Herrschaft stehen,

hob einen Fuß auf und zeigte damit auf einen Fleck, wo es noch nicht rein genug war. Da hüpfte der gehorsame Besen sogleich herbei und fegte die Stelle. Zuletzt machte er noch verschiedene Luftsprünge nach der Decke hinauf, um die herabhangenden Spinnengewebe wegzuhaschen. Mit dem allen fertig, trat er ab, und der Eimer humpelte von selbst hinten drein.

Die Eule beschaute sich jetzt, wie ein gefallsüchtiges Mädchen, in einem Spiegel, putzte sich nach ihrer Art, sprang dann auf das Fenster, vor welchem Helene stand, und rief mit einer angenehmen Stimme der Fliehenden zu: „Bleib da, liebes Kind! Was läufst du vor einer wohlmeynenden Freundin? Ich habe dich heute hier erwartet, um mit dir über wichtige Dinge zu sprechen. Komm herein!"

Voll Erstaunen, einen Nachtvogel so menschlich und vernünftig sprechen zu hören, wußte Helene nicht, ob sie sich mit der vorgeblichen Freundin in eine Unterredung einlassen oder ihre Flucht fortsetzen sollte. Indem sie, still stehend, darüber mit sich selbst kämpfte, ging das Schloßthor auf, die Eule trat heraus, und nöthigte sie mit den freundlichsten und traulichsten Worten hinein. Nun faßte sie Muth, der seltsamen Einladung zu folgen.

Als sie auf einem Stuhle Platz genommen und die Eule sich auf einem andern neben ihr niedergelassen hatte, begann diese:

„Ich bin die Tochter eines Zwergkönigs, der in unterirdischen Klüften und Höhlen ein großes Reich beherrscht. Dreimal schöner, als meine Stiefmutter, war ich ihr deßwegen verhaßt. Wir zankten uns alle Tage; und als wir

einsmals in Abwesenheit meines Vaters, der eben Heerschau hielt, außerordentlich hart an einander gerathen waren, verwandelte mich die tückische Zauberin in eine Eule, und jagte mich aus unserm königlichen Palaste in die Oberwelt hinauf.“

„Es war Morgen; die Sonne schien. Dennoch fand ich, da ich nicht, wie die gemeinen Eulen, bei hellem Tage blind bin, ohne Schwierigkeit den Weg zu einem hohlen Baume und kroch hinein. Kaum war das geschehen, so rannte ein Jäger, der mit einem andern in der Nähe stand, auf den Baum zu, und erklärte laut, daß er mich tödten wolle. Sein Gefährte bat für mein Leben, und nahm mich, als Jener auf seinem blutigen Vorsatze bestand, thätig in Schutz. Darüber entzweiten sie sich dergestalt, daß der mordgierige Mann meinen Vertheidiger mit dem Jagdspieße durchstach. Hierauf ergriff er, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, schleunig die Flucht.“

„Der todte Leichnam ward bald gefunden und aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus dem Gespräche der damit beschäftigten Leute, daß der Ermordete ein Graf Wildenfels gewesen war. Ach, wie wird es nun seinem Töchterlein ergehn! sagten sie. Das arme Kind, kaum ein Jahr alt, hat doch gewaltiges Unglück. Die Mutter im Kindbett gestorben; der Vater gemordet; und die Kleine nun, ohne Hülfe und Schutz, in den Händen einer bösen Stiefmutter! — Sie hat sich aber schon verlauten lassen: sie wolle den Schreihals — denn anders spricht sie nicht — einer Base, der Gräfin Wildenfels, in's Haus schicken. Doch bei der alten, mürrischen Frau, die keine Kinderfreundin ist, wird sich die verlassene Waise nicht besser befinden. — So sprachen die Leute, die den Leichnam fortbrachten.“

„Einige Tage später sah ich auf der nahen Landstraße einen Wagen daher fahren. Darin saß eine junge Dirne, die ein Kind auf dem Schooße hatte. Plötzlich fielen Räuber, aus dem Walde hervor stürzend, den Wagen an. Die Dirne sprang heraus, ließ das Kind darin liegen, und entfloh mit dem Kutscher. Die Buschklepper führten den Wagen fort, nachdem sie das Kind, als eine unnütze Beute, im Walde niedergelegt hatten.“

„Ueberzeugt, daß es die vom Unglück verfolgte Waise des Grafen Wildenfels sey, hielt ich mich aus Dankbarkeit verpflichtet, das kleine Wesen vom Verderben zu retten und in gute Hände zu bringen. Ich hatte Tages zuvor einige Holzschläger belauscht, und aus ihrem Gespräche vernommen, daß der Mühlmeister Hildemar ein wackerer Mann und kinderlos sey. Darum wußte ich gleich, wohin ich mich mit meiner kleinen Gräfin wenden konnte. Ich wartete bis gegen Mitternacht, und wen ich dann vor Hildemar's Hausthür legte, das warst Du!“ —

Helene, die sich immer, nach der verbreiteten Sage, für das Kind einer Straßenbettlerin gehalten hatte, erstaunte über diese Eröffnung und wollte die Sache für einen Irrthum erklären. Aber die Zwergprinzessin betheuerte, daß es damit seine Richtigkeit habe. „Ich ward seit jener Zeit,“ fuhr sie fort, „mit einem Zauberer bekannt, der ein Feind meiner Stiefmutter ist, ihr an Macht wenig nachgibt, und mich, ihr zum Trotz, mit verschiedenen Gaben und Kräften ausrüstete, die mir bisweilen trefflich zu Statten kommen, um mancherlei Gutes zu stiften. Unter andern bin ich fähig, geheime Dinge zu erforschen, und weiß daher nicht allein, daß Du wirklich die Tochter des ermordeten Grafen bist, sondern daß Du auch eine Menge Freier hast, aber keinen liebst, außer Einen. — Du hast, im Ver-

trauen gesagt, das beste Theil erwählt, und die alten lästigen Buhlen will ich Dir nächstens vom Halse schaffen. Frage nicht, wie ich das anstellen werde. Es soll gelingen: darauf verlaß Dich, und mit diesem Troste geh ruhig nach Hause."

Den zweiten Tag nachher trat ein kleines junges Weiblein in Hildemars Wohnstube, neigte sich zierlich und sprach: „Ehrsamer Herr Mühlmeister, ich thu' Euch hiermit zu wissen, daß ich mich, mit hoher Erlaubniß der gegenwärtigen Machthaber, in dem alten Waldschlosse als Speisewirthin niedergelassen habe. Natürlicher Weise muß mir sehr daran gelegen seyn, mich der ansehnlichen Nachbarschaft zu empfehlen. Darum lade ich Euch, werther Herr Mühlmeister, sammt Eurer lieben Hausfrau und Jungfer Tochter, höflich ein, heute über drei Tage, folglich den nächsten Samstag, mit einem Mittagsmahle bei mir vorlieb zu nehmen. Die Zeit soll Euch nicht lang werden. Ich lud bereits mehrere von Euern Bekannten und Freunden in Finkenberg ein, und sie sagten mir zu, daß sie sich einstellen wollten."

Hildemar, den die unerwartete Erscheinung befremdete, that mancherlei Fragen über die neue Anstalt im Walde, erhielt befriedigende Antworten, und versprach am Ende, sich bei dem Gelage mit den Seinigen einzufinden. Das Weiblein dankte freundlich, und warf, indem es abtrat, Helenen einen bedeutsamen Blick zu, der ihre geheime Vermuthung, daß die vorgebliche Speisewirthin niemand anders als Freundin Eule sey, bestätigte. Es war auch wirklich die königliche Prinzessin, die mit Hülfe des ihr

wohlwollenden Zauberers jeden dritten Tag ihre vorige menschliche Gestalt annehmen konnte.

In der Mittagsstunde des Samstags fand Hildemar, als er in's Waldschloß trat, Helenens Freier dort schon versammelt. Sie gingen ihm mit freundlichen Mienen und dargebotenen Händen entgegen; indem sie sich aber bückten und Scharrfüße machten, sagten sie ihm zu seinem Erstaunen die größten Unhöflichkeiten und Beleidigungen in's Gesicht. „Willkommen, Herr Metzmeister!“ rief der Eine. „Stellt Euch so fromm und ehrlich als Ihr wollt, Ihr habt doch Euer Diebsloch, wie andere Müller!“ sprach der Andre. „An Euch ist mir gar nichts gelegen,“ sagte der Dritte: „Aber Ihr seyd ein steinreicher Mann, und habt eine Pflegetochter, die ich heirathen will, wenn Ihr mit einer tüchtigen Mitgabe herausrückt.“ — Mit dergleichen Artigkeiten begrüßte ihn auch der Vierte, und alle geberdeten sich dabei so unterwürfig und schmeichelnd, daß er sie wegen dieses Widerspruchs für wahnsinnig hielt. Das Sonderbarste war, daß Jeder über die Grobheiten, die sein Vorgänger ausstieß, erschrack, und im nächsten Augenblicke mit noch härtern Brocken um sich warf.

Die aufgetragene Suppe brachte sie zum Schweigen: sie setzten sich an den Tisch und aßen wie ganz vernünftige Leute. Kaum aber fanden sie auf dem Teller nichts mehr zu thun, so brauchten sie wieder den Mund auf die schnödeste Weise gegen Hildemar, und endlich sogar gegen Helenen. Beide nahmen sich nicht die Mühe, den tollen Schwätzern zu antworten. Jener aber that im Herzen den Schwur, ihnen sammt und sonders hinfort sein Haus zu verschließen.

Als sie genug geschmäht hatten, zogen sie gegen einander selbst los. Anfangs nur mit lustigem Spott. Unter

andern ward der kleine Fähnrich ein Endchen von einem Soldaten, und der entgürtete Landjunker ein Herr von Nirgendheim gescholten. Bald aber schimpften sie sich ernsthaft. Alle Schändlichkeiten, die einer von dem andern wußte, kamen unverholen zur Sprache. Das geschah zwar immer noch eine Weile mit lachendem Munde; doch endlich sprangen sie von den Stühlen auf und fielen einander in die Haare. Nur der Fähnrich entehrte sich nicht mit dieser gemeinen Katzbalgerei: er zog den Säbel, und schwor bei allen Teufeln, den in Kochstücke zu zerhacken, der ihn anrühren würde. Diese furchtbare Drohung schreckte jedoch so wenig, daß er gerade der Erste war, den man zur Thür hinaus warf. Schlag auf Schlag beförderten sich die Uebrigen eben dahin. Hildemar allein blieb unangetastet, weil er sich in den unsinnigen Streit mit keinem Worte gemischt hatte.

Sobald sich Jene sämmtlich auf der Straße befanden, erwachten sie wie aus einem Traume. Einer fragte den andern: warum haben wir uns geschlagen? Jeder behauptete mit schrecklichen Eidschwüren: es sey kein böses Wort aus seinem Munde gegangen; er habe mit seinen werthen Freunden nichts als Liebes und Gutes gesprochen. Zuletzt glaubten sie bezaubert gewesen zu seyn, und herzten und küßten einander.

In diese allgemeine Umarmung wollten sie auch den Mühlmeister mit einschließen, als er aus dem Waldschlosse heraus trat. Er wies sie aber zurück und sagte mit kräftiger Stimme: „Weichet von mir, und keiner unterstehe sich hinfort, sich meiner Schwelle zu nahen!" Darauf bestieg er mit Weib und Kind seinen Wagen und verließ die bestürzte Gesellschaft.

Der Hausbann wirkte: es ließ sich in den nächsten vier Wochen keiner der verwiesenen Freier in der Mühle wieder blicken. Doch eben so wenig sah und hörte Helene von ihrem Geliebten. Sie glaubte, einige Kunde von ihm in dem Waldschlosse zu erhalten; aber so oft sie dahin ging, fand sie es leer. Die Speisewirthschaft hatte nur einen Tag gedauert, und Prinzessin Eule war gänzlich verschwunden.

Um diese Zeit geschah es, daß der vertriebene König an der Gränze des Reichs eine Hauptschlacht gewann, und die besiegten Feinde dadurch zwang, sein Land zu räumen. Er hielt einen feierlichen, vom Jubel des Volkes verherrlichten Einzug. Sein Weg nach der Hauptstadt ging unweit der Mühle vorbei. Hildemar und die Seinen erwarteten ihn an der Landstraße, um in das freudige Lebehoch einzustimmen.

Der König war zu Pferde: sein Kronerbe ritt neben ihm. Diesen erblickend, fuhr Helene mit einem dumpfen Schrei zusammen, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Was ist Dir?“ fragte Hildemar: „Findest Du vielleicht, wie ich, zwischen dem Prinzen und dem Harfenspieler, der sich jüngst bei uns hören ließ, eine wunderbare Aehnlichkeit?“ — Sie bejahte das leise.

Indessen war der Siegeszug näher gekommen. Der Prinz sah mit spähenden Augen umher, und grüßte mehrmals freundlich nach der Gegend hin, wo Helenens Schönheit aus dem Volksgewühl hervorstrahlte. „Er ist's! er ist's!“ sagte Hildemar: „Ich wette mein Leben!“ Das Mädchen stand wie im Traume und antwortete nicht. Sie gingen, ohne sich das Räthsel lösen zu können, gedankenvoll nach Hause.

Tages darauf, als eben der Mühlmeister mit Frau und

Tochter von der Sache sprach, trat der junge Sänger in derselben Kleidung, die er bei dem durch seine Kunst belebten Gastgebote trug, in die Stube und rief munter und fröhlich: „Guten Tag, meine Freunde! Kennt Ihr mich noch?“

Helene schrack erröthend auf; Vater und Mutter empfingen ihn mit scheuer Höflichkeit.

„Es ist Zeit, mich Euch zu erkennen zu geben;“ sagte der Jüngling. „Dieses Gewand, das ich heute noch einmal anlegte, um Euch auf der Stelle bekannt zu seyn, war eine Verlarvung, unter welcher ich, den Feinden unverdächtig, die Gesinnungen des Volks gegen meinen abwesenden Vater erforschte. Ich bin der Sohn des Königs. — Erschrick nicht, geliebte Helene! — Ich halte Dir getreu, was ich als Harfner versprach: ich erkläre Dich hiermit zu meiner Braut.“ —

„Das ist brav!“ rief die Zwergprinzessin, die plötzlich, als wäre sie wie ein Sonnenstrahl zum Fenster hereingekommen, mitten unter ihnen stand. „Des Herrn Vaters Majestät,“ fuhr sie fort, „werden sich freilich ein wenig sperren; aber sagt dem alten Herrn nur, daß Eure Braut keine Müllerstochter, sondern eine Gräfin Wildenfels sey; und will er's nicht glauben, so beruft Euch auf mich: ich weiß alles genau und kann es beweisen.“

Der Prinz sah die kleine Person, die so zuversichtlich sprach, mit Verwunderung an, und erbat sich ihren werthen Namen. Sie nannte sich und versicherte, daß ihr Vater, ob er gleich keine Gesandten an andere Höfe schicke, ein sehr mächtiger Fürst der Unterwelt sey. Dann erzählte sie die Ermordung des Grafen Wildenfels mit allen daraus entstandenen Folgen. Der Prinz erinnerte sich des Grafen recht wohl. Er war ein Günstling des Königs gewesen.

Das machte dem Prinzen Hoffnung, daß seine Brautwahl ohne Schwierigkeit die väterliche Genehmigung erhalten werde. Er eilte daher getrost nach der Hauptstadt zurück.

Es ging aber nicht so, wie er dachte. Der König, der seinen erschütterten Thron durch ein Familienbündniß mit einem mächtigen Fürstenhause befestigen wollte und seinen vormaligen Liebling längst vergessen hatte, schlug des Kronprinzen Gesuch rund ab. Dieser, auf seine Bitte beharrend, stellte vor: er sey nicht verpflichtet, die Neigung seines Herzens dem Moloch der Staatskunst zum Opfer zu bringen. Darüber entstand zwischen Vater und Sohn ein heftiger Zwist. Der Letztere verging sich mit Worten, und das Ende vom Liede war, daß ihn der zornige König verhaften und auf eine Festung bringen ließ.

Kaum hatte das der Zwergprinzessin ihr kleiner Finger gesagt, so begab sie sich nach Hofe, machte dem König ihre Aufwartung, und bot die möglichste Beredtsamkeit auf, ihm das verweigerte Jawort abzuschwatzen. Er widerstand aber wie ein Fels, und setzte zuletzt den fürstlichen Rang der hohen Vermittlerin so ganz aus den Augen, daß er ihr mit unhöflichen Worten die Thür wies. „Nun, nun, ich gehe schon;“ sagte sie: „doch will ich's wohl dahin bringen, daß Eure Majestät längstens in drei Tagen zum Kreuze kriechen.“ Ein schallendes Gelächter war seine Antwort.

Bald darauf erzählte er einem vertrauten Höfling, der zu ihm kam, die rauhe Abfertigung der Prinzessin, und war, wie immer, des vollkommensten Beifalls gewärtig. Der Hofschranz, der bei jeder Gelegenheit den Honig der

Schmeichelei auf der Zunge hatte, machte denn auch, wie gewöhnlich, eine tiefe Verbeugung und ein sehr beifälliges Gesicht, sagte hingegen mit dem ernsten Tone eines Hofmeisters: „Ew. Majestät betrugen sich nicht fein und ritterlich gegen die Dame. Auch ist es nicht löblich, daß Allerhöchstdieselben der treuen Dienste des ermordeten Grafen Wildenfels, der zweimals der Retter Ihres Lebens war, undankbar vergaßen.“ —

Der König sah ihn mit Erstaunen an und fragte: ob er seinen Verstand verloren habe.

„O nein,“ versetzte der Hofmann mit ehrerbietigem Lächeln: „Ich sprach die vernünftigste Wahrheit.“

„Wahrheit!“ fuhr der Herrscher auf. „Ich hasse die Wahrheit. — Drum geh' mir aus den Augen und wag' es nicht mehr, bei Hofe zu erscheinen.

Ein anderer Hofherr, der zunächst ins königliche Gemach trat, sprach eben so kühn, als sein Vorgänger, und ward wie dieser verbannt. Aber die Ungnade des Königs, die sonst wie ein Erdbeben den Hof erschütterte, hatte jetzt keinen abschreckenden Erfolg. Wer mit ihm sprach, nahm kein Blatt vor den Mund. Sogar die musterhaftesten Schmeichelkatzen, die sich ihr Leben lang mit wurmähnlicher Demuth vor ihm geschmiegt hatten, verletzten ihn mit der Kralle der Wahrheit. Das geschah nicht immer nur wegen des Prinzen. Man rückte dem König tausend andere Dinge vor; man stellte alle Böcke, die er während seiner langen Regierung geschossen hatte, in Reihe und Glied vor ihm auf. Er fluchte, tobte, prügelte, füllte die Gefängnisse der Hauptstadt, und ließ sich zuletzt, als er alle seine gewöhnlichen Diener fortgejagt hatte, von Küchen- und Stalljungen bedienen. Aber auch diese Wichtlein sagten ihm bittere Wahrheiten, die er nicht verdauen

konnte. Er mußte sich nun seine Kleider selbst ausklopfen und die Schuhbürste handhaben.

Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn am dritten Tage die kleine Prinzessin. Wir erriethen es längst, daß sie es war, die ihn, wie schon früher ihre Gäste im Waldschlosse, bezaubert hatte: dennoch heuchelte sie Erstaunen, ihn bei so niedrigen Arbeiten zu finden. Er gestand offenherzig, daß ihn das unter seinen Hofleuten ausgebrochene Wahrheitsfieber in diese Lage versetzt habe. Lächelnd fragte die Prinzessin: „Was gewährt Ihr mir dafür, wenn ich Eure Dienerschaft wieder gesund mache?“ Freudig erbot er sich zu Allem, was sie verlange. Sie forderte: daß er die Verbindung seines Thronerben mit der Gräfin Helene Wildenfels auf der Stelle genehmigen solle. Er ging sehr schwer daran, in diesen sauern Apfel zu beißen; da ihm jedoch der Holzapfel der Wahrheit noch sauer schmeckte, so griff er nach jenem, und sandte schleunig zwei Hofwagen ab, um Helenen aus der Mühle und den Prinzen von der Festung zu holen.

Und als sie nun, nach Verlauf weniger Stunden, vor ihm standen und er ihre Hände in einander gelegt hatte, stürzte unaufhaltsam eine Schaar von Hofleuten in's Zimmer und schmeichelte ihm um die Wette. „Seht, ich habe das kranke Völkchen geheilt!“ sagte die Zwergin zum König. Hierauf wandte sie sich zur Braut: „Meine Dankpflicht ist erfüllt. Der Geist deines guten, gefühlvollen Vaters ruh' auf dir und sey glücklich!“

Damit verschwand sie.

VI.

Der junge Maler.

Der Rechnungsrath Tobias Nullmann trug, wenn er ausging, einen häßlichen, dicken, plumpen Stock, hatte dagegen eine schöne, schlanke, niedliche Tochter, die er aber selten oder nie ausgehen ließ. Der unförmliche Stab, ein Erbstück, hatte für ihn einen geheimnißvollen Werth, weil sein Vater, indem er plötzlich vom Schlage getroffen ward, mit gelähmter Zunge den Stock verlangte, ihn seinem Sohne in die Hand drückte und sich vergebens bemühte, einige Worte, die er nur unverständlich lallen konnte, deutlich zu sprechen. Er zeigte mit zitternder Hand nach Schreibzeug und Papier; als es ihm aber gebracht wurde, that er den letzten Athemzug und verschied.

Sein Sohn, der vormals zehn Jahre lang in der Provinz lebte, hatte den seltsamen Stock in früherer Zeit nicht gesehen; er war erst während seiner Abwesenheit ein Eigenthum des Vaters geworden. Es ließ sich nicht ergründen, worin das Verdienst des Stabes bestand, daß sein Besitzer noch am Rande des Grabes seiner gedachte und ihn seinem Sohne so dringend empfahl. Er war sammt dem Knopfe, der die Gestalt einer Krücke hatte, aus ge-

wöhnlichem Nußbaumholze gedreht, und es fand sich nirgends ein Merkmal, daß in dem dicken Körper etwas verborgen sey. Darum konnte sich der Rechnungsrath nicht entschließen, den ihm so dringend ans Herz gelegten Stock ohne Wahrscheinlichkeit einigen Nutzens zergliedern zu lassen; er betrachtete ihn als eine heilige Reliquie und bediente sich seiner auf der Straße, ungeachtet die allzu kräftige Stütze eines noch kräftigen Mannes von Jedem, der ihm begegnete, belächelt und von unartigen Leuten sogar laut belacht wurde. Das gewichtige Tändelstöckchen war besonders sein beständiger Gefährte, wenn er Abends ein gewisses ansehnliches Weinhaus besuchte. „Küper, hier ist mein Stock; verwahr' ihn gut!“ waren die unveränderlichen Worte, mit welchen er seine Stütze dem Aufwärter übergab und sich dann zu seiner Flasche setzte.

Er war, wie gesagt, Vater einer schönen, sechzehnjährigen Tochter. Schon in der Provinz war Auguste der Stern, nach dem die Augen aller jungen Männer sich wandten. Aber wie man einen Stern nicht vom Himmel herab langen und in der Nähe bewundern kann, so gelang es auch den schmachtenden Jünglingen nicht, sich dem lieblichen Mädchen zu nahen und den Faden einer angenehmen Bekanntschaft anzuknüpfen. Das Haus des Rechnungsrathes war ein strenges Kloster, worin dem männlichen Geschlechte kein Sprachzimmer offen stand. Eben so wenig war Auguste außer dem Hause zu sprechen, weil ihr Vater mit keiner Familie seines Wohnortes umging und noch weniger Concerte, Bälle oder andere Lustbarkeiten mit seiner Tochter besuchte. Er lebte wie ein alter Student, und verbrachte seine Zeit, die er nicht den Geschäften am Schreibtische widmen mußte, an irgend einem öffentlichen Orte.

Indessen befand sich die mutterlose Auguste unter Obhut einer alten Haushälterin, die immer einen unerschöpflichen Vorrath der armseligsten Stadtgeschichten und albernsten Klatschereien im Kopfe hatte, und das liebe Mädchen so dringend damit belästigte, daß es in seiner traurigen Einsamkeit nicht einmal das Vergnügen haben konnte, ein unterhaltendes Buch zu lesen. Die Alte war von ihrem Brodherrn besonders angewiesen, die Versuche aller jungen Männer, sich mit Augusten in Verbindung zu setzen, scharf zu beobachten. Sie lauerte, wie Argus, mit hundert Augen, aber mit keinem konnte sie lesen, und war daher immer in Angst und Sorgen, wenn ein Blatt beschriebenes Papier, mochte es auch nur eine unschuldige Schneiderrechnung seyn, an Augusten abgegeben wurde. Sie stellte sich in ihrer Einfalt immer vor, daß ein socher Zettel eine Geheimschrift enthalte und ein verkappter Liebesbrief seyn könne. Ein buntes Stickmuster, das unter andern eine Taube mit einem Brieschen im Schnabel darstellte, brachte sie eines Tages in eine solche Verlegenheit und Unruhe, daß sie das Blatt mit der bedenklichen Bilderschrift Augusten wegriß und ins Geschäftszimmer des Rechnungsrathes mit dem Ausrufe stürzte: „Es ist ein Brief an Mamsell Augusten angekommen!“

„Wer hat ihn gebracht?“ fragte er mürrisch.

„Da bringt ihn ein Vogel!“ sagte die Alte, und zeigte ihrem Herrn das Stickmuster.

„Dumme Gans!“ fuhr Herr Tobias auf. „Solche Briefe, die sich nicht öffnen und lesen lassen, können meiner Tochter gebracht werden. — Ich begreife nicht, wie Sie über ein todtes Bild einen solchen Lärm erheben konnte. Ihre Einfalt hat mich in der wichtigsten Bruchrechnung gestört. Geh' Sie zum Henker!“

„Nun, wenn Sie die Sache so leicht nehmen, Herr Rechnungsrath," sagte das aufgebrachte Weib, so wollt ich, daß Sie die Liebesbriefe an Ihre Tochter endlich selbst tragen müßten."

„Sie spricht wie eine verrückte Person!" sagte der Rath, und jagte sie durch wildes Aufspringen zur Thür hinaus.

Bald nachher ward er in die Hauptstadt berufen und ihm ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Daß sein bisheriger Wohnort ihn verlor, das bedauerte niemand; aber Augustens Scheiden beklagten alle junge Männer, ob sie gleich nur zuweilen das Vergnügen gehabt hatten, das schöne Mädchen am Fenster oder in der Kirche zu sehen.

Einer dieser Leidtragenden war der junge Maler Gustav Wendelin, der Sohn eines der angesehensten Männer in jener Provinzialstadt. Gustav hatte das Paradies von Augustens Schönheit zwar auch nur immer von fern erblickt, war ihm aber doch einen Schritt näher als Andere gekommen, weil seine Schwester, mit Bewilligung der beiderseitigen Väter, Augusten bisweilen besuchte und von ihrem Bruder, wiewohl unbekannter Weise, die freundlichsten Grüße überbrachte und an ihn zurück erhielt. Auch dieses zarte Band soll nun zerrissen werden; der liebende Jüngling war außer sich vor Schmerz und versank, als sein Idol verschwunden war, in eine so düstere Gemüthsstimmung, daß er an nichts mehr Freude hatte und ihm seine sonst hochgeliebte Kunst ganz gleichgültig ward.

Der Vater bemerkte seine Schwermuth und fragte, was ihm fehle.

„Es betrübt mich," antwortete der Sohn, daß meine

Kunst hier in der Enge einer kleinen Stadt keine Gelegenheit hat, sich auszubilden und vorwärts zu kommen."

„Warum nicht?" sagte der Vater. „Wir leben doch im Schooße einer schönen Natur."

„Sie schmeicheln ihr, lieber Vater! Und wäre sie auch wirklich schön, so kann und darf ich sie nicht sclavisch nachbilden, gleichsam blos abschreiben; sonst würde mich Goethe's bekanntes Spottgedicht: Die Musen und Grazien in der Mark — ungeachtet es eigentlich gegen einen gewissen Dichter gerichtet ist — ebenfalls treffen."

„Ich verstehe das nicht. Aber so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß man sich freut, wenn man die Wirklichkeit genau nachgebildet sieht. Was will man denn mehr?"

„Der Künstler soll die wirklichen Gegenstände idealisiren, das heißt: sie durch seine Einbildungskraft schöner und vollkommener darstellen, als sie in der Natur vorhanden sind."

„Sonderbar! der Künstler muß also Gottes Werke verbessern, wenn sie gefallen sollen? — Nun meinetwegen! So idealisire denn auch!"

„Ich weiß nur nicht, wie ich kunstmäßig dabei verfahren muß, um des Beifalls der Kenner gewiß zu seyn. Das kann ich leider hier nicht lernen."

„Wo denn sonst?"

„Die nächste Kunstschule für mich wäre die Bildergallerie der Residenz, wo ich die Werke Michel Angelo's, Rafaels, Correggio's, Titians, Albrecht Dürers und anderer großen, unsterblichen Meister fleißig betrachten und studiren könnte. Darum erlauben Sie mir, bester Vater, mich etwa ein Jahr dort aufzuhalten."

„Das würde schweres Geld kosten, mein Sohn! Doch

bin ich, wenn's zu Deiner Vervollkommnung dient, zu diesem Opfer bereit."

Dankbar und freudig küßte ihm Gustav die Hand.

„Auch ich danke, bester Vater!" sagte nach vorgängiger Verabredung die Schwester, die bei jenem Gespräche zugegen war. „Ich gewinne bei Gustavs Reise in die Hauptstadt einen Schatz, den er dort heben und mir zusenden soll."

„Was erwartest Du von dort?" fragte der Vater.

„Das Bildniß meiner Freundin Auguste, das mein Bruder für mich malen und mir zu meinem Geburtstage schenken soll."

„Gern wollt' ich Dir diese Freude machen," sagte Gustav, „es wird aber unmöglich seyn. Du kennst den argwöhnischen Rechnungsrath; wie könnt' er sich überwinden, mich mehrmals Stunden lang Augusten gegenüber sitzen und ihr in die Augen sehen zu lassen?"

„Es wäre freilich ein halbes Wunder," sagte die Schwester: „doch steh' ich dafür, daß es sich durch einige Briefzeilen von der Hand unsers guten Vaters bewirken ließe."

„Dacht' ich's doch, daß ich noch endlich den gedrehten Bolzen verschießen müßte! Das machen die Kinder jetzt mit ihren Vätern nicht anders." —

Die Geschwister freuten sich, daß die unter ihnen abgekartete Sache auf so gutem Wege war. Gustavs Abreise erfolgte in den nächsten Tagen.

Als er den Brief seines Vaters in der Hauptstadt übergeben wollte, kam ihm der Rechnungsrath, im Ausgehen begriffen, auf der Treppe entgegen. „Was führt Sie hieher? sprach er kurz und unfreundlich.

„Das Bedürfniß meiner Kunst, die Meisterwerke der hiesigen Bildergallerie zu studiren."

„Nun, was wollen Sie deßhalb bei mir? Ich bin nicht Gallerie-Inspector.“

„Das ist mir bekannt, und ich will auch blos die Ehre haben, einen Brief meines Vaters zu überreichen.“

Herr Nullmann riß den Brief auf, sah flüchtig hinein, steckte ihn die Tasche und sagte: „Ich habe jetzt nicht Zeit, mich über das sonderbare Verlangen zu erklären. Kommen Sie heute über acht Tage auf die Rechnungskammer. Da will ich mit Ihnen sprechen.“

So endigte sich die Audienz auf der Treppe. Das geliebte Mädchen sah Gustav nicht. Nur die alte Haushälterin Sabine stand oben am Vorsaal und behorchte das kurze Gespräch, war aber sehr verdrießlich, daß sie unbefriedigt abziehen mußte, ohne den Inhalt des Briefes zu erfahren.

Am achten Tage nachher erschien Gustav auf der Rechnungskammer. Der Herr Rath empfing ihn kalt und finster, und sagte: „Sie sind also ein Maler? — Ich wundere mich über Ihren sonst sehr verständigen Herrn Vater, daß er Sie zu keinem tüchtigen Geschäfte, bei dem sich Brod und Ehre gewinnen läßt, erzogen und angehalten hat. Ich bitte Sie, was ist ein Maler und was nutzt er dem Staate? Er treibt eine unsichere brodlose Kunst, erhält weder Titel noch Orden, und gilt daher nichts, gar nichts in den Augen solider und angesehener Geschäftsmänner.“

Gustav hatte Lust, derb zu antworten, zwang sich aber zum Schweigen, weil der unhöfliche Philister Augustens Vater war.

„Ihr Vater ersucht mich,“ fuhr der solide Geschäftsmann fort, „daß ich Ihnen erlauben möge, meine Tochter zu malen. Eine sonderbare und harte Zumuthung! Ich bin

in meinem Hause noch gar nicht eingerichtet, habe hier in der Rechnungskammer viel alte Reste aufzuräumen, und soll nun bei Ihrer Pinselei Stunden lang als Sittenwächter müßig sitzen; denn nur ein höchst leichtsinniger Vater könnte seine Tochter mit einem jungen Menschen, der sich einer losen Kunst gewidmet hat, allein lassen. Dennoch beschwört mich Ihr Herr Vater bei unserer alten Freundschaft, ihm seine Bitte zu gewähren. Alte Freundschaft! — Das ist eine Redensart, die bei mir wenig gilt. Es sey Ihnen aber gestattet, meine Tochter zu malen, weil ich neugierig bin, wie sich das Mädchen in einem wohlgelungenen Bilde ausnimmt."

„Das Bild wird Ihnen, hoff' ich, gefallen," sagte Gustav. „Wann erlauben Sie mir, den Anfang meiner Arbeit zu machen?"

Der Rechnungsrath sah in seinem Geschäftskalender nach, überlegte ein Weilchen, bestimmte dann einen Tag, und schärfte dem Maler sehr ernst ein, nicht vergebens auf sich warten zu lassen.

Ueber diese Besorgniß des Ausbleibens lachte Gustav in seinem Herzen, weil er den Augenblick, da er Augusten sehen sollte, kaum erwarten konnte.

Er kam zur bestimmten Zeit. „Gott bewahr' uns in allen Gnaden!" sagte die alte Sabine, als sie ihm die Vorhausthür öffnete und die ihm von einem Lohndiener nachgetragene Staffelei sah. „Was sind des für gefährliche Anstalten!" Sie schloß einen langen Saal auf, mit der Weisung, seinen Lattenkram, wie sie die Staffelei nannte, bei der Thürschwelle aufzubauen. An dem obern Ende des Saales standen zwei Stühle, und Sabine erklärte ihm, daß der Herr Rechnungsrath und Mamsell Tochter dort Platz nehmen würden. „So muß ich der

jungen Dame wenigstens dreißig Schritte näher rücken;“ sagte Gustav: „denn ich müßte Falken- oder Luchsaugen haben, wenn ich die feinen Gesichtszüge, die ich malen soll, aus dieser weiten Ferne vollkommen auffassen könnte.“

„Das machen Sie mit dem Herrn Rechnungsrath aus!“ sagte sie. „Er befahl, daß ich Sie anweisen sollte, sich hier an der Thür mit Ihrem Kram niederzulassen. Nun das hab’ ich Ihnen gesagt, und damit Punktum!“

Jetzt erschien der Rechnungsrath mit seiner schönen Tochter. Sie traten durch eine Thür am entgegengesetzten Ende des Saales herein. Gustav ging mit schnellen Schritten auf sie zu. Der Rechnungsrath schob mit der einen Hand das Mädchen hinter sich zurück an die Wand, und machte mit der andern gegen den Maler allerhand zurückweisende Bewegungen. Dieser ließ sich aber nicht abhalten, vorwärts zu schreiten und Augusten zu sagen: wie glücklich er sich schätze, daß ihm ein Versuch, ihre Schönheit und Anmuth nachzubilden, gestattet worden sey.

„Schon gut, schon gut!“ sagte der Rechnungsrath verdrießlich und barsch. „Ich verbitte alle Worte, besonders Schmeicheleien! Begeben Sie sich nur ganz still dort hin an die Thür und handhaben Sie Ihren Pinsel!“

„Verzeihen Sie, in solcher Ferne kann ich nicht malen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht mit Adleraugen versehen bin. Ich darf, wenn ich ein gutes Portrait liefern soll, nur drei Schritte vom Urbild entfernt seyn.“

Der Rechnungsrath schüttelte den Kopf und fing an, über die Schritte zu handeln. Ein so junger Mann, meinte er, werde doch zehn Schritte weit sehen können.

„Einen Kirchthurm allerdings,“ war die Antwort.

„Aber seine weibliche Gesichtszüge fordern eine nähere Betrachtung.“

Der Rath bot nun acht oder sechs Schritte. Gustav verwarf auch diese und bestand auf dreien.

Als ihm endlich diese murrend und brummend eingeräumt wurden, rückte er mit seiner Staffelei heran an den Tisch, auf dem der Rechnungsrath, um während der Aufsicht beim Malen in landesherrlichen Dienstgeschäften nichts zu versäumen, eine Menge Akten aufgehäuft hatte. Auguste schlug sittsam die Augen nieder; aber Gustav ersuchte sie, ihn fest und freundlich anzusehen, worüber der grämliche Vater abermals widerspenstig wurde, aber sich darein ergeben mußte, da er sein Kind doch nicht mit geschlossenen Augen, wie ein Marmorbild, dargestellt sehen wollte.

Die Arbeit ging nun anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Der Rath blätterte still in seinen Akten, und schielte fleißig darüber hinweg, um die jungen Leute vielleicht in einem verdächtigen Augengespräche zu ertappen. Er entdeckte nichts, gab aber, da ihm die Sitzung zu lange dauerte, dann und wann ein Zeichen der Ungeduld von sich. Das bemerkend, stand Gustav auf und sagte: er wolle nicht länger belästigen.

„Sind Sie fertig?“ fragte der Rath mit einem freudigen Tone, und lief hin an die Staffelei, um das Bildniß, das er schon vollendet zu sehen erwartete, zu betrachten. Als er aber nur die ersten einfachen Grundlinien gezeichnet fand, rief er aus: „Mein Gott! Sie haben ja beinahe gar nichts gethan! In so langer Zeit, als Sie hier sitzen, wär' ich mit einem bogenlangen unterthänigsten Berichte an den gnädigsten Landesherrn zu Stande gekommen, und dazu gehört doch, mit Ihrer Erlaubniß, mehr Verstand und Nachdenken, als zu Ihrer Pinselei.“ —

„Wohl möglich!“ sagte Gustav lächelnd.

„Sie machen das Gemälde nun doch in Ihrer Wohnung vollends fertig?“ fragte Jener.

„Das ist unmöglich;“ antwortete der Künstler: „ich kann das Anschauen des Urbildes keinen Augenblick entbehren.“

„Zum Henker!“ sagte Nullmann, mit dem Fuße stampfend: „So soll ich also noch einmal hier Schildwache sitzen?“

„Das haben Sie nicht nöthig, Verehrtester! Ich male ja nur Ihre liebe Tochter.“

„Daß Sie aber nichts anders unternehmen, junger Herr, darüber muß der Vater wachen.“

„Ich bedauere, daß Ihnen diese überflüssige Besorgniß viel Beschwerde machen wird, indem ich mir wenigstens noch drei Sitzungen erbitten muß, um das Bild gut und lobwürdig zu vollenden.“

„Drei Sitzungen noch? — Darüber möchte man aus der Haut fahren! Hätt' ich mich doch in die verdammte langweilige Geschichte gar nicht eingelassen! Ich versäume darüber so viel Zeit in meinen Geschäften, daß ich Gefahr laufe, meinen Dienst zu verlieren.“

Der Herr Rechnungsrath scherzen! Wär' es aber wirklich Ihr Ernst, so wollt' ich lieber das Bild unvollendet lassen, als Sie der geringsten Unannehmlichkeit aussetzen.“

„Nun, nun, Mosje Wendelin, daß Sie so vernünftig sprechen, so will ich Ihnen noch einige Stunden opfern, und die verlorene Zeit, damit der Staat nicht darunter leide, dem Schlaf entziehen. Kommen Sie heut über acht Tage wieder!“

Das versprach Gustav sehr gern, und bis zu dem be-

stimmten Tage war Auguste, die er noch nie so nahe und so liebenswürdig gesehen hatte, sein einziger Gedanke.

Als er an dem sehnlich erwarteten Tage die Treppe hinaufstieg, kam ihm der Rechnungsrath entgegen. „Ich muß in die Kanzlei;“ sprach er, „Ihre Arbeit soll aber dennoch heute vor sich gehen. Meine Haushälterin Sabine wird mich als Beisitzerin vertreten. Respektiren Sie die ehrliche Frau, wie mich selbst!“

Damit stampfte er mit seinem dicken Stocke, der dem Maler nicht wenig auffiel, die Treppe hinab.

Mit ungewöhnlich vornehmer Miene öffnete Sabine, von der Klingel gerufen, das Vorhaus, befahl dem Maler, ihr zu folgen, setzte die Brille auf die Nase und sich auf den Präsidentenstuhl. Sie paßte noch schärfer auf als ihr Herr, und wollte sich das gegenseitige Anblicken der jungen Leute durchaus nicht gefallen lassen. Es kostete viel Mühe, die gestrenge Frau zur Genehmigung zu bewegen. Bei so scharfer Aufsicht fand Gustav keine Möglichkeit, sich Augusten auf irgend eine Weise zu nahen. Er ward von der Präsidentin beschieden, sich über acht Tage wieder einzustellen.

Als er in den Abendstunden desselben Tages nach seiner Wohnung ging, sah er den Rechnungsrath, nach vorsichtiger Umsicht, ob ihn etwa ein Vorgesetzter bemerke, in ein nahe gelegenes Weinhaus schlüpfen. Gustav ging ihm leise nach, ohne selbst recht zu wissen, warum. Der Rechnungsrath trat in die Weinstube; hinter ihm Gustav. Jener rief nach seiner Gewohnheit: „Küper, hier ist mein Stock; verwahr' ihn gut!“ Der Bursch trug das anvertraute Gut in ein Nebengemach, wohin ihm Gustav hinter Nullmanns Rücken folgte.

„Erlauben Sie mir doch,“ sprach er, „den wunderbaren

Stock, dergleichen ich noch keinen gesehen habe, ein wenig zu betrachten.“ — „Recht gern!“ sagte der Aufwärter, und ging nach dem Keller, um den Rath mit Wein zu versorgen.

Indessen besah Gustav den Stock von oben bis unten. Der messingene Fuß mit eisernem Stachel ließ sich leicht abdrehen. Das leitete den jungen Mann auf den wunderlichen Gedanken: daß ihm der dickleibige Stock zu einem geheimen Briefwechsel mit Augusten behülflich seyn könne.

Indem er den flüchtigen Einfall noch weiter ausbilden wollte, kam der Küper zurück. „Sagen Sie mir doch,“ begann Gustav, „besucht der Herr Rechnungsrath, den ich halb und halb zu kennen die Ehre habe, dieses Haus öfter?“ — „Jeden Abend, mein Herr!“ — „Und gibt ihnen seinen Stock immer in Verwahrung?“ — „Ja, darauf könnt' ich wetten.“ — „Hätten Sie wohl Lust, auf eine leichte Art zwei Louisd'or zu gewinnen?“ — „Warum nicht? Meine Stelle ist so wenig einträglich, daß mir jeder Nebenverdienst willkommen seyn muß.“ — „Gut! wir wollen eines der nächsten Abende die Sache weiter besprechen.“ —

Er kam erst nach sechs Tagen wieder und bat den Küper, daß er ihm erlaube, den seltsamen Stock (der sich eben in des Burschen Gewahrsam wieder befand) auf eine halbe Stunde in seine nahe Wohnung mitzunehmen, wo er ihn einem Freunde, der den stadtkundigen Stock zu sehen wünsche, zum Scherz zeigen wolle. „Nein, dazu kann ich mich nicht verstehen,“ sagte der Stabhüter. „Wenn der Herr Rechnungsrath fortgehen wollte und sein Stock wäre mit Ihnen spazieren gegangen, so käm' ich ins Teufels Küche.“ — „Sorgen Sie nicht! Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich in einer halben Stunde unausbleiblich zurück komme

und lege zu Ihrer vollkommenen Sicherheit sechs Louisd'or zum Unterpfande hier nieder. Diese sind verfallen, wenn ich nur eine Minute über die bedungene Zeit ausbleibe. — Bring' ich aber den Stock pünktlich und unversehrt zurück, so empfangen Sie für die mir zugestandene Erlaubniß von dem Pfandgelde zwei Louisd'or."

Diesen Vorschlag ließ sich der Küper gefallen, und Gustav eilte durch die Hinterthür, die ihm den Weg durch die Weinstube ersparte, in seine Wohnung.

Hier lag schon ein Hohlbohrer bereit. Damit höhlte er das Fußende des Stocks einen halben Finger lang vorsichtig aus, daß man einen zusammen gerollten Zettel von feinem Papier bequem hineinlegen konnte. — So gab er den Stock zu rechter Zeit zurück, und der Küper, der keine Beschädigung daran wahrnahm, steckte die dabei gewonnenen zwei Goldstücke vergnügt in die Tasche.

Der folgende Tag war bestimmt, daß der Maler seine Arbeit an Augustens Bildnisse fortsetzen sollte. Er vermuthete, daß Sabine abermals den Vorsitz dabei haben würde. Es lag ihm daran, sie eine Minute lang von ihrem Posten hinweg zu bringen; er befahl deßhalb, als er von Hause wegging, seinem Jockei, daß er nach Verlauf einer Stunde an der Wohnung des Rechnungsrathes die Klingel stark ziehen und, nach erfolgter Oeffnung des Vorhauses, bitten solle, seinen Herrn herauszurufen.

Der Knabe zog die Glocke so stürmisch, als brenne das Haus. Sabine fuhr auf: „Welcher Flegel reißt so an der Glocke? — Gerade, weil er so lärmt, mach' ich nicht auf." — Sie setzte sich wieder. Aber bald tönte die Glocke noch stärker. „Potz Hagel! der Bengel will's erzwingen; ich thu' ihm aber seinen Willen durchaus nicht." — „Es könnte wohl aber auch mein Vater seyn, der vielleicht et=

was vergessen hat;“ sagte Auguste, die es dem jungen Maler abmerkte, daß er Sabinen gern aus dem Zimmer entfernt hätte.

„Toll genug! Da muß ich doch hinaus!“ sprach die Alte und wackelte fort. „Malen Sie indessen recht fleißig, junger Herr! Ich bin, wie man eine Hand umkehrt, wieder hier.“

Sobald sie hinaus war und Gustav sie von der Thür hinwegschlarfen hörte, sprang er auf, drückte Augusten ein Briefchen in die Hand und flüsterte zugleich: „Theuerste, verbergen Sie das Blättchen geschwind, und lesen Sie es, wenn Sie allein sind!“ — Ueberrascht nahm sie das Briefchen an und verbarg es. Gustav zog sich schnell an seinen Ort zurück, und kaum saß er, als Sabine herein trat und sagte: „Ihr kleiner Bedienter, Herr Wendelin, war der große Flegel, der so toll an der Glocke riß. Er wartet draußen und will Sie sprechen.“

Gustav ging hinaus und fertigte den Burschen ab.

Das heimliche Briefchen enthielt eine zärtliche Liebeserklärung. Der Erzähler hat sie nicht gelesen; und da er die schönen Jahre, in welchen man Liebesbriefe zu schreiben pflegt, weit hinter sich hat, so findet er sich auch nicht mehr geschickt, ein solches Süßbriefchen zu dichten, und kann folglich diese Geschichtslücke nicht ausfüllen. Nur so viel erfuhr er, daß Gustav, nach den feurigsten Ergießungen seines flammenden Herzens, die Zubereitung des väterlichen Stabes zu einer täglichen Briefpost Augusten bekannt machte, und sie ersuchte, die Anstalt einzuweihen, ihn noch heute mit einer freundlichen Antwort zu beglücken und sie in die Höhlung des Stabes zu legen, wo er sie im Weinhause finden, heimlich heraus langen und sogleich auf demselben Wege wieder beantworten werde.

Gustav lauerte des Abends schon zeitig im Schilderhause des Küpers neben der Weinstube auf die Ankunft seiner neuen Post. Sie kam, ward dem Küper wie gewöhnlich übergeben, und dieser zugleich nach Wein versandt. Schnell zog Gustav dem Stocke seinen messingenen Stiefel ab, und fand hinter demselben zu seiner größten Freude ein Brieflein von Augusten. Das gute Kind schalt Anfangs ein wenig über die Verletzung des väterlichen Eigenthums; doch folgten dem sanften Verweise die freundlichsten und herzlichsten Worte, wie sie der verliebte Knabe kaum erwartet hatte. Als er das Blättchen mit Entzücken gelesen und den unterschriebenen Namen beinahe mit Küssen verschlungen hatte, lief er in seine Wohnung und ergoß sein zärtliches und dankbares Herz auf ein Blättchen Seidenpapier. Er bat am Schluß um tägliche Fortsetzung des so glücklich angefangenen Briefwechsels. Mit diesem Blatte eilte er ins Weinhaus zurück, schob es in den Stock, bat den Küper dringend um Verschwiegenheit und schenkte ihm einen blanken Thaler, mit der Zusicherung, daß er ein gleiches Geschenk täglich beim Postenwechsel empfangen solle. Damit war der geldhungrige Bursch sehr zufrieden.

Die Schnellpost der Liebe kam täglich Abends um sieben Uhr im Weinhause an, und ging um neun, höchstens halb zehn Uhr wieder ab. Acht Wochen lang wurden mit derselben die glühendsten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue, und am Ende sogar Verlobungsringe hin und her gesandt. Indessen war Augustens Bildniß schon in der ersten Woche des Postenlaufs fertig. Es gefiel Allen, die es sahen; selbst Augustens Vater lächelte beifällig.

Die Absendung des Bildes nach Gustavs Vaterstadt hatte keine Eile; er konnte es noch vorher bei der jährli-

chen Gemälde-Ausstellung, die eben ihren Anfang genommen, öffentlich zeigen. Das that er mit dem besten Erfolg. Die anziehende Schönheit des mit Fleiß und Liebe gemalten herrlichen Kopfes, der einem Madonnenbilde glich, ward allgemein bewundert, und der Künstler bekam von allen Seiten Bestellungen, die er meistens ablehnte, um seine Zeit, die er zu Studien berühmter Meisterwerke anwenden wollte, nicht von der Bildnißmalerei ganz aufzehren zu lassen. Er ward auch nach Hofe berufen, und erhielt dort den Auftrag, zwei junge Prinzessinnen zu malen. Die Bildnisse gelangen zur Zufriedenheit und Freude des ganzen Hofes so trefflich, daß ihn der Fürst, nach reichlichem Ehrensolde, noch aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten. Er bat um den Titel eines Hofmalers, mit der bescheidenen Erklärung: daß er sich zwar dieser Ehre nicht würdig achte, aber sie darum wünsche, weil sie seine vorhabende Verbindung mit der Tochter eines angesehenen Mannes erleichtern würde.

Bald nachher nahm die bisher mit dem besten Glück fortgegangene Stabpost ein trauriges Ende. Gustav hatte von seiner Verlobten ein höchst angenehmes Briefchen empfangen. Die Antwort ließ sich nicht kurz fassen, und so geschah es, daß er damit später als gewöhnlich ins Weinhaus kam, um sie der zurückgehenden Post zu übergeben.

Der Küper hatte bemerkt, daß der Rechnungsrath sein Viertelfläschchen, das er sich täglich zukommen ließ, beinahe geleert hatte; und da er dann immer ohne Verzug aufstand, ins Kabinet, wo sich der Küper gewöhnlich aufhielt, rasch eintrat und seinen Stock verlangte: so besorgte Jener, daß er den jungen Maler, der sich von ihm nicht sehen lassen wollte, erblicken und Argwohn schöpfen könnte Darum bat er den Künstler, schnell wegzugehen und sich dar-

auf zu verlassen, daß sein Briefchen treu und sicher in die Stabhöhle gebracht werden würde.

Gustav eilte fort; der Küper nahm den Stock und legte das Briefchen hinein; indem er aber nach der messingenen Schlußkappe griff, um sie darauf zu setzen, trat der Rechnungsrath, den ein politischer Streit in der Weinstube etwas verdrießlich gemacht hatte, hastig ins Nebengemach und rief: „Heh, Patron! was macht Er da?“ — Der Küper ließ vor Schrecken den Stock aus der Hand fallen. Der Rechnungsrath hob ihn auf, besah ihn, und brummte wie ein Bär beim Anblick der eingebohrten Höhle und des darin liegenden Blättchens. Er zog es heraus und las es mit funkelnden Augen. „Verdammter Kerl!“ schrie er und rannte mit erhobenem Stock auf den Küper zu. „Er hat meinen Stock gut bewacht! Ich sehe da mit Erstaunen, daß er ihn hohl bohren und Liebesbriefe an meine Tochter hineinpracticiren ließ. Das soll er nicht umsonst gethan haben!“ — Damit schlug er aus allen Kräften auf den Burschen los; aber der Stock, der den armen Teufel nicht zu hart strafen wollte, trennte sich schon beim dritten Schlage von seinem hohlen Knopfe, den der Zuchtmeister in der Hand behielt.

Ein Zettel ragte daraus hervor. „Aha! wohl ein zweiter Liebesbrief!“ sagte Nullmann, und ging damit ans Licht. „Was ist das?“ sprach er für sich: „Die Hand meines seligen Vaters!“ Er las den Zettel, und frohes Erstaunen malte sich in seinen Zügen. Schnell fuhr er mit dem Blatt in die Rocktasche, schob es aber so leicht und flüchtig hinein, daß er es im raschen Fortgehen an der Thürschwelle wieder verlor. Nach seinem Abgange hob es der Geschlagene auf und las es mit stiller Ver-

wunderung, daß Herr Nullmann das wichtige Papier nicht vorsichtiger aufbewahrt hatte.

Bald darauf ward der Küper in die Weinstube gerufen. Man fragte ihn, was für Händel es draußen gegeben habe. Der junge Mensch, über die erlittene Mißhandlung höchlich erbittert, erzählte ohne Rückhalt den ganzen Verlauf, den wir kennen, und verschwieg am Ende auch nicht, daß ein aus dem Stockknopf hervorgekommener Zettel dem Rechnungsrath einen vergrabenen Schatz entdeckt und er dieses erfreuliche Blatt im hastigen Enteilen aus der Tasche verloren habe.

Zwanzig Hände griffen begierig nach dem Papiere, das er in der Hand hielt. Einer der Gäste erbot sich, um die ganze Gesellschaft zugleich zu befriedigen, es laut abzulesen, und er las:

„Notandum!

„Mein Gedächtniß ist ein Sieb — ich muß alles, was „nicht durchfallen soll, mit Feder und Tinte befestigen. „Darum zeichne ich hier auf, daß ich wegen der bisherigen trübseligen Kriegsläufte und dabei häufig vorfallenden Plünderungen meine ganze bewegliche Habschaft „zu Gelde gemacht, die gelösete, beiläufig zwanzigtausend Reichsthaler betragende Summe, in Gold und „Staatspapieren, in ein eisernes Kästlein verschlossen „und solches in meinem Garten vergraben habe. Es „liegt unter dem großen Birnbaume, sechs Schritte von „der hintern Gartenthür, die nach dem Entengäßlein „hinaus geht. — Diese Nachricht verberge ich, damit sie „nicht in untreue Hände komme, in den Knopf meines „dicken Stockes, den ich mir, anstatt des verkauften spanischen Rohres mit goldenem Kopf, habe fertigen „lassen, und der so schlechten und ungeschickten Ansehens

„ist, daß wohl keinen Schnapphahn darnach gelüsten „wird. — Gott gebe, daß Alles glücklich ausschlage „und das vergrabene Schatzkästlein, nach glücklich eingetretenem Frieden, unverletzt wieder in meiner oder meines liebwerthesten Sohnes Hände komme!“

„Ambrosius Nullmann,
Hochfürstl. Commerzienrath.“

Während der Vorlesung erhob sich aus einem fernen dunklen Winkel eine hagere, verkümmerte, dürftig bekleidete Gestalt, trat näher, horchte und schlich dann aus der Weinstube fort.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte man.

„Ein Vagabund und wahrscheinlich ein Bettler,“ sagte der Küper. „Dafür seh ich ihn an, weil er das Glas Wein, das er jeden Abend hier trinkt, immer mit der kleinsten Scheidemünze, bisweilen sogar mit Kupferdreiern bezahlt. Er gibt sich für einen natürlichen Sohn des Herrn Rechnungsrathes Nullmann aus, der ihn nur bis in sein vierzehntes Lebensjahr nothdürftig ernährt und dann seine Hand ganz von ihm abgezogen habe.“

„Es ist schlimm, daß der liederliche Mensch den Ort erfuhr, wo der Schatz vergraben liegt,“ sagte ein Gast. „Seine Armuth kann ihn verleiten, sich des Kästchens noch in dieser Nacht zu bemächtigen.“

„So schnell gelingt ihm das nicht,“ sagte der Küper. „Er ist hier in der Stadt nicht bekannt und weiß in der Dunkelheit den Garten nicht zu finden. Ich werde morgen so früh als möglich dem Herrn Rechnungsrath den verlorenen Zettel wieder überliefern. Haben Sie nur die Güte, meine Herren, niemand zu sagen, daß ich Sie von der Sache in Kenntniß gesetzt habe.“

Das ward ihm versprochen, und die Gäste gingen heim.

Morgens um sechs Uhr war der Küper schon bei dem jungen Maler, unterrichtete ihn von allen Vorgängen des vorigen Abends und überreichte ihm den Zettel, der die Kunde des Schatzes enthielt. Gustav war bestürzt, daß Augustens Vater den geheimen Briefwechsel entdeckt hatte, beruhigte sich aber bald, siegelte den ihm übergebenen Zettel ein und sandte ihn dem Rechnungsrath durch die Stadtpost ins Haus. Daß dessen natürlicher Sohn genaue Kenntniß von dem Schatze erhalten, fand der Maler sehr bedenklich, weil sich eine unbefugte Schatzhebung von dem brodlosen Vagabunden allerdings erwarten ließ. Dieser zuvorzukommen, hielt er für Pflicht.

Er ging zum Polizeidirector, trug ihm die Sache vor, und es wurden zwei Polizeisoldaten beordert, sich am Abend mit ihm an der Hinterthür des Nullmann'schen Gartens aufzustellen und jede verdächtige Person, die ein- oder ausgehe, zu verhaften.

Abends in der zehnten Stunde kam er mit seinen bewaffneten Begleitern an der Gartenthür an. Sie war geöffnet und nur angelehnt. Im Garten ward gegraben und geschaufelt. Ungewiß, ob der Rechnungsrath oder ein Fremder so arbeite, hielten sie sich still. Endlich sahen sie jemand mit einer Laterne den Garten entlang kommen, und sogleich entstand das dumpfe Geräusch eines Kampfes, das sich aber nach einigen Minuten wieder verlor. Die Soldaten öffneten jetzt die Thür, um zu sehen, ob vielleicht gar ein Mord geschehen sey. Da kamen ihnen zwei Kerl entgegen, die ein Kästchen trugen und damit entwischen wollten. Es war Nullmanns natürlicher Sohn, und sein Gehülfe ein berüchtigter Gauner. Man bemächtigte sich ihrer und nahm ihnen die Beute ab. Im Garten fand man den Rechnungsrath mit gebundenen Händen und Füßen

und einen Knebel im Munde. Gustav befreite ihn von seinen Banden und übergab ihm das Kästchen. „Haben Sie Dank, mein junger Freund!“ sprach er gerührt. „Sie waren mein Retter! — Besuchen Sie mich morgen früh in meiner Wohnung und erklären mir freimüthig, welche Belohnung ihnen die angenehmste seyn würde.“

Gustav ging hin, fand ein nettes Frühstück und ward von Augusten mit freundlicher Schüchternheit bedient. Auch er hatte in Gegenwart des Vaters keinen Muth, traulich mit ihr zu sprechen. Der alte Herr war aber sehr heiter und zum Scherzen aufgelegt. „Meine alte Sabine,“ hob er an, „sprach einmal, als ich ihr wegen ihrer Aengstlichkeit über eine gemalte Brieftaube einen Verweis gab, den bösen Wunsch aus, daß ich einst die Liebesbriefe an meine Tochter selbst tragen müßte! — Nun, wahrlich, dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen! Ich könnte darüber ein billiges Donnerwetterchen losbrechen lassen; ich will aber die Wolken, die sich in meinem Kopfe sammeln, zerstreuen und die heitre Luft des heutigen Tages nicht trüben. Meine Tochter hat mir Ihre Briefe, Herr Wendelin, vollständig ausgeliefert, und ich habe Sie daraus als einen verständigen und gutdenkenden Mann kennen gelernt. Ich würde daher aus Dankbarkeit Ihrer geheimen Verlobung mit Augusten meine väterliche Zustimmung ertheilen, wenn nur Gott wollte, daß Sie Ihrem werthen Namen irgend ein Titelchen beifügen könnten.“

„Würde wohl ein Hofmaler Ihnen genügen?“ fragte Gustav.

„O ja! das Wörtchen Hof klingt mir sehr lieblich.“

„Nun, so habe ich die Ehre, Ihnen meine Ernennung zum Hofmaler zu melden und das darüber empfangene,

von Sr. Durchlaucht eigenhändig unterzeichnete Patent zur Ansicht vorzulegen."

„Ist's möglich?" rief der Rechnungsrath, entfaltete das Pergament mit heiliger Ehrfurcht, las es halblaut ab und nur die Worte: „haben den geschickten Künstler, Gustav Wendelin, zu Unserm Hofmaler in Gnaden ernannt" sprach er mit voller Stimme und im feierlichsten Tone. Den Namen des Fürsten drückte er an die Lippen, gab das Patent mit Glückwunsch und Verbeugung zurück und sagte: „Ein Mann, den mein gnädigster Herr solcher Ehre und Gnade würdiget, ist auch mir lieb und werth." — Damit fügte er die Hände der Liebenden zusammen und segnete ihre Verbindung. Sie umarmten ihn freudig und dankbar.

Der dicke Stock, dessen Postgeschäfte stadt- und landkündig geworden, und den jedermann deshalb kennen zu lernen wünschte, ward in Ruhestand gesetzt und öffentlich nicht mehr gesehen.

VII.

Das Mißverständniß.

Der Bischof Bonifacius sah nach der Uhr, sprang auf und rief seinem Diener: „Geschwind, Joseph, kleide mich an! Es ist hohe Zeit, daß ich Amt halte."

Joseph eilte nach der Gewandkammer und brachte den Priesterrock, nebst allem Zubehör, worunter sich ein Paar Beinkleider von schwarzem Sammt befanden. Man schüttle nicht voreilig den Kopf über deren Erwähnung. Sie spielen in unserm Geschichtchen eine bedeutende Rolle; aber mit Anstand. Ueberdem ist es eitel Ziererei und sogar ein Kennzeichen von unreiner Einbildungskraft, wenn jemand sich anstellt, als ob dieses unschuldige Kleidungsstück in ehrbarer Gesellschaft nicht genannt werden dürfe. Dem Reinen ist alles rein. —

Als Bonifacius hineinsteigen wollte, bemerkte er an denselben eine aufgerissene Naht. „Ein Paar andere her!" sprach er: ‚Und diese trag' zu Agath, mit dem Bedeuten, sie säuberlich auszubessern."

Agath hieß der Leibschneider des hochwürdigsten Herrn. Aber Joseph, der erst einige Tage zuvor in bischöfliche Dienste getreten und in der Residenz seines Gebieters ein

Fremdling war, kannte den ehrlichen Kleidermacher nicht, und hatte noch gar nichts von ihm gehört. Er wußte hingegen, daß ein Nonnenkloster, welches unweit der bischöflichen Burg lag, den Namen der heiligen Agathe führte. Das fiel ihm sogleich ein; und da er eben kein verschlagener Kopf war, so glaubte er in argloser Einfalt: der Bischof sey gewohnt, die Schäden seiner Kleidungsstücke von den geistlichen Schwestern heilen zu lassen. Er schlug also die Beinkleider in ein Tuch, ging damit ins Kloster, und verlangte die Aebtissin zu sprechen.

Die ehrwürdige Matrone, die irgend einer wichtigen Botschaft in Amtsgeschäften gewärtig war, begab sich sofort ins Sprachzimmer und ließ den Gesandten vor sich kommen. Er trat herein, machte seinen Kratzfuß und sagte: „Der Herr Bischof läßt Euch schön grüßen, und schickt Euch da einen Patienten, den Ihr in die Kur nehmen sollt.“ — Damit enthüllte er die Beinkleider, legte sie der Aebtissin in die staunend erhobenen Hände, und lief, weil er eben noch andere dringende Verrichtungen hatte, schnell wieder fort, ehe sie vor Bestürzung ein Wort aufbringen konnte.

Sie warf die Unterkleider (wie man in der anständigsten Sprechart sagt) mit Abscheu auf einen Stuhl und sprach zu sich selbst: „Welch unerhörtes, schamloses Ansinnen! Der Bischof muß wahnwitzig geworden seyn; oder es erging ihm heute wie dem heiligen Augustinus, der in seinen Bekenntnissen vertraulich zu Gott sagt: Trunkenheit ist zwar fern von mir, aber ein Räuschchen beschlich zuweilen deinen Knecht*.“ — „Allein wäre das auch der Fall,“ fuhr sie fort, „so hat sich doch der heilige Mann gewiß niemals einen so unanständigen Weinscherz erlaubt,

* Ebrietas quidem longe est a me, crapula autem nonnunquam subrepit servo tuo. Confess. c. 31.

wie unser Herr Bischof, der in seinen alten Tagen noch sehr muthwillig ist.“

Nach diesem Selbstgespräche zog sie in Ueberlegung, was bei dem wunderlichen Vorfalle zu thun sey. In der ersten Hitze schoß ihr der wilde Gedanke durch den Kopf: die schuldlosen Unterkleider mit der Ofengabel anzufassen und ins Feuer zu werfen. Aber voraussehend, daß der Bischof dieses hochnothpeinliche Verfahren übel vermerken werde, stand sie von ihrem Vorhaben sofort wieder ab und faßte den mildern Entschluß: die Klosterfrauen zu versammeln, ihnen das Ereigniß vorzutragen, und ihre Meinung darüber zu hören.

Mit den gewöhnlichen Glockenschlägen zusammen gerufen, erschienen die Nonnen und schlossen einen Kreis um ihre Oberin, die das corpus delicti mit einem Tuche bedeckt hatte. „Der Bischof Bonifacius,“ begann sie, „hat uns einen großen Schimpf angethan, indem er uns ein Kleidungsstück, dessen Namen eine züchtige Klosterfrau nicht in den Mund, geschweige denn es selbst in die Hand nimmt, zugesandt hat, damit wir eine daran vorhandene Beschädigung, ausbessern sollen.“ — Mit diesen Worten zog sie das Tuch von der Bescherung hinweg. Die Nonnen stießen alle zugleich einen Schrei des Entsetzens aus und liefen davon.

Die Aebtissin rief mit lauter Stimme die Fliehenden zurück, indem sie ihnen zugleich die Versicherung gab, daß sie das schwarze Ungeheuer wieder verhüllt habe. Gehorsam kehrten sie um, hielten die Hand vor die Augen, sahen jedoch, um nicht im Gehen zu fallen, durch die Finger, und stellten sich wieder an ihren vorigen Platz. Nun ward Rath gepflogen, wie man sich bei dem seltsamen Verlangen des Bischofs benehmen wolle. Die Mehrzahl der Stimmen,

mit Einschluß der Aebtissin, fand es zwar räthlich: den Bischof gegen das Kloster nicht zu erzürnen; aber jede, die dieses Gutachten aussprach, erklärte zugleich, daß sie sich um keinen Preis entschließen würde, ihm durch Ausbesserung seines schadhaften Eigenthums gefällig zu seyn. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen kam die Aebtissin auf den Einfall: einer jungen Novize, Namens Antonie, die man, weil sie noch in der Mitte ihres Probejahrs stand, nicht zur Berathung gezogen hatte, das Geschäft anzutragen.

Antonie war die Tochter eines reichen Mannes, der ein großes bischöfliches Gut in Pacht hatte. Sie liebte einen guten Jüngling; doch leider war er arm, und ihr strenger Vater bestand unerbittlich auf seinem Kopfe, ihr seine Einwilligung zur Heirath mit einem Bettler, wie er sich ausdrückte, zu versagen. Da er sie überdieß, wegen der ihm mißfälligen Liebschaft, hart behandelte und ihr einen unleidlichen Menschen, der auf seine Geldsäcke pochte, zum Gatten aufdringen wollte, so entwich sie heimlich und warf sich in des Klosters schützende Arme.

Aber mit einem Fuße stand sie noch in der Welt, und hatte große Lust, auch den andern wieder hineinzusetzen, wenn etwa noch, während ihres Probejahres, ein günstiger Zufall ins Mittel trete, den Starrsinn ihres Vaters zu beugen. Ein so glückliches Ungefähr schien es ihr, als sie vor die Aebtissin gefodert und gefragt wurde: ob sie sich, da sie noch eine halb weltliche Person sey, der von dem Bischof begehrten, aber für vollendete Klosterfrauen unschicklichen Arbeit unterziehen wolle. Nach kurzem Bedenken sagte sie Ja. Welchen geheimen Anschlag ihr Köpfchen dabei schmiedete, das haben wir nicht zu untersuchen: denn Gedanken sind zollfrei.

Die Nonnen lachten und flüsterten einander spöttische Urtheile über Antonien zu, als sie ganz unbefangen die Beinkleider unter den Arm nahm und damit in ihre Zelle ging. Die Arbeit, welche das ganze Kloster in Aufruhr gesetzt hatte, war höchst unbedeutend und in fünf Minuten vollbracht. Aber die fleißige Näherin eilte nicht mit der Uebergabe, sondern zog ihr hinter dem Bette verborgenes Schreibezeug hervor, um während der Zeit, da des Bischofs Niederkleid (mit Luther zu reden) alle Besuche von ihr verscheuchte, ein Briefchen an ihren Anton zu Stande zu bringen. Sie schrieb mit fliegender Feder, und war eben am Schluß, als sich auf dem Gange vor ihrer Zelle der wohlbekannte schlarfende Schritt der alten Domina vernehmen ließ, und immer näher und näher schlappte. Himmel! sie kommt zu mir! dachte Antonie; und in der Angst nicht wissend, wo sie das Süßbriefchen (Billet doux) verstecken sollte, schob sie es in eine Tasche der Beinkleider, nahm diese wieder vor sich, als ob sie daran noch viel mit der Nadel zu schaffen hätte.

Die Aebtissin trat herein und fragte: „Bist du fertig, mein Kind?“

„Noch nicht ganz, hochwürdige Frau!“ sagte Antonie zitternd.

„Ei, du Faulenzerin!“ rief die Domina, und beugte sich, mit der Brille vor den Augen, auf die Sammthosen hinab. Als sie nun die offen gewesene Naht wieder geschlossen fand, sagte sie lachend: „Du hast wohl im Schlafe genäht, daß du's nicht weißt? Es ist ja gethan, was zu thun war.“

„Die Hauptsache wohl;“ versetzte das erschrockene Mädchen: „es gibt aber noch einige lockere Knöpfe.“

„Wir sind nicht berufen, diese zu befestigen,“ sprach die Aebtissin. „Wer gar zu dienstfertig ist, dem wird immer

mehr aufgebürdet. Sähe der Bischof, daß wir mit Lust und Liebe gearbeitet hätten, so wär' er im Stande, uns seine ganze alte Garderobe zum Ausbessern über den Hals zu schicken."

Mit diesen Worten nahm sie die Unterkleider dem Mädchen vom Schooße, und fuhr damit unter ihren Hausmantel, um sie in ihr Wohngemach zu tragen. Antonie, die ihr Liebesbriefchen nicht entführen und in unrechte Hände kommen lassen wollte, griff wieder nach dem sammtenen Couvert desselben und sagte: „Erlaubt mir, hochwürdige Frau, daß ich Euch der Mühe überhebe. Ich folge auf dem Fuße nach." Durch dieses höfliche Anerbieten wollte sie sich Gelegenheit verschaffen, das Brieflein unterweges aus seinem Versteck zu ziehen und in ihrem Busen zu verbergen. Die Domina ließ sich aber das Bischofsgut nicht abhöfeln; und als Antonie, unter dem Scheine der Dienstfertigkeit, einige Gewalt brauchte, sagte die alte Dame in einem verdrießlichen Tone: „Ich befehle Dir, laß ab, damit Deine zudringliche Höflichkeit nicht in Unhöflichkeit ausarte."

Bestürzt und demüthig zog sich das arme Mädchen zurück, und die Domina ging mit der schwarzen Beute von dannen.

Am folgenden Tage feierte der Bischof sein Geburtsfest mit einem großen Gastmahle, wozu er Prälaten und Ritter eingeladen hatte. Es ward tüchtig gezecht; denn man saß an einer Bischofstafel, und die hohe Geistlichkeit schwelgte damals nicht wenig. Die Gesellschaft hatte sich eben beim Nachtisch auf die höchste Stufe der Fröhlichkeit hinaufgebechert, als Joseph, der kluge Diener, ein zierliches, mit Blumen gefülltes Körbchen überbrachte, das eben als Geburtstagsgeschenk für den hochwürdigsten Herrn von unbekannter Hand bei dem Thürsteher abgegeben worden war.

Lächelnd besah der Bischof des Körbchens zartes Geflecht, und rief aus: „Hätt' ich doch den Kardinalshut eben so sicher, als dieß Klosterarbeit ist! Seht, Ihr Herren, wie ich bei meinen geistlichen Nachbarinnen in gutem Andenken stehe! — Und das Körbchen ist schwer; es liegt gewiß noch eine erfreuliche Gabe unter der Blumenhülle verborgen."

Er kramte die Blumen heraus, und stieß bald auf einen festen Körper, der in feines, mit Nadeln zusammengestecktes Papier eingeschlagen war. Triumphirend zeigte er das Päckchen der Gesellschaft und foderte sie auf, den Inhalt zu errathen. Die Gäste überboten sich in schmeichelhaften Weissagungen. Jeder prophezeihte etwas Schöneres, als sein Vorgänger. Nachdem sie nun sämmtlich des Räthsels Lösung versucht hatten, riß der Bischof den papiernen Mantel ab, und — seine alten Beinkleider fielen ihm in die Hand.

Er erschrack, als hätte er eine Schlange unter Blumen gefunden, und das ungeheure Gelächter der Tafelrunde ließ ihn lange nicht dazu kommen, den hinter ihm stehenden und mitlachenden Dümmling über die Bewandtniß der Sache zur Rede zu stellen. Als er endlich mit angestrengter Stimme durchdringen konnte, ward das Mißverständniß mit wenigen Worten klar, und der lachende Chor fiel stärker ein, als vorher.

In der Frühe des nächsten Tages ließ sich der Bischof ankleiden, um ins Kloster zu fahren und die Dummheit seines Dieners bei der Vorsteherin zu entschuldigen. Er hatte die in Rede steh nden Unterkleider angezogen, weil er durch unverzüglichen Gebrauch derselben dem Kloster gewisser Maßen eine Ehre zu erzeigen glaubte. Als er reisefertig war und noch in eine Tasche derselben eine

Hand voll Geld stecken wollte, fand er den Platz schon mit einem zusammengebrochenen Blatte Papier besetzt. O, die leichtfertigen Nonnen! dachte er im ersten Augenblicke: Sie haben mir gewiß zum Scherz eine Schneiderrechnung gemacht! — Wie er aber das Blatt auseinander schlug, enthielt es folgenden Brief:

Herzliebster Anton!

Freue Dich, freue Dich! Ein Stern der Hoffnung geht uns auf, daß wir noch ein Paar werden, und dazu wird uns der Bischof Bonifacius, wenn er ein dankbares Gemüth hat, verhelfen: denn ich habe ihm in Züchten und Ehren einen Gefallen gethan. Nun höre, wie das zuging.

Heute Vormittags wurden die Nonnen plötzlich mit der sogenannten Capitelglocke zusammengeläutet. Ich wunderte mich, weil es etwas Ungewöhnliches war; da ich jedoch, dem Himmel sey Dank! noch nicht eingekleidet bin, so dachte ich: was geht's dich an? und blieb ruhig in meiner Klause. Aber nach einer halben Stunde ward auch ich gerufen. Die Aebtissin stand noch im Kreise der Nonnen, wie eine Gluckhenne in der Mitte ihrer Küchlein, und alle machten ein Gesicht, als wäre ihnen ein großes Leid widerfahren. Und was war's? — Der Bischof — der doch ein alter Spaßvogel seyn muß — hatte den närrischen Einfall gehabt, ein Paar Beinkleider, an welchen eine Naht aufgegangen war, ins Kloster zu schicken, damit sie von einer geistlichen Hand ausgebessert werden sollten. Da war nun Holland in Noth! Alt und Jung fürchtete sich davor, wie ein gebranntes Kind vor dem Feuer. Darum fragte die Domina mich: ob ich, als ein noch halbes Weltkind, die paar Stiche thun wollte. Ich sagte Ja, und dachte in meinem Herzen: der Bischof soll und muß Dir die Arbeit bezahlen.

Aber Geld mag ich nicht; das kannst Du wohl denken. Ich erwarte einen viel schönern Lohn. Der Bischof, den mein Vater wie einen Gott verehrt, soll bei ihm unser Fürsprecher werden und es durchsetzen, daß wir einander je eher je lieber heirathen können. Geh also zu Sr. Hochwürden und sag' ihm frank und frei, daß ich mir diese Gabe von ihm ausbitte. Ich habe sie redlich um ihn verdient: denn was würde sich der alte Herr geärgert haben, wenn ihm die Zieraffen, die Nonnen, sein Kleidungsstück unverbessert und mit einem schnöden Complimente zurückgesandt hätten. Ja, wahrlich! das wäre geschehen, wenn ich mich nicht aus gutem Herzen ins Mittel geschlagen hätte. Das alles stelle dem Bischof vor, und sag' ihm noch überdieß: er möge mir auch darum wieder aus dem Kloster heraus helfen, weil ich weltlich gesinntes Wesen darin nichts nütze sey. —

Zieh Deinen besten grünen Rock an, lieber Anton, wenn Du zum Bischof gehst, und versäume keinen Augenblick, das warme Eisen zu schmieden.

Treu bis in den Tod

Deine

Antonie.

Der Bischof lachte herzlich über diesen Brief und beschloß sogleich, des Mädchens Wunsch zu erfüllen. Er fuhr ins Kloster, entschuldigte das possirliche Mißverständniß bei der Aebtissin, und verlangte dann Antonien unter vier Augen zu sprechen.

Zagend und erröthend erschien sie. Bonifacius, der dem Frauengeschlechte nicht abhold war, fand sie schöner, als er sich vorgestellt hatte. Dadurch vollends bestochen, sprach er sehr freundlich mit ihr und bedankte sich für ihre Dienstfertigkeit. Daraus ward ihr klar, daß er ihren offenherzi-

gen und etwas muthwilligen Brief gelesen hatte. Ihr war nicht anders, als müßte sie vor Scham in die Erde sinken. Bonifacius gab ihr aber den Trost, daß er Scherz verstehe und kein ihn betreffendes Wort ihres Briefes übel genommen habe, damit stellte er ihr das Angstblatt wieder zu und erklärte zugleich: die Absendung an die Behörde sey nun nicht nöthig, indem er, ohne weiteres Gesuch, ihre Herzensangelegenheit bei ihrem Vater bestens besorgen werde. Mit dieser Zusicherung entließ er sie, und in den nächsten Tagen hielt er sein Wort.

Der Vater war Anfangs, als ihm Bonifacius die Sache vortrug, sehr verdrießlich, und hätte gern getobt und geflucht; aber seine Verehrung gegen den hohen Vermittler legte ihm Zaum und Gebiß an. Er gab den Vorstellungen, die ihm gethan wurden, ruhig Gehör: er gestand sogar, daß Anton ein braver Bursch und geschickter Jäger sey; kurz, er hatte nur das Einzige gegen ihn einzuwenden, daß er noch kein Brod habe. „Dafür will ich sorgen," sprach der Bischof. „Einer meiner Freunde hat eben einen ansehnlichen Forstdienst zu vergeben und wird mir ihn für Euren künftigen Eidam nicht versagen."

Vier Wochen darauf erhielt Anton die ihm ausgewirkte Bestallung als Förster, bezog seine freundliche Dienstwohnung, machte Hochzeit mit Antonien, und beide fühlten sich in ihrer Ehe so glücklich, daß sie noch oft, als sie schon Großeltern waren, sagten: „Nie hat wohl, so lange die Welt steht, eine geringfügige Dienstwilligkeit so schöne Zinsen getragen."

Der Bräutigam ohne Braut.

Erstes Kapitel.

Aller Dinge Anfang ist klein, und so erscheint hier zuerst ein Zwerg.

Die Zugbrücke vor dem Schlosse Runenstein schwebte noch über dem Graben, und drei große Kettenhunde, die vom Abend bis zum Morgen, als Nachtwächter, frei herumgingen, waren noch nicht an ihre Hütten gefesselt. Das zeigte gewöhnlich an, daß der Burgherr noch in den Federn lag. Doch dießmal irrte man sich. Er saß schon seit einigen Stunden in seinem Kabinete und beschäftigte sich mit der beschwerlichen Ausarbeitung eines wichtigen Briefes, wobei er jedes Wort auf die Goldwage der Vorsicht legte. Es that ihm bei dieser Kopfanstrengung wohl, daß sich seine Diener und Dienerinnen, die sämmtlich ihn noch in den Armen des Schlafes vermutheten, blos auf den Zehen durchs Schloß bewegten und keine Thür knarren ließen. Er liebte, mit der Feder in der Hand, die höchste Stille, und gebot sogar um sich her Ruhe, wenn er nur seinen Namen zu schreiben hatte. Das einzige Mitglied seines Hofstaats, das sich bei dergleichen Gelegenheiten wenig Zwang anthat, war sein Kammerdiener Trill, ein dickköpfiger, doch übrigens nicht mißgestalteter Zwerg, der sich gegen viele kleinliche Anordnungen seines Herrn halsstarrig bezeigte, und dennoch, als eine Seltenheit, geduldet wurde.

Er wartete jetzt im Vorgemach auf den Ruf der herrschaftlichen Klingel und sang indessen:

Herrlich lebt sich's hier im Haine!
Seine meilenlangen Arme
Schützen vor der Thorheit Schwarme
Dieses alte Felsennest.
Hirsche, Reh' und wilde Schweine
Sind mir liebere Gesellen,
Als das Volk, das seine Schellen
In den Städten klingen läßt.

„Schweig, oder ich zerschlage dir deinen Poetenkasten!" rief Herr von Runenstein, der in einem anstoßenden Zimmer den Sänger behorcht hatte, und plötzlich, mit einem dreifach versiegelten Briefe in der Hand, heraustrat.

Trill, nicht gewohnt, sich vor seinem Herrn zu fürchten, fragte keck, warum er so hart angelassen werde.

„Darum, weil es eine gefährliche Unbesonnenheit ist, irgend ein Glück, das man besitzt, an die große Glocke zu schlagen. Der Neid erwacht, die Arglist trachtet nach Beute — kurz, man ist dann am längsten glücklich gewesen."

„Beruhigen sich Ew. Gnaden!" versetzte der Zwerg mit Hohnlächeln. „Ich sang zwischen tauben Wänden, und hätt' ich auch mein Liedchen auf den Marktplätzen der Hauptstadt erschallen lassen, so würde ich allenfalls rechts und links Ohrfeigen bekommen, aber es fiele der dort seßhaften Narrenzunft gewiß nicht ein, ihre lustige Schlaraffenwelt zu verlassen und sich in unserm öden Walde anzusiedeln."

„Dem sey, wie ihm wolle!" sagte Herr von Runenstein. „Besser bewahrt, als beklagt! Das ist mein Grundsatz, und dagegen mucke man nicht!"

Er befahl nun dem Zwerge, sich zu stiefeln, weil er nach Bärenfels (wo Herr von Ellerbach, ein Vetter Runensteins, residirte) als reitender Eilbote abgehen solle. Trill zog ein finstres Gesicht. Ein Zwangritt von fünfzehn bis zwanzig Meilen machte ihm verdammt wenig Vergnügen. Er hatte zu Pferde das Unglück, immer und überall, wo sich auch sonst keine Spur eines Raubthiers zeigte, von Wölfen angefallen zu werden, die er mit Hirschtalg füttern mußte. Ueberdieß verwickelte ihn auf der Heerstraße sein Taschenformat oft in Händel. Die Folianten blieben stehen und lachten ihn aus. Das verdroß ihn und er schimpfte: denn kleine Töpfchen laufen leicht über. Jene fielen dann mit ihrer ganzen Schwere über ihn her und er kam mit einem blauen Rücken nach Hause. Alle diese Unbilden stellte er dem Herrn von Runenstein vor, um sich von der Reise loszumachen; allein es half nichts, er mußte seinen Kouriersornat anlegen, der in einer rothen, mit Gold besetzten Reitjacke, ungeheuer weiten Stiefeln, Handschuhen mit steifen Stülpen und einem Kaskett mit einem Federbusche bestand. Wer ihn so sah, konnte sich unmöglich des Lachens entwehren; nur Herr von Runenstein hielt in vollem Ernste dafür, daß sein Schnellläufel (eine altdeutsche Dolmetschung des Wortes Kourier) Anstands halber so gekleidet seyn müsse.

Unter der Zeit, als sich der Zwerg in seinem Kämmerlein, murrend und fluchend, sattelfertig machte, umschlug sein Herr den nach Bärenfels bestimmten Brief mit einem Dutzend Makulaturbogen, nähte ihn in Wachsleinwand, versiegelte das Packet nochmals und legte es säuberlich in eine große lederne, mit einem Schlosse versehene Tasche, wozu er seinem Vetter schon vor geraumer Zeit den Schlüssel zugeschickt hatte. Mit diesem Briefbehälter umgürtet

und weitläufig unterrichtet, wie er sich in Bärenfels zu verhalten habe, wurde Trill auf einen großen Gaul gehoben und ritt in Gesellschaft eines tüchtigen Stallknechts, der ihm wegen der feindlichen Folianten als Schirmvogt nnd Leibgardist beigesellt wurde, mit Peitschenknall von dannen.

Zweites Kapitel.

Jugendjahre und Eigenheiten des Herrn von Runenstein. — Lob der Häßlichkeit.

Die Gesandtschaft nach Bärenfels betraf eine Vermählung. Es läßt sich aber jetzt noch nicht bequem davon sprechen. Der Leser muß vorher mit einigen Hauptpersonen dieser Geschichte bekannt werden.

Herr Arbogast von Runenstein, ein etwas langsamer und unbehülflicher Mann von starkem Gliederbau, war ein gesunder und wohlerhaltener Fünfziger: betrachtete man aber seine altfränkischen Sitten, Gebräuche und Hausgeräthe, so schien er hundert Jahre älter zu seyn, oder gar noch aus der Ritterzeit herzustammen. Ein so hohes Alter drückte seine Burg. Sie war in den letzten Zeiten des Faust- und Kolbenrechts erbaut, und seine Ahnherren, die von Anbeginn darin hausten, hatten nichts daran verändert, sondern waren ihr nur in den äußersten Nothfällen mit Ausbesserungen zu Hülfe gekommen. Arbogast folgte ihrem Beispiele. Jeder Stein seines gothischen Stammhauses war ihm heilig. Auch die Eingeweide desselben entriß er mit möglichster Vorsicht dem Zahne der Zeit. Die Holzwürmer in den Thüren und Fenstern waren keinen Augenblick vor ihm sicher. Er mauerte sie gleichsam lebendig ein, indem er ihre Höhlen mit Wachs verstopfte. Noch

mehr Sorgen verursachten ihm die Tapeten von gemaltem und vergoldetem Leder, die seit einigen Menschenaltern des Schlosses Wände bekleideten, aber, dieses langen Dienstes überdrüssig, hie und da Miene machten, ihre Posten zu verlassen. Er wandte auf ihre Pflege so viele Kosten, daß er dafür Stellvertreter nach dem neuesten Geschmack haben konnte; doch jede gangbare Mode war ihm verhaßt. Er bediente sich noch eines der ungeheuern Riesenbetten, in welchen unsere Altväter mit Weib und Kind und Hunden und Katzen schliefen. Die Oefen in seinen Zimmern hatten die Größe kleiner Häuser; und wer seine Tische, die auf Elephantenbeinen ruhten, und seine Lehnstühle, worin sich zwei Dickbäuche gemächlich neben einander vertragen konnten, von der Stelle bewegen wollte, durfte wahrlich kein Schwächling seyn.

Alle seine Vorfahren hatten auf der Burg Runenstein das Licht der Welt erblickt, und auch dort, nach einem ruhigen Pflanzenleben, das Zeitliche gesegnet. Unbekanntschaft mit der Welt war die forterbende Eigenthümlichkeit dieser Familie. Nur Arbogast machte davon eine Ausnahme. Er verlor, als er zwei und zwanzig Jahre alt war, in einem kurzen Zeitraume Vater und Mutter. Diese plötzlichen Todesfälle verödeten ihm auf eine unerträgliche Weise sein Schloß. Ein nachbarlicher Freund, der sich in einem ähnlichen Falle durch Reisen aufgeheitert hatte, rieth ihm ein Gleiches zu thun, und malte ihm die Welt jenseit des Waldes mit den lieblichsten Farben. Arbogast gab nach zahllosen Bedenklichkeiten dem freundschaftlichen Rathe Gehör und verließ die engen Gränzen der Heimath, um Deutschlands merkwürdigste Provinzen zu bereisen. Aber wie sich ein junger Vogel, der aus dem Neste flattert, leicht fangen läßt: so erging's auch dem erfahrungslosen

Gelbschnabel in der nächsten großen Stadt, wo er sich einige Wochen aufhielt. Er gerieth in die Bekanntschaft einer reizenden Phryne, die dem Vogelleim glich, weil jeder, der sich ihr nahte, Federn lassen mußte. Auch unsern jungen Gimpel beraubte sie der goldnen Schwingen, die ihn noch hundert Meilen weiter tragen sollten. Er kehrte verdrießlich in den heimischen Wald zurück und that ein Gelübde, sich von nun an so wenig als seine Väter daraus zu entfernen.

Jenes unglückliche Abenteuer legte in seine Seele den ersten Keim der sonderbaren Vorsichtigkeit, durch die er sich in der Folge auszeichnete und mitunter lächerlich machte. Er beschloß vor allen Dingen, der Leimruthe weiblicher Schönheit aus dem Wege zu gehen, und sogar bei der Wahl einer Gattin, die er als wirthliche Gehülfin nicht entbehren konnte, diesen Grundsatz in Anwendung zu bringen. Ein Entschluß, der mehr Lob als Tadel verdient. Träten nur alle Männer, die von treulosen oder übermüthigen Schönen hintergangen und verächtlich behandelt wurden, in seine Fußstapfen! Dann käme manches gute Mädchen, das die Schuld der Natur durch Ehelosigkeit büßt, unter die Haube, und es gäbe sicher mehr gleichgestimmte und zufriedene Paare, als jetzt, da nur Schönheit — mit Ausnahme des magnetischen Goldes — die Schaaren der Freier an sich zieht, aber hinter dem Altare gern mit hohen Ansprüchen und schlimmen Launen hervortritt.

Schönheit gleichet oft dem bunten Schilde
Eines Gastwirths, der die Gäste schnellt:
Häßlichkeit oft einem Meisterbilde
Hohen Werthes, nur von Staub entstellt.

Schönheit baut das Gärtlein süßer Reize,
Doch des Geistes Feld liegt ungepflegt:
Statt daß Häßlichkeit mit klugem Geize
Frucht in des Verstandes Scheuern trägt.

Schönheit fordert Männerhuldigungen,
Wie der Sultan von den Bey's Tribut:
Häßlichkeit, hat sie den Sieg errungen,
Weiß von Stolz nichts und von Uebermuth *

Frei von diesen Untugenden war auch Alwina, eine unbemittelte Waise, die Arbogast zu seiner Gemahlin erkor. Pöbelspott nannte sie die Häßliche mit dem schönen Namen; aber tausendfach ersetzte ihre Herzensgüte den Mangel vergänglicher Reize. Sie machte ihren Gatten vollkommen glücklich und schenkte ihm einen wohlgebildeten Knaben. Die schönsten Mütter in einem weiten Umkreise hatten kein so niedliches Kind aufzuweisen.

* Entlehnt aus einem längern launigen Gedichte, dessen Verfasser, Georg Karl Alexander von Richter, im April 1806 zu Dresden starb. Die Freundschaft pflanzt hiermit eine Todtenblume auf sein frühes Grab.

Drittes Kapitel.

Die Familie von Ellerbach. — Der Einsiedler und der Weltmann. — Die Erbverbrüderung.

Um dieselbe Zeit, als Arbogast seine Braut heimführte, vermählte sich auch Herr von Ellerbach auf Bärenfels, der sonst in allen Stücken ein Gegenfüßler seines Vetters Runenstein war. Sie wichen in ihrer Denkart und Lebensweise himmelweit von einander ab; übrigens standen sie damals auf einem so freundschaftlichen Fuße, als es sich mit dem Herrn von Ellerbach stehen ließ. Er hatte schon in seinem zwölften Jahre als Edelknabe am Hofe gelebt, hatte seitdem den Verkehr mit der großen Welt ununterbrochen fortgesetzt, und sich in diesen Verhältnissen mehr Feinheit und Geschmeidigkeit, als der Einsiedler auf dem Schlosse Runenstein besitzen konnte, zu eigen gemacht; aber ein besserer Mann war er nicht. Die Schleifmühle des Hofes und der großen Welt hatte, bei Glättung seiner Außenseite, auch sein Inneres berührt, und einige zarte Bestandtheile der deutschen Redlichkeit davon weggeschliffen. Er kitzelte jedermanns Ohren mit den verbindlichsten Worten; doch hinter dem Rücken der Geschmeichelten machte er sie zum Ziele seiner Spöttereien, oder schmähte sie ernsthaft, wenn sie den Planen und Bestrebungen seiner Selbstsucht auf die unschuldigste Weise im Wege standen.

Arbogasts Heirath war ihm höchst unangenehm. Nach seinen Wünschen sollte sein Vetter, dessen nächster Verwandter er war, unvermählt bleiben und vom Schauplatz der Welt zeitig abtreten, um die Vermählung der Güter Runenstein und Bärenfels zu befördern. Diese heitere Aussicht verdunkelte Alwina, und Ellerbachs stechende Zunge nahm dafür Rache. Unermüdet witzelte er über Alwina's Reizlosigkeit; doch ihr gegenüber war er ihr feurigster Lobredner, ihr zärtlicher Freund. Er hatte bisher die Rolle eines Eheverächters gespielt, um seinen Vetter zur Nachahmung zu reizen; da aber diese List ihres Zwecks verfehlte und er der Familie Runenstein den einst möglichen Anfall des Gutes Bärenfels mißgönnte, so eilte auch er zum Traualtare, und führte eine junge Gräfin von vorzüglicher Schönheit dahin. Arbogast, den dieser Triumph demüthigen sollte, sah ihn mit Gleichgültigkeit an und empfand nicht den geringsten Neid darüber. Herr von Ellerbach war auch in der That nicht zu beneiden. Er hatte, um ein glänzendes Bündniß zu schließen, einen Mißgriff gethan, den er bald im Stillen bereute. Seine Gemahlin war eben so herrschsüchtig und zur Verschwendung geneigt, als die gute Arwina sanft und haushältig war.

Uebrigens ließ er die Hoffnung auf den künftigen Besitz des Gutes Runenstein noch nicht sinken. Arbogast und Alwina waren Sterbliche; sie konnten ja, wenn das Glück dem Herrn von Ellerbach wohlwollte, bald und schnell hinter einander zu Grabe getragen werden. Aber sie konnten freilich auch vorher ein Testament zum Vortheil fremder Personen errichten, und dem Herrn von Ellerbach, der nicht ihr Notherbe war, keine Hand voll Stroh hinterlassen. Er hatte nur dann etwas zu erwarten, wenn die Familie Runenstein ohne Vermächtniß ausstarb, oder ihn

aus freiem Willen zum Erben einsetzte. Um sich nun dessen zu versichern und in diesem Punkte so viel als möglich von den Launen des Zufalls unabhängig zu werden, entwarf er im neunten oder zehnten Monate nach seiner Vermählung einen Vertrag zwischen den Häusern Runenstein und Ellerbach. Die Hauptgegenstände desselben waren ewige Freundschaft und wechselseitige Erbfolge. Kurz, eine förmliche Erbverbrüderung. Diese trug er seinem Vetter an, als eben ihre Frauen innerhalb weniger Zwischentage Söhne geboren hatten. Der Zeitpunkt war schlau gewählt: denn die Wagschalen des Gewinns und Verlustes standen jetzt gleich.

Arbogast horchte bei Ellerbachs Antrage hoch auf, sagte weder Ja noch Nein, sondern verlangte drei Monate Bedenkzeit. Sie ward ihm zugestanden. Er holte von inn- und ausländischen Juristenfacultäten und Schöppenstühlen rechtliche Gutachten ein, und bat in seinen Sendschreiben dringend, ihm alle nur mögliche Vorsichtsregeln an die Hand zu geben. Das geschah. Er erhielt für schweres Geld einen ansehnlichen Schatz von Cautelen. Ellerbach ließ sich gefallen, daß diese juristische Blumenlese dem Erbvertrage einverleibt wurde, und Arbogast unterzeichnete nun ohne weiteres Bedenken seinen Namen.

Bald darauf litt das Gleichgewicht der erbverbrüderten Häuser einen gewaltigen Stoß. Freund Hain hob aus Ellerbachs Schale den kleinen Junker heraus, und Runensteins Schale sank dadurch vortheilhaft. Der kinderlose Vater vermaledeite jetzt den geschlossenen Vertrag, und grollte mit seinem Vetter nicht anders, als hätte dieser den Tod gerufen.

Viertes Kapitel.

Die rothe Hand. — Junker Ludolph und seine Wärterin. — Die leonischen Herrschaften.

Einige Monate später wünschte Alwina, die Messe einer berühmten, acht bis zehn Meilen weit entlegenen Handelsstadt zu besuchen. Ihr gelüstete nicht, in den anlockenden Kaufläden der französischen Modehändlerinnen große Summen zu vergeuden: sie überzuckerte im Gegentheil ihrem Gemahl den Vorschlag der Meßreise mit der Erklärung, daß sie keinen Thaler für Putz ausgeben, sondern blos häusliche Nothwendigkeiten, die auf jenem großen Marktplatze am besten zu haben wären, einkaufen wolle. Dennoch stieß Arbogast den so versüßten Reiseplan wie einen Wermuthsbecher von sich. Vergebens sang ihm Alwina eine lange Litanei von fehlenden Hauptbedürfnissen vor. Seine Gegenstrophe klang: man könne das Geschäft des Einkaufs durch Agenten besorgen lassen. Alwina schwieg, und schob ihren Einfall geduldig ins Fach vieler andern billigen Wünsche, die sich mit Runensteins übertriebener Vorsichtigkeit nicht vereinigen ließen.

Aber dießmal kam ein glücklicher Zufall der guten Frau zu Hülfe. Sie fand in einer Zeitung, die sie früher als ihr Gemahl las, angekündiget: daß während der bevorstehenden Messe eine ansehnliche Sammlung von Harnischen,

Panzerhemden, Bickelhauben, Lanzen und andern ritterlichen Waffen der Vorzeit öffentlich versteigert werden sollte. Eine wichtige Nachricht für den Herrn von Runenstein! Er besaß selbst eine kleine alterthümliche Rüstkammer und vermehrte sie bei jeder Gelegenheit. Alwina nahm daher Rothstift und zeichnete auf das Zeitungsblatt eine Hand, deren Zeigefinger auf die Ankündigung wies. So legte sie das Blatt auf Arbogasts Lesetisch, und entfernte sich stillschweigend mit der frohen Ahnung, daß es einen ersprießlichen Eindruck machen werde.

Nach einer halben Stunde trat er mit der Zeitung in ihr Zimmer. „Man entdeckt doch immer neue Geschicklichkeiten bei dir, Alwina!“ sprach er freundlich, und sah ihr scharf ins Gesicht. „Es war mir ganz fremd, daß du eine gute Zeichnerin bist!“

„Ich verstehe dich nicht, mein Lieber!“ antwortete sie.

„Aber ich verstehe, du Schälkin, daß deine rothe Hand, wie ein Wegweiser an der Landstraße, nach der Meßstadt hin zeigt!“

„Nun, wenn du so viel verstehst,“ sagte sie lachend, „so verstehst du doch wohl auch Scherz?“

„Ei wohl!“ sprach er. „Doch aus der Meßreise wird Ernst. Die Waffen-Auction zieht mich unwiderstehlich an. Welche Kleinode! Und sie werden mir vielleicht für ein Spottgeld zugeschlagen! Aber dieses Geschäft kann ich keinem unwissenden Menschen anvertrauen. Ich muß mit eigenen Kenneraugen prüfen, ob die ausgebotenen Alterthümer wirklich ächt sind.“

Alwina gab ihm vollkommen Recht. Er las die Ankündigung laut. Freude blitzte aus seinen Augen. „Ja, ja, wir müssen hin!“ rief er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Morgen, bei Anbruch des Tages, reisen wir ab!“

„Da kommen wir viel zu früh;“ sagte Alwina. „Die Auction wird erst in acht Tagen gehalten, und wir brauchen höchstens vier und zwanzig Stunden zur Reise.“

„Leichtsinnige Frau!“ fiel er fast verdrießlich ein. „Weißt du gewiß, daß wir in vier und zwanzig Stunden an Ort und Stelle gelangen? Können uns nicht Unfälle begegnen, die uns acht Tage lang unter Weges aufhalten? Ich ärgerte mich krank, wenn ich zu spät käme!“

Alwina gab ihm wieder Recht. Es war ihr nicht unlieb, daß die Meßferien so lange dauern sollten. Arbogast bat sie dringend, die Reiseanstalten in ihrem Geschäftskreise sofort zu beginnen. Er selbst hatte schon die Thür in der Hand, um sich von der Festigkeit aller Bestandtheile des Wagens zu überzeugen und die Hufeisen des Postzuges zu untersuchen. In diesem Momente erhob der Stammhalter Ludolph Wiprecht im Nebenzimmer ein heftiges Geschrei. „Himmel!“ rief der Vater: „wir bauen hier Luftschlösser, und gedenken des Kleinen nicht! Was fangen wir während der Reise mit ihm an?“

Die Mutter sagte: es würde das Beste seyn, den Knaben unter der Obhut seiner Amme im Schlosse zurückzulassen.

„Alwina! Alwina!“ sprach Arbogast, mit dem Finger drohend. „Du nimmst doch alles zu sehr auf die leichte Achsel! Wie kann dir einfallen, unser einziges Kind einige Wochen lang den Händen einer unbesonnenen Person anzuvertrauen?“

„Lieber Mann, versetzte Alwina, „du thust mir und Christinen zu viel! Ich kenne sie von Jugend an als ein gutes Mädchen.“

„Wer tadelt ihr Herz?“ entgegnete Arbogast. „Aber unbesonnen ist sie in einem hohen Grade. Das beweiset

schon der Fehltritt, der sie in den Stand setzte, Ludolphs Amme zu werden."

Es wurden über Christinen noch mehrere Worte gewechselt. Dieses fortgesetzte Gespräch wollen wir jedoch unterdrücken, weil oft Leute, die sich für sehr vornehm halten, ohne es zu seyn, großes Mißfallen äußern, wenn ihnen Menschen aus tiefern Klassen in Romanen oder Schauspielen vorgeführt werden. Mancher Plebejer, bei dem das Glück den Kammerdiener machte, und ihm, statt des angebornen groben Kittels, ein feines Kleid anzog, beurkundet dann und wann seine gegenwärtige Vornehmheit dadurch öffentlich, daß er Theaterstücke zu Boden pfeift und pocht, wenn darin Bauern oder Handwerker als Hauptpersonen auftreten und sich auf der Bühne mausig machen. Wegen solcher merkwürdigen Erfahrungen zittert die Feder, die dieß schreibt, bei dem unverschieblichen Bekenntnisse: daß Christine in vorliegender Geschichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielt. Es ist daher aus vielen Gründen eine dringende Nothwendigkeit, ihren frühern Lebenslauf mit wenigen Worten zu erzählen. Um uns aber gegen jene l e o n i s c h e n Herrschaften, die sich mit Hack und Mack nicht gern gemein machen, aufs möglichste gefällig zu bezeigen, wollen wir die Amme (ungeachtet sie eines Predigers Tochter war) von der feinern Welt entfernen, und sie ins Pesthaus eines besondern Kapitels bringen, damit alle, die von ihr nichts wissen wollen, mit abgewandtem Gesicht vorübergehen können.

Fünftes Kapitel.

Christinens Geschichte, die ein rühmliches Beispiel eines neidlosen Freundschaftsbundes zwischen Häßlichkeit und Schönheit aufstellt.

Alwina und Christine waren in Einem Dörfchen geboren und als Gespielinnen mit einander aufgewachsen. Der erstern Vater war Gutsherr und ein alter Edelmann, gehörte aber nicht unter die Zahl der Herrschaften, zu deren Nutzen und Frommen dieses Pesthaus errichtet ist. Er gestattete seiner Tochter einen freundschaftlichen Umgang mit der Tochter des Pfarrers. Die beiden Mädchen waren Ein Herz und Eine Seele und sahen sich täglich. Alwina war häßlich, Christine schön; doch jene liebte diese so neidlos, als wäre der Fall umgekehrt gewesen.

Des Pfarrers frühzeitiger Tod trennte die Freundinnen. Christine, die nun das geistliche Haus, worin sie geboren war, räumen mußte, wandte sich in eine kleine Stadt, wo sie von einer Tante aufgenommen wurde. Dort sah sie ein junger Edelmann, der sich bei einem benachbarten Forstmeister als Jagdstudent aufhielt. Sie sehen und lieben war bei dem feurigen Jüngling eins. Er fand Gelegenheit, mit ihr Bekanntschaft zu machen. Christine blieb nicht gleichgültig gegen ihn. Sie schworen sich ewige Liebe. Doch die Hoffnung, sich einst gesetzlich verbinden zu können,

dämmerte ihnen nur in dunkler Ferne. Leopold von Görnitz (so hieß der Liebende) war vielleicht der ärmste Junker im Lande, und es herrschte dort die leider! unsterbliche Gewohnheit, bei Ertheilung der landesfürstlichen Aemter und Dienste die reichen Bewerber allen andern vorzuziehen. Durch Nepotismus waren zwar auch vortreffliche Stellen zu gewinnen; aber was half das dem armen Leopold? Er hatte keine mächtigen Verwandten. Diese widrigen Umstände schlugen jedoch der Liebenden Muth nicht nieder. Ihre Herzen wuchsen immer fester in einander.

Indessen war auch Alwi'nas Vater gestorben, und ein halbes Jahr später ward sie Runensteins Braut. Sie erbat sich von ihm, ihre Jugendfreundin, als Gehülfin im Hauswesen, zu sich rufen zu dürfen. Arbogast bewilligte diesen Wunsch. Sie lud Christinen ein. Diese frohlockte im ersten Augenblicke über die nahe Vereinigung mit der geliebten Schwesterseele; doch in der nächsten Minute stieß ihr der Gedanke, daß sie sich durch Veränderung des Wohnorts von Leopold entferne, ein Schwert in die Brust. Die Magnetnadel ihres Herzens zitterte zwischen Freundschaft und Liebe; aber die Tante, die ihrer Kostgängerin gern wieder entledigt seyn wollte, bestätigte dieses Schwanken durch die Entscheidung, daß die Einladung nach Runenstein angenommen werden müsse.

So war der Liebenden Trennung unvermeidlich. Leopold wollte darüber verzweifeln und setzte sich mit Flammenworten dagegen. Christine stellte ihm vor, daß sie in einem Hause, wo man anfange, die Ausübung der Gastfreundschaft lästig zu finden, nicht länger bleiben könne. Das begriff der hochsinnige Jüngling, und ergab sich in die unabänderliche Nothwendigkeit. Doch in der einsamen Scheidestunde erwachten die Stürme seiner Leidenschaft mit neuer

Gewalt. Er setzte die Spitze des Hirschfängers auf seine Brust und schwor, sich bei dem ersten treulosen Gedanken, der in ihm aufstiege, mit eigner Hand zu durchbohren. Rührung und Liebe übermeisterten Christinen; sie sank in seine Arme, und — fiel.

Vom Frohsinn der Unschuld verlassen, eilte sie zu ihrer Freundin. Alwina bemerkte bald, daß dieses sonst so heitere Gemüth von düstern Wolken umhüllt war. Sie forschte mit freundschaftlicher Besorgniß nach der Ursache, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Unterdessen führte Christine mit ihrem Geliebten einen geheimen Briefwechsel, der sie immer schwermüthiger machte. Sie fühlte mit Schaudern, daß sie auf dem Wege war, Mutter zu werden. Die Veränderung ihrer Gestalt ließ sich nach einigen Monaten nicht länger verhehlen. Alwina staunte; doch mit der sanftesten Schonung hörte sie die Thränenbeichte der Gefallenen an, und versprach mitleidig, sie nicht zu verlassen. Herr von Runenstein, eben so menschenfreundlich als seine Gattin, erlaubte Christinen, ihr Wochenbett im Schlosse aufzuschlagen. Aber gegen Leopold eifernd, verbot er mit unerbittlicher Strenge die Annahme eines von Diesem ihr angekündigten Besuchs. Sie mußte dem Geliebten schreiben: sie dürfe ihn nicht sehen, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, in ihrem jetzt so hülfsbedürftigen Zustande aus dem Schooße der Freundschaft verstoßen zu werden. Aufgebracht über den gegen ihn ausgesprochenen Bann, antwortete Leopold mit ungerechten Verwünschungen des Herrn von Runenstein, und meldete zugleich: er gehe nun außer Landes, um für sich und sie ein anständiges Unterkommen zu suchen.

Christine gebar ein schwächliches Kind, das an eben dem Tage, an welchem ihre Freundin entbunden ward, wieder

starb. Da zu damaliger Zeit noch die meisten Frauen von Stande die eigene Brust ihren Kindern versagten, so war schon eine Lohnamme bereit, ihren Dienst anzutreten; aber Christine drängte sich bittend an deren Stelle, und Alwina gab ihr um so lieber den Vorzug, da sie an der gemietheten Amme eine stumpfsinnige Dirne fand, und ihr der Arzt Sorge machte, daß diese an Blödsinn gränzende Geistlosigkeit einen nachtheiligen Einfluß auf des Säuglings Seelenkräfte haben könnte. Den Grund oder Ungrund dieses medicinischen Bedenkens zu untersuchen, ist hier der Ort nicht.

Sechstes Kapitel.

Große Vorbereitungen zur Reise. — Ein lehrreicher Unfall unter Weges. — Ankunft in der Meßstadt.

Der eheliche Streit, den wir im vierten Kapitel unausgemacht verließen, endigte sich mit der Uebereinkunft, daß der junge Erbherr von Runenstein sammt seiner Wärterin mit zur Messe reisen solle. Der behutsame Vater glaubte, das geliebte Kind auf diese Art vor allen widrigen Begegnissen sicher zu stellen. Alwina besorgte gerade das Gegentheil; doch sie gab nach. Wir werden sehen, wer Recht hatte.

Sobald die Reise fest beschlossen war, bestellte Herr von Runenstein sein Haus, als wollte er sich nach Westindien einschiffen. Er machte sein Testament und verbrannte alle nicht mehr brauchbare Papiere; sogar Wäschzettel, Neujahrswünsche, Preiscouranten und leere Briefhülsen, deren unschuldigen Kern das Feuer schon vor vielen Jahren verzehrt hatte. Dieses Auto da Fé dauerte bei verschlossenen Thüren bis nach Mitternacht; und auch dann ließ ihn die Sorge, daß noch irgendwo ein gefährliches Blatt versteckt seyn konnte, kein Auge schließen.

Mit Anbruch des Tages stand er auf und schrieb für jeden seiner Hausbedienten, der im Schlosse zurückblieb, einen besondern Verhaltungsbefehl. Den ältesten und an=

gesehensten seiner Diener ernannte er zum einstweiligen Schloßcommandanten, stellte ihn in dieser Würde den übrigen vor, und hielt bei dieser feierlichen Handlung eine lange kraftvolle Rede. Indessen mußte der Postzug, der schon seit sechs Stunden vor der Thüre zur Abfahrt bereit stand, in den Stall zurückgeführt und gefüttert werden. Auch Herr von Runenstein verzehrte noch in vollen Reisekleidern ein flüchtiges Mittagsmahl, das er in einer Ferne von vier Meilen hatte einnehmen wollen. Dann that er den Dieben, die ihn etwa während seiner Abwesenheit heimsuchen könnten, den Possen, daß er jedes seiner zehn Zimmer durch eiserne Riegel und zwei künstliche Vorhängeschlösser zu einer unüberwindlichen Festung machte; und als nun unter allen diesen Geschäften die vierte Nachmittagsstunde herangekommen war, begab er sich endlich die Treppe hinab und bestieg mit seiner Gemahlin und Christinen, die den kleinen Junker auf den Armen hatte, den Wagen.

Aber indem schon der Postillon die Peitsche erhob, um das Viergespann in Trab zu setzen, rief Herr von Runenstein ängstlich: „Halt!“ Er sah nach der Uhr und nach dem Stande der Sonne, und erklärte: es sey nun zur Abreise zu spät. Alwina erstaunte und stellte ihm vor: ein Nachtlager müsse doch einmal (da er seinen Pferden nicht mehr als höchstens fünf oder sechs Meilen in vier und zwanzig Stunden zumuthete) an diesem oder dem folgenden Tage unter Weges Statt finden, und es lasse sich heute viel angenehmer in einer namhaften, bequem erreichbaren Stadt, als morgen in einem Dorfe halten. „Das mag seyn,“ sprach er: „es ist aber wider alle Regeln der Klugheit und Ordnung, der einbrechenden Nacht entgegen zu reisen.“ — „Lieber Arbogast,“ versetzte Alwina,

„wir haben noch vier volle Stunden Tag und dann Vollmond.“ — „Vollmond!“ wiederholte Runenstein wie ein Echo: „Das wäre wohl eine große Thorheit, auf diesen unzuverläßigen Straßenbeleuchter zu rechnen!“ — So scheltend, stieg er hastig aus dem Wagen, ließ abpacken und befahl dem Kutscher, der eben nicht freundlich vom Sattelgaul herunter blickte, den folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne wieder anzuspannen.

Tages darauf ging die Reise wirklich vor sich. Man war aber kaum zwei Meilen gefahren, als plötzlich ein Rad zerbrach und der Wagen umschlug. Alwina zitterte, ungeachtet niemand Schaden genommen hatte, vor Verwünschungen ihrer Reiselust; doch Herr von Runenstein lächelte so vergnügt, als wäre ihm das Angenehmste begegnet. „Nun, Frauchen, wer hat Recht?“ rief er aus. „Du behauptetest, binnen vier und zwanzig Stunden unfehlbar an Ort und Stelle zu seyn: ich aber war der Meinung, man könne leicht durch Unglücksfälle acht Tage lang unter Weges aufgehalten werden, und es läßt sich zum Eintreffen meiner Prophezeihung recht artig an.“ — Alwina stimmte ihm bei, um ihn bei dieser guten Laune zu erhalten, und er versicherte nun sogar: der Vorfall sey ihm lieb; denn er lerne dabei, daß man nicht ausfahren dürfe, ohne ein halbes Dutzend Wagenräder für den Nothfall mitzunehmen, und er werde künftig diese Vorsicht nie unterlassen.

Das zerbrochene Rad nöthigte ihn, in derselben Stadt, die ihm seine Gemahlin Tages vorher zum Nachtquartier vorschlug, bis zum folgenden Tage still zu liegen. Alwina triumphirte scherzend darüber, daß sie in diesem Punkte Recht behalten hatte.

Der übrige Theil der Reise blieb von Unfällen frei.

Aber je näher Herr von Runenstein der Meßstadt kam, je banger schlug ihm das Herz. Er quälte sich auf der ganzen letzten Station mit Bedenklichkeiten über die Wahl des Hauses, wo er abtreten wollte. Unaufhörlich hielt er die Liste der Gasthöfe in der Hand, und las mehr als hundermal ihre Namen. Keiner gefiel ihm, ohne daß er davon einen Grund anzugeben wußte. Er kannte weder des einen noch des andern innere Beschaffenheit oder Lage. Am Ende entschied er sich für ein Wirthshaus, der goldene Helm genannt, blos deßwegen, weil er, um Helme einzukaufen, zur Messe reiste.

Es war für ihn noch Raum in der Herberge; doch der erste Blick aus dem Fenster machte ihm sein Quartier verhaßt: denn er bemerkte in einem Gasthofe gegenüber die erbverbrüderte Familie vom Schlosse Bärenfels, die seit dem Hintritt ihres Söhnleins mit ihm schmollte. Er zog sich schnell, aber vergebens zurück. Herr von Ellerbach sah ihn durch seine Lorgnette und warf unzählige Kußhände in den goldenen Helm hinüber. Ihnen folgte blitzgeschwind der Läufer und meldete seinen Herrn. Arbogast war unschlüssig, ob er den unbequemen Besuch in diesem Augenblicke annehmen wolle oder nicht; doch indem er den Zeigefinger an die Nase legte, um mit sich darüber zu berathschlagen, stand schon Herr von Ellerbach mit höfischer Freundlichkeit vor ihm. Umarmungen über Umarmungen! Hinterher aber auch Katzenhiebe. „Auf Ehre, lieber Runenstein," sagte der Höfling, „man glaubt es kaum seinen Augen, daß Sie auf der Messe sind. Es scheint, Sie wollen den alten Menschen ganz ausziehn. Sie thun recht! Man kann mehr als gewöhnlich aufgehen lassen, wenn man so glänzende Erbfolgsaussichten vor sich hat, wie Sie!"

„Daran denk' ich nicht;" erwiederte Arbogast. „Ich

wünsche Ihnen ein hundertjähriges Leben und eine zahlreiche Nachkommenschaft."

„Still, still! Dagegen wird der kleine Stammhalter protestiren;" versetzte Herr von Ellerbach und wandte sich zu dem Knaben. „Ha! wie er aus muntern Augen sieht, der holde Engel!" rief er aus, und biß hinterher vor Aerger und Neid die Lippen zusammen. Arbogast, der es ihm ansah, daß Gift in ihm kochte, winkte der Amme, sich mit dem Kinde zu entfernen. Herr von Ellerbach ward sogleich heiterer, als ihm der Dorn aus dem Auge gezogen war. Er schlug allerlei gesellige Lustbarkeiten vor; Arbogast lehnte sie aber sämmtlich von sich ab und gestand treuherzig, daß er blos zur Messe gekommen sey, um seinen Waffensaal zu bereichern. „Mon Dieu! welche altmodische Liebhaberei!" rief der Erbbruder: „Kaufen Sie doch lieber Gobbelin-Tapeten, Lyoner Stickereien und Pariser Galanteriewaaren!" Hiermit tanzte er lachend davon, und fuhr mit seiner Gemahlin ins Schauspiel.

Siebentes Kapitel.

Arbogast und Alwina verrathen, daß sie auf dem Dorfe wohnen.

„Mir geht doch alles schief!“ sagte Herr von Runenstein, als er von der Begleitung seines Vetters zurück kam. „Zwanzig Gasthöfe standen mir offen und ich wählte gerade den, wo ich das fatalste Vis-à-vis von der Welt habe! Nein, Alwina, ich halt' es hier nicht aus. Sahst du wohl die Basiliskenblicke, die er auf das Kind schoß? Ich glaube, er könnt' es vergiften, wenn er eine bequeme Gelegenheit dazu hätte.“

Alwina vertheidigte den Herrn von Ellerbach, ungeachtet sie wußte, daß er ihr Feind war; doch ihre Schutzrede that keine Wirkung. Arbogast ließ plötzlich wieder anspannen und aufpacken, schickte dem Wirth einen Ducaten und fuhr in den entlegensten Gasthof der Stadt. Vorher aber mußten seine Leute im goldnen Helme ausstreuen: er reise wegen eines unverschieblichen Geschäfts, das ihm erst jetzt eingefallen sey, schnurstracks wieder nach Hause.

Der Gasthof, in welchen er floh, glich gegen den goldnen Helm einer Pönitenzpfarre. Alles war schlechter als dort: dennoch freute sich Herr von Runenstein dieses Asyls, weil er sich darin vor den Nachstellungen seines Erbbruders sicher glaubte. Er wollte sich erst bei der Waffen-

versteigerung wieder öffentlich sehen lassen; aber die Sehnsucht nach diesen Köstlichkeiten lockte ihn schon am folgenden Morgen aus seinem Schlupfwinkel hervor. Er hüllte sich, der brennenden Sonne eines heitern Maitages zum Trotz, bis an die Augen in einen dichten Mantel, und trieb einen Wegweiser zum Auctionshause hastig vor sich her. Schweißtriefend kam er dort an, und hatte das Glück, einige Lanzen zu sehen, die aus den Ecken der Fenster gleichsam auf ihn herab blickten. Sie hatten eine gute ehrliche Miene, und er brannte vor Begierde, nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen; doch der Zutritt ward ihm, als er im Hause darum ansuchte, unerbittlich versagt. Der heiße Gang reute ihn dennoch nicht, und er kam so wohlgemuth in den Gasthof zurück, daß er Alwina's Bitte, auf den Abend mit ihr ins Theater zu gehen, augenblicklich gewährte. Er hätte sich ohne Zweifel minder bereitwillig dazu finden lassen, wäre nicht gerade ein Ritterschauspiel angekündigt gewesen. Das Einzige bedung er sich, daß noch eine Gitterloge zu haben seyn müsse, weil er wegen der Familie Ellerbach ein strenges Incognito beobachten wollte.

Der fortgesprengte Lohnbediente fand eins der geheimen Schaugemächer noch unvermiethet und überbrachte die Einlaßkarte. Nun entstand, wie vor der Meßreise, die Frage: was während der Theaterzeit mit dem Kinde anzufangen sey. Es mitzunehmen, schien jetzt nicht rathsam. Man befürchtete, daß es unter der Vorstellung laut werden möchte, und mit solchen Mißtönen wollte man das Publikum gern verschonen. Eine sonderbare Bedenklichkeit, die nur einfältige Landleute beunruhigen konnte! Das Publikum großer Städte muß ja von Unmündigen, die von der dramatischen Kunst fast eben so viel als ein Säugling

verstehen, oft noch schlimmere Störungen dulden, wenn es den klugen Milchbärten beliebt, sich öffentlich als lohnende oder strafende Beurtheiler des Schauspiels und der Darstellung mit Mund, Hand und Stock vernehmen zu lassen. — Aber auf der andern Seite stand Herr von Runenstein in großen Sorgen, daß sich Ellerbach unter der Schauspielzeit in den Gasthof einschleichen und irgend einen feindlichen Angriff auf den kleinen Ludolph unternehmen könnte, um ihn aus dem Wege zu räumen. Gegen eine solche Unthat schien jedoch das Einschließen der Amme und des Kindes in ein Zimmer nothdürftig zu schützen, und Herr von Runenstein faßte den muthigen Entschluß, es für dieß Mal bei dieser Vorsichtsmaßregel bewenden zu lassen. Er schärfte Christinen ein, nicht ans Fenster zu treten, keinem Anklopfenden zu antworten und ihr Daseyn durch keinen Laut zu verrathen. Hierauf verschloß er das Zimmer, versenkte den Schlüssel in seine tiefste Tasche und begab sich mit seiner Gemahlin ins Schauspielhaus, wo ihn das Ritterwesen auf der Bühne so ergötzte, daß er aller Sorgen darüber vergaß.

Achtes Kapitel.

Ein räthselhafter Vorfall, der die erbverbrüderten Familien gänzlich entzweit.

Nach dem Schauspiele wartete unserer Ehegatten ein fürchterlicher Schrecken im Gasthofe. Sie fanden ihr Zimmer offen und Ludolph und Christine waren daraus verschwunden. — Entsetzen versteinerte sie eine Minute lang und raubte ihnen Athem und Stimme.

Als sich Arbogast von den Fesseln der ersten Bestürzung losgerissen hatte, durchlief er mit dem fliegenden Schritte der Verzweiflung das ganze Haus, suchte Christinen überall und rief hundertmal ihren Namen aus. Sie antwortete nicht; sie war nirgends; der Wirth und seine Leute wußten von ihr keine Auskunft zu geben. Niemand hatte sie gesehen, niemand etwas bemerkt, das zur Erklärung der wunderbaren Begebenheit führen konnte. Die Thür zeigte keine Spur von gewaltsamer Oeffnung; aus dem Zimmer war nichts geraubt und sogar Christinens und Ludolphs Kleider lagen, mit Ausnahme derer, die sie an diesem Tage trugen, in ungestörter Ordnung an ihren Stellen.

„Ein heilloses Bubenstück!“ rief Arbogast seiner händeringenden Gattin zu. „Hast du noch Lust, den heimtücki-

schen Hofschranzen zu vertheidigen? Kannst du noch zweifeln, daß der Raub unsers Kindes sein Werk sey?“ —

Sie hatte nicht Muth, Ja oder Nein zu sagen. Die Bemerkung, daß ihr Rath, das Kind zu Hause zu lassen, in jedem Falle der bessere gewesen sey, schwebte ihr auf der Zunge; aber sie verschonte den trostlosen Vater des verlorenen Sohnes mit diesem Vorwurfe, der auch schwerlich seine Ohren erreicht hätte: denn er stürzte schon, ohne Erwartung ihrer Antwort, die Treppe hinab, um den verdächtigen Erbbruder aufzusuchen und sein Kind von ihm zurückzufordern.

Er rannte nach dem Gasthause, wo er ihn am Fenster gesehen hatte, und stürmte mit der Frage: „Ist Herr von Ellerbach hier?“ in den Hof. Seine donnernde Stimme versammelte sogleich den Wirth und die Aufwärter um ihn her. Sie berichteten ihm: Herr von Ellerbach sey vor einer Stunde mit Sack und Pack abgereiset.

„O, das konnt' ich denken!“ rief er mit Zähnknirschen. „Führte er nicht ein Kind und eine fremde junge Weibsperson mit sich fort?“

„Das haben wir nicht gesehen;“ antworteten alle.

„War er kurz vor seiner Abreise zu Hause, oder war er ausgegangen?“

„Ausgegangen;“ war die Antwort. „Er kam, nach einer Abwesenheit von mehrern Stunden, schnell wieder heim und gab Befehl zur Abreise. Wir und seine Domestiken erstaunten über diesen unerwarteten Aufbruch, weil er vorher Willens gewesen war, länger hier zu bleiben und seine Zimmer noch auf eine ganze Woche gemiethet hatte.“

„Das alles paßt ganz vortrefflich!“ rief Herr von Runenstein, und eilte so geschwind hinweg, als er gekommen war.

„Der Räuber ist fort, über alle Berge fort!“ sprach er heftig, als er zu der jammernden Mutter zurück kam. „Man will zwar bei seiner so plötzlichen Abreise weder unser Kind noch die treulose Wärterin bei ihm gesehn haben; aber so klug war er wohl, seine Schandthat nicht vor Zeugen zu vollführen, die man gegen ihn aufrufen könnte. Er hat einen geheimen Schlupfwinkel und einen Hehler seines Verbrechens gehabt: denn in großen Städten ist der Teufel und seine Hölle für Geld feil!“ —

Bei diesen Umständen hielt er es für eine fruchtlose Mühe, den Herrn von Ellerbach auf der Ferse zu verfolgen und ihn auf der Landstraße oder in einem Gasthofe zur Verantwortung zu ziehen. Es schien ihm rathsamer, die Sache in Bärenfels abzumachen und ohne Verzug dahin zu reisen. Das Getümmel der Messe, das ihn schon zuvor aneckelte, war ihm nun unerträglich. Es schmerzte ihn allerdings, daß er den herrlichen Waffenvorrath, die Angel seines Mißgeschicks, mit dem Rücken ansehen sollte: aber wäre ihm auch der ganze Kram zum Geschenk angeboten worden, er hätte sich dadurch nicht länger als bis zum folgenden Morgen in der Unglücksstadt aufhalten lassen. Er sandte Alwinen mit seinen eigenen Pferden nach Runenstein zurück und fuhr mit Extrapost nach Bärenfels.

Ellerbach machte große Augen, als sein Vetter ankam und ihn des Kinderraubes beschuldigte. „Sie scherzen oder schwärmen!“ rief er lachend. „Ich nehme mir nicht die Mühe, Ihnen darauf ernstlich zu antworten.“

„Nun, so sollen Sie es vor Gericht thun müssen,“ schrie Herr von Runenstein, und warf sich augenblicklich wieder in seinen Wagen.

Kurz darauf ward Ellerbach als Seelenräuber förmlich von ihm angeklagt. Das fürstliche Obergerichtsamt fordete

Verantwortung von dem Beschuldigten. Er läugnete standhaft und beschönigte seine schnelle Abreise von der Messe, die ihn sehr verdächtig machte, durch Angabe eines tadellosen und nicht unwahrscheinlichen Bewegungsgrundes, der aber freilich auch so beschaffen war, daß er ein leerer Vorwand seyn konnte. Dafür erklärte ihn Arbogast und ruhte nicht, bis eine Commission ernannt ward, alle Winkel des Schlosses Bärenfels genau zu durchsuchen, ob das in Streit befangene Kind vielleicht dort verborgen sey. Es fand sich nicht. Der Verklagte ward, wegen gänzlichen Mangels gültiger Schuldbeweise, freigesprochen. Herr von Runenstein setzte nun in den Zeitungen einen Preis von zweitausend Thalern auf die Entdeckung einer Spur von seinem verschwundenen Sohne; aber niemand meldete sich mit einer brauchbaren Nachricht. Ein liederlicher Vagabund brachte ihm zwar eines Tages ein Knäblein, das er in einem Walde gefunden haben wollte; es hatte jedoch mit dem kleinen Ludolph nicht die geringste Aehnlichkeit, sondern war, wie man nachher erfuhr, des Landstreichers eigenes Kind, das er um ein so nettes Sümmchen zu verkaufen gedachte.

Christine und ihr Pflegling waren und blieben verloren.

Neuntes Kapitel.

Junker Ortlieb, die Hauptperson dieser Geschichte, wird geboren.

Jenes traurige Ereigniß hatte zur Folge, daß Runensteins bisher schon hochgetriebene Vorsichtigkeit vollends ganz in die lächerlichste Vorsichtelei ausartete. Er ließ zuförderst alle Thore seines Schlosses, mit Ausnahme eines einzigen Pförtchens, zumauern, um sich vor Befehdungen und Ueberfällen, die er von Ellerbachs Seite befürchtete, sicher zu stellen. Die feste Brücke des Schloßgrabens ward abgebrochen, in eine Zugbrücke verwandelt, alle Abende bei Sonnenuntergang aufgezogen, und niemand mehr herüber oder hinüber gelassen. War dann von jener Seite noch irgend ein Brief oder sonst etwas abzugeben, so bediente man sich diesseits einer langen Stange zum Heber und Communicationsmittel. Ferner ward auf die Burgmauer ein Thürmchen gebaut, und darin ein treuer, mit einem vorzüglich guten Gehör begabter Wächter einquartiert, der bei Nacht nach allen Gegenden hin horchen, und in jeder Viertelstunde seine Wachsamkeit durch einige Stöße in ein Horn beweisen mußte. Kurz, Herr von Runenstein machte Sicherheitsanstalten, als lebte er mitten in den Fehdezeiten. Man bemerkte aber nie, daß sich Ellerbach mit einer Heeresmacht gegen ihn feindlich bewegte. Die erbverbrüderten

Häuser hatten von jetzt an eine lange Zeit weder im Guten noch im Bösen den geringsten Verkehr mit einander.

Sechs Monate nach Ludolphs Verlust gebar Frau von Runenstein einen zweiten Sohn, der seinem ältern Bruder an Wohlgestalt nichts nachgab.

„Er soll Wolfgang Ortlieb heißen!“ sprach der Vater zu dem Geistlichen, der auf's Schloß gerufen worden war, die Taufhandlung zu verrichten.

„Ortlieb?“ — fragte der Pfarrer mit Verwunderung. „Hört' ich recht?“

„Ja, ja, Ortlieb!“ wiederholte Herr von Runenstein. „Haben Sie gegen diesen guten altdeutschen Namen etwas einzuwenden?“

„Nichts in der Welt, gnädiger Herr, als daß er mir noch nie vorkam.“

„Sehr möglich, lieber Pastor! Die Geschichte der deutschen Vorzeit ist, leider! nicht Ihr Fach: sonst wüßten Sie, daß bei einem Turniere, welches Anno Christi 1311 in der Woche nach Bartholomäi im Lande Schwaben gehalten wurde, ein Ortlieb von Westerstetten erschien.“

„Wirklich?“ sagte der Pfarrer lächelnd. „Nun so haben wir ja eine Autorität vor uns.“

„Und wäre das auch nicht;“ fuhr Herr von Runenstein fort: „wäre der Name Ortlieb noch in keines Menschen Sinn und Mund gekommen, so hätt' ich selbst ihn erfunden, um meinem Sohne dadurch einzuschärfen, daß er den Ort seiner Geburt lieb habe, und sich nimmer von ihm trenne. Die Runensteine sind nun einmal nur in ihrer Heimath glücklich. Sobald sie heraus treten, verfolgt sie ein feindliches Schicksal, wie ihr Schatten.“

Zehntes Kapitel.

Anmeldung eines kleinen Fräuleins, das uns mit der Zeit wichtig werden wird.

Ortlieb war kerngesund, nährte sich wacker, wuchs in die Höhe und noch mehr in die Breite, und verrieth, zur Freude seines Vaters, einen sehr ruhigen Geist. Er wünschte und begehrte nichts lebhaft als Speise und Trank. Ward er damit reichlich bedient, so war er das frömmste Kind von der Welt. Die Aeltern schmeichelten seiner Nahrungslust durch Beschenkung mit einer Küche, die kaum den Umfang einer Quadratelle hatte, aber mit allen Geräthen einer gewöhnlichen Küche versehen war. Er wirthschaftete nun den ganzen Tag in derselben herum und bereitete sich Leckerbissen. Der Kern einer wälschen Nuß vertrat, zum Beispiel, die Stelle einer gebratenen Gans, und Aepfelschnitte waren der dazu gehörige Salat.

Vater Arbogast, der gegen alle stille und gelassene Menschen eine besondere Zuneigung hegte, ergötzte sich an seines Söhnleins geräuschloser Thätigkeit, sah ihm Stunden lang zu, wenn er emsig kochte und briet, und lieferte ihm fleißig Victualien in seine Küche. Es war ihm auch gar nicht mißfällig, daß Ortliebchen bis in sein achtes Lebensjahr, als eigener Mundkoch, täglich fortarbeitete und keine Lust blicken ließ, etwas anders zu lernen, oder sich mit

anständigern Knabenspielen zu vergnügen und im Freien herum zu schwärmen. Er ging immer gemächlich und langsam, wie ein altes Männlein, und bewegte sich nur etwas rascher auf dem Wege von seiner Küche zur väterlichen, wo er oft nachfragte, was Mittags gespeist werde. Ungeachtet aber seine Sprünge bei dieser Gelegenheit höchst unbedeutend und gefahrlos waren, so rief der Vater doch stets mit Angst und Zittern: „Liebchen, geh sachte!“

Der kleine Koch war schon acht Jahre alt, als erst für ihn ein Hofmeister verschrieben wurde. Herr von Runenstein wandte sich deßhalb an einen berühmten Professor, der ein gelehrtes Commissionsbüreau unterhielt, und immer junge Pädagogen bei der Hand hatte, die er auf Verlangen mit umgehender Post absenden konnte. Auch nach Runenstein spedirte er unverzüglich ein tüchtiges, mit allen erfoderten Eigenschaften versehenes Subjekt. Es war ein Kopfhänger und Leisetreter ohne Gleichen. Um so mehr gefiel der fromme Magister seinem Prinzipal, und sie lebten volle siebzehn Jahre im besten Vernehmen mit einander. So lange dauerte Junker Ortliebs Hauserziehung, die man eine geistige Stallfütterung nennen konnte, weil er während derselben von der Außenwelt nichts zu sehen und zu hören bekam.

Außerdem ereigneten sich in dieser geraumen Zeit auf dem Schlosse Runenstein nur zwei Merkwürdigkeiten, die hier aufgezeichnet zu werden verdienen.

Die erste war die: daß in demselben Jahre, da der Hofmeister sein Amt antrat, Herr von Ellerbach eine Karte übersandte, auf welcher die Niederkunft seiner Gemahlin mit einer Tochter höchst laconisch gemeldet war. Herr von Runenstein trieb aber den Laconismus noch weiter, und ersparte sich Antwort und Glückwunsch.

Die zweite Merkwürdigkeit bestand in der Acquisition des Zwergs. Sie ist an und für sich weniger bedeutend als jene; da aber die Fata des kleinen Wesens ziemlich lustig sind, so wollen wir ihnen einige Blätter widmen.

Eilftes Kapitel.

Eine wunderbare Erscheinung, die Herr von Runenstein für ein Gegenstück zu dem trojanischen Pferde hält.

Junker Ortlieb (der, beiläufig gesagt, allein Hahn im Korbe blieb und keine jüngern Geschwister hatte) ging eines Tages, als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, mit seinem Vater und seinem Hofmeister spazieren. Das geschah in der Nähe des Schlosses sehr oft; doch dießmal wagte sich das vorsichtige Kleeblatt fast bis an die Landstraße, die eine halbe Stunde weit entfernt war und eben jetzt von einem seltsamen Fuhrwerke befahren wurde. Es war ein kleiner, mit zwei Eseln bespannter Wagen, auf welchem ein hoher, buntgemalter Kasten stand, der zweien Affen, die oben auf der Decke saßen, zum Belvedere diente. Ein Wagenlenker in ausländischer Tracht ging nebenher, und knallte mit seiner Peitsche den säumigen Grauen immer vor den Ohren herum. Ortlieb, ein schärferer Seher als seine Begleiter, entdeckte die ungewöhnliche Erscheinung zuerst, schrie vor Verwunderung laut auf, und lief so schnell, als er kaum in seinem ganzen Leben gelaufen war, drauf zu. „Lieber Sohn! bester Junker! sachte, sachte!“ riefen Vater und Mentor zugleich; aber er ließ sich, von Neugier fortgerissen, nicht halten. „Himmel! es kann ihm ein Unglück begegnen!“ sagte Herr von Runenstein, und

begann mit dem Hofmeister einen Wettlauf, um den tollkühnen Springinsfeld vor Unfällen zu bewahren. Aber bevor sie ihn erreichten, stand er schon am Wagen und erhob ein Zetergeschrei, weil ihm einer der Affen den Hut vom Kopfe riß und der andere die Haare zersaus'te. Vater Runenstein, der diese Feindseligkeiten in einer Entfernung von hundert Schritten sah, schrie noch gräßlicher als Ortlieb, und stürzte über Stock und Stein ihm zu Hülfe. Doch schon vor seiner Ankunft vermittelte des Eselstreibers Peitsche den Frieden.

Athemlos schloß Arbogast den geliebten Sohn in die Arme und fragte ängstlich, ob er verwundet sey. Ortlieb antwortete mit einem tröstlichen Nein; dennoch setzte Jener den Fremdling hitzig zur Rede: wie er sich unterfangen könne, mit so gefährlichen Thieren die Landstraße unsicher zu machen.

„O, niks gefährlik, Excellenz!" erwiederte der Affenwärter mit entblößtem Haupte. „Sie spaße nur, die kleine Sapaju's."

„Der Henker hol' ihren Spaß!" zürnte die neugeschaffene Excellenz. „Und was steckt denn in diesem Käfich? Wahrscheinlich ein grimmiges Raubthier, das sich über kurz oder lang in Freiheit setzen und Menschen zerreißen wird."

Und indem er das sagte, entstand ein Teufelslärm im Kasten, und erschüttert ihn so gewaltig, daß er vom Wagen zu stürzen drohte. Arbogast und seine Gefährten ergriffen mit Entsetzen die Flucht. Ihnen folgte ein Gelächter aus dem Kasten, und der Eseltreiber, der sie in seinem gebrochenen Deutsch flehentlich bat, sich nicht zu fürchten: denn der Rumorgeist sey kein wildes Thier, sondern ein zahmer Mensch, der wegen seiner außerordentlichen Kleinheit für Geld gezeigt werde. Ihnen aber — setzte der höfliche

Mann hinzu — stehe dieß angenehme Schauspiel, das schon viele Fürsten ergötzt habe, unentgeldlich zu Diensten, und er bitte höchlich, diese Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken in Gnaden anzunehmen.

„O ja, lieber Papa!“ rief Ortlieb. „Lassen Sie mich das kleine Männchen sehn!“

„Wir wollen's sehn;“ sagte der Vater mit leichterm Herzen: aber nicht hier auf der Heerstraße.“

„Warum denn nicht?“ sprach Ortlieb. „Sie glauben wohl, die Leute verlieren an ihrer Nahrung, wenn die Engel vom Himmel herab gratis zuschaun?“

Arbogast lächelte; allein kopfschüttelnd verwies der Hofmeister seinem Eleven diesen Scherz, und erklärte mit einer weisen Miene: der gnädige Herr habe sehr Recht, die Befriedigung der Neugierde auf öffentlicher Straße unschicklich zu finden.

„Folg' Er mir mit Seiner ganzen Equipage in mein Schloß!“ rief Arbogast dem Fremdling zu.

Dieser entfernte sich eilig, um den erfreulichen Befehl zu vollziehen.

„Die Sache ist mir doch bei dem allen bedenklich;“ sagte Arbogast, mit einem Gesichte voll Unruhe und Verlegenheit zum Hofmeister. „Sie erinnern sich der List, die einst durch das bekannte trojanische Pferd ausgeführt wurde. Könnte nicht hier ein ähnlicher Anschlag im Werke seyn und gelingen, wenn ich den räthselhaften Kasten ins Schloß bringen ließe? Ich hab' einen Feind, Herr Magister, einen sehr verschlagenen Feind!“

Der Pedant zuckte die Achseln und erwiederte: man dürfe der Bosheit nicht trauen.

„Sie, Herr Magister, haben nichts zu fürchten;“ fuhr Arbogast fort: „aber ich, und besonders mein Sohn, desto

mehr! Gehn Sie also den Eseln entgegen und lassen Sie sich den Kasten so weit öffnen, daß Sie sehen können, ob wirklich ein wehrloser Zwerg oder gewaffnete Mannschaft darin verborgen ist. Im erstern Falle schwenken Sie Ihr Schnupftuch, wie eine Friedensflagge, hoch in die Luft und führen Sie das Fuhrwerk ins Schloß; im letztern Fall aber ergreifen Sie mit möglichster Geschwindigkeit das Hasenpanier!"

Der Doctor der Philosophie war mit diesem kitzlichen Auftrage nicht sonderlich zufrieden und setzte sich langsam in Bewegung. Desto schneller begann Arbogast den Rückzug nach dem Schlosse und riß seinen Sohn eine gute Strecke mit sich fort. Endlich nahm er hinter einem Hügel eine vortheilhafte Stellung, und lauerte, durch diese Brustwehr gedeckt, wie die Untersuchung des neuen trojanischen Pferdes ablaufen werde.

Mit zagender Vorsicht näherte sich demselben der Magister. Er ließ, noch zwanzig Schritte davon entfernt, die verdächtige Maschine schon öffnen, um allenfalls, wenn ein feindliches Ungethüm herausstürzte, im Vortheil eines guten Vorsprungs zu seyn. Aber es hatte nicht Noth. Die Friedensfahne flatterte lustig empor. Arbogast und Ortlieb gingen vergnügt nach dem Schlosse. Der Wagen folgte.

Zwölftes Kapitel.

Das Männlein im Kasten zankt mit seinem Zwingherrn, und erbietet sich der Frau von Runenstein zu Pagediensten.

Sobald Herr von Runenstein in der Burg anlangte, befahl er seinen zwei Jägern, ihre Büchsen zu laden, stellte sich dann mit seinem Sohne in die Mitte der beiden schußfertigen Grünrocke, und erwartete so mit ziemlicher Ruhe das abenteuerliche Fuhrwerk.

Es kam im Burghofe an; der große Schrank ward herabgehoben, die Thür aufgeschlossen, ein Zwerg trat mit stolzen Schritten und lächerlichem Ernst heraus, und beugte sich vor den beiden, von ihrer Leibgarde umflügelten Herrschaften bis an die Erde, wohin seine Nase keine weite Reise zu machen hatte. Er spazierte hierauf mit feierlicher Würde vor ihnen umher, damit sie ihn von allen Seiten bequem betrachten konnten. Die kleine drollige Person gefiel allgemein. Arbogast fand an ihr besonders darum großes Vergnügen, weil sie eben so gekleidet war, wie er auf alten Gemälden und Kupferblättern die Zwerge gesehen hatte, die im Mittelalter den Damen die Schleppe trugen, und überhaupt in den Häusern der Fürsten und reichbegüterten Ritter zu manchen kleinen Ehrendiensten und zur Kurzweil gebraucht wurden. Er äußerte diese Bemerkung laut, ließ seine Gemahlin auf den Schauplatz einla-

den und ging ihr mit der Frage entgegen: ob sie wohl einen solchen Pagen zu haben wünsche.

„O, sagen Sie doch Ja, gnädige Frau," begann der Zwerg, der bisher noch keinen Laut von sich gegeben hatte. „Ich bin für hundert Stück Dukaten feil und stehe mit Leib und Seele zu Ihren Diensten."

„Wie ist das gemeint mit den hundert Dukaten?" fragte Arbogast.

„Ich bin sie," versetzte der Zwerg, „diesem Manne schuldig, und gewissermaßen so lange sein Leibeigener, bis sie bezahlt sind."

Der Eseltreiber bejahte diese Aussage und erklärte dabei: er wolle im Nothfall von seiner Schuldforderung etwas fallen lassen, um des lästigen Brodessers, an dem man sich in Europa satt gesehen habe, los zu werden.

„Undankbarer Knauser!" rief der Zwerg. „Ihr seyd durch mich reich geworden; es ziemt Euch also nicht, verächtlich von mir zu sprechen!" Er kehrte jetzt seinem Despoten den Rücken und wandte sich wieder zu dem gegenwärtigen Adel. „Meine gnädigen Herrschaften," sprach er, „Sie sehen mich hier zu einer armseligen Schaufigur erniedrigt: aber ich befand mich einst in glänzenden Umständen, und es wäre mir eine angenehme Herzenserleichterung, wenn Sie erlaubten, Ihnen meinen Lebenslauf zu erzählen."

„Können wir ihn doch anhören;" sagte Arbogast zu seiner Gemahlin. „Doch wollen wir uns, um mehr Bequemlichkeit zu haben, in ein Zimmer begeben."

Sie stiegen die Schloßtreppe hinauf. Der Gläubiger des Zwergs schloß sich an die Procession an, um seinen Sclaven nicht aus den Augen zu verlieren. Herr von Runenstein, dem diese Gesellschaft anstößig war, befahl ihm,

bei seinen Eseln zu bleiben. Er wich zum Schein etwas zurück, schlich aber, sobald der Edelmann mit seinem Gefolge in ein Gemach, unweit der Treppe, getreten war, auf den Zehen ihm nach, und stellte sich vor der Thür auf die Wache.

Innerhalb setzte sich der Zwerg, nach erhaltener Erlaubniß, auf ein Fußbänkchen und begann seine Geschichte.

Dreizehntes Kapitel.

Leben, Thaten und Widerwärtigkeiten eines kleinen Gerngroß.

Mein Name ist Zachäus Trill. Ich bin der Sohn eines Arztes. Er war nur zwei oder drei Zoll größer als ich, hob sich aber durch Schuhe mit sehr hohen Absätzen und eine hochgekräuselte Perücke aus dem Pygmäengeschlechte heraus, und war, trotz seiner liliputischen Gestalt, ein tapfrer Gegner des Todes. Seine Siege an den Krankenbetten wurden ihm reichlich vergolten. Die Heirath mit meiner Mutter vermehrte seinen Wohlstand. Sie brachte ihm eine so beträchtliche Mitgift zu, daß sie über die aufgethürmten Geldsäcke nicht hinweg sehen konnte: denn sie war noch kleiner als mein Vater. Gleich und Gleich hatte sich gesellt.

Die einzige Frucht dieser Miniatur-Ehe schauen Ew. Gnaden hier vor sich.

Vater und Mutter freuten sich, daß ich ihnen nicht über die Köpfe wuchs: ich hingegen war mit dem kurzen Maßstabe, womit mich die Natur gemessen hatte, von Jugend auf unzufrieden, und sann Tag und Nacht, wie ich, dem bekannten Bibelspruch gleichsam zum Trotz, meiner Länge eine Elle zusetzen könne. Dabei spielt' ich immer auf die lächerlichste Weise den Gerngroß.

Ich übergehe die Eulenspiegelstreiche meines Knabenal-

ters. Auf der Universität, wohin mich mein Vater sandte, damit ich einst in seine Fußstapfen treten sollte, gewann meine Thorheit ein freieres Feld zu merkwürdigern Thaten. Ich machte einen ungeheuern Aufwand, hielt Reit- und Wagenpferde, hatte eine fürstliche Garderobe von gestickten und gallonirten Kleidern, gefiel mir aber am besten in bunten, kecken, soldatischen Trachten, die mit meiner Figur auf die seltsamste Weise im Widerspruch standen und mich dem öffentlichen Gelächter aussetzten. Doch das kümmerte mich nicht. Ich erregte Aufsehen, und das war mein Ziel.

So trieb ich's zwei Jahre und lernte nichts. Anstatt der Hörsäle besucht' ich Kaffeehäuser und machte schönen Damen den Hof. Sie verlachten mich wegen meiner Kleinheit; aber die großen Geschenke, die ich ihnen darbrachte, ließen sie sich in Gnaden gefallen.

Einst befand ich mich, nebst mehrern angesehenen Männern, in einer zahlreichen Gesellschaft muthwilliger Frauen und Mädchen. Sie waren sehr aufgelegt, sich über mich lustig zu machen. Ich ertrug das ein Weilchen; da mir aber ihre Ausgelassenheit nach und nach lästig fiel, verließ ich den Kreis der Spötterinnen und verfügte mich in ein Nebenzimmer zu den Männern, die sich, bei einer Pfeife Tabak, mit gelehrten Gesprächen unterhielten. Hier setzte ich mich auf ein Sopha und — schlief ein. Plötzlich ward ich aufgerissen; ein junger, starker Maulaffe hielt mich an den Armen hoch empor und schrie: wer kauft ein lebendiges Nadelkissen! — Die Damen, mit Lichtern in den Händen, standen um mich her, beleuchteten meine Beine, und lachten sich aus dem Athem. Das hämische Völkchen war nämlich dahinter gekommen, daß ich mit künstlich ausgepolsterten Waden prangte, und hatte, während ich schlief,

in eine derselben einige Schock Stecknadeln tief eingepflanzt, ohne daß ich darüber erwacht war. Ich strampelte mich zornig aus den Händen des Maulaffen los, rannte fort und sann auf Rache.

Die Hauptthäterin bei dieser Beschimpfung war die Tochter eines Professors, die sich durch unweibliche, fast riesenhafte Länge vor allen Frauenzimmern der Stadt auszeichnete. Man wies überall mit Fingern auf sie und lachte hinter ihr her. Sie aber bildete sich auf ihren hohen Wuchs nicht wenig ein, und trug auf Promenaden gewöhnlich ein Amazonenkleid, um die zierliche Schlankheit ihres Körpers ins vortheilhafteste Licht zu stellen. Auf diese Umstände gründete ich den Plan meiner Rache. Ich kannte einen Studenten, der ein eben so entschiedener Riese war, als ich, leider! ein Zwerg bin. Diesem that ich den Vorschlag: er solle zum Scherz einmal in Frauenzimmerkleidern mit mir spazieren gehn. Der einfältige Tropf — denn das war er in einem hohen Grade — willigte ein. Ich ließ für ihn auf meine Kosten ein Amazonenkleid fertigen, das gerade so aussah, als wär' es aus dem Kleiderschranke der Professorstochter gestohlen. Dazu kaufte ich noch einen Hut mit Federn, wie sie gewöhnlich trug. So putzte ich an einem Mai-Sonntage, dessen anmuthiges Wetter alle Menschen auf die Beine gebracht hatte, meinen Enackssohn an. Wir nahmen unsern Weg nach der Straße, wo sein Vorbild wohnte. Eine gewaltige Volksmenge, die sich bei jedem Schritte vermehrte, umströmte uns jubelnd von allen Seiten, und hundert Stimmen schrien: Mamsell Goliath! Mamsell Goliath! — So nannte der Pöbel auch zu andern Zeiten die Riesenjungfer, die sich schnell, vom Getümmel ans Fenster gelockt, mit dem halben Leibe herauslegte. Sie erblickte die ungeschlachte Amazone an meiner Seite,

und erschrack so heftig, wie etwa (wenn man alten Geistergeschichten glauben darf) die Menschen erschracken, die sich selbst sahn. — Todtenbleich fuhr sie vom Fenster zurück, und ich hörte nachher, sie sey in Ohnmacht gefallen.

Als ich meinen Rachdurst so gestillt hatte, setzten wir unter dem Tumulte des jauchzenden Volkes unsern Triumphzug durch mehrere Straßen fort, und wanderten endlich hinaus vor ein Thor, wo immer Miethwagen zur Fahrt nach benachbarten Lustörtern bereit standen.

Wir wollten uns zu gleicher Absicht eines solchen Fuhrwerks bedienen. Schwärme von lumpigen Kutschern umringten uns mit dem Anerbieten ihrer Fiaker. Jeder rühmte den seinigen und pries die Schnelligkeit der vorgespannten Pferdegerippe. Ich überblickte stolz die Wagenburg, tadelte die Geschirre sammt und sonders, und war unentschlossen, welchem ich die Ehre, von uns gebraucht zu werden, zuwenden wollte.

„Ei, was machen wir da viel Federlesen!“ rief ein vierschrötiger Kerl, und nahm mich rasch, wie ein Kind, auf den Arm, um mich in seine Kalesche zu tragen und so zu seinem Kunden zu pressen.

Ein tausendstimmiges Gelächter brach aus und erschallte so stürmisch, daß sogar die vierbeinigen Kopfhänger vor den Wagen darüber scheu wurden und zum Theil ausrissen.

Ich maulschellte indessen den gewaltsamen Werber rechts und links, und stieß ihm meine gestachelten Fersen in den Leib. Dessen ungeachtet hielt er mich fest, rannte mit mir zu seinem Wagen, warf mich hinein, sprang auf den Bock, ergriff die Zügel und jagte fort. Wüthend zog ich mein langes Renommistenschwert, um ihn von hinten zu durchbohren; doch, schnell besonnen, schenkt' ich ihm das Leben und zeichnete nur seine Fäuste mit einigen Hieben. Er

schrie mörderlich, wie der Riese Polyphem, als ihm Ullysses einen glühenden Pfahl in sein einziges Auge stieß. Und wie dort die nachbarlichen Cyclopen dem geblendeten und vor Schmerz brüllenden Menschenfresser zu Hülfe eilten, so stürzten auch hier zwanzig bis dreißig Lohnkutscher herzu und wollten über mich herfallen. Ich aber huschte aus dem Wagen, hieb mit meinem Sarraß gräßlich um mich herum und versetzte den Hülfstruppen verschiedne Wunden in Schenkel und Waden: denn höher konnt' ich von ebener Erde nicht reichen. Unterdessen erhielt ich Succurs von meiner gigantischen Dame, die ihren Sonnenschirm auf den Schädeln meiner Feinde entzwei schlug. Sie steckten freilich auch ihre Hände und Peitschen nicht in die Tasche; doch wär' uns wahrscheinlich ein glücklicher Rückzug gelungen, hätte sich nicht plötzlich ein eben vorbei streifendes Polizeicorps in den Streit gemischt und mich und meine Heldenamazone gefangen genommen.

Wir ruhten einige Monate auf unsern Lorbeeren im Carcer. Mein Vater mußte mich mit zweitausend Thalern auslösen. So hoch beliefen sich meine akademischen Schulden, die Kriegs- und Untersuchungskosten, das Schmerzengeld und die Heilung der verwundeten Kutscher. Das alles ward honett bezahlt und ich zum Dank — relegirt.

Meine Rückkehr ins Vaterhaus war keine joyeuse entrée. Doch veranstaltete mein Vater ohne große Kosten ein kleines Feuerwerk. Er beschenkte mich nämlich fünf Minuten lang mit so geschickten Ohrfeigen, daß mir Funken aus den Augen sprangen. Diese Feierlichkeit wiederholte er des folgenden Tages bei dem Examen, das er mit mir anstellte. Doch schien er weder mit meinen gelehrten Antworten, noch mit meinem bescheidenen Stillschweigen auf seine gelehrten Fragen zufrieden. Er behauptete im Ge-

gentheil: ich sey nicht würdig, Arzneien für einen kranken Hund zu verschreiben, geschweige denn für einen Menschen.

In der Folge errichtete er in seinem Hause eine hohe Schule, setzte sich selbst zum Lehrer an und hielt mir medicinische Vorlesungen, die ich nicht schwänzen durfte, wie die Collegien auf jener Universität, von welcher man mich (ohne gebührende Rücksicht auf meine verdienstliche Betriebsamkeit, viel Geld unter die Leute zu bringen), schimpflich verwiesen hatte. Unsere Hausakademie ging jedoch nach kurzer Dauer wieder ein. Indem mein Vater eifrig beschäftigt war, mich zu einem rüstigen Widersacher des Todes zu bilden, überfiel ihn Dieser, wie ein Dieb in der Nacht, und schlug ihn mit einem einzigen Streiche zu Boden.

Auch meine Mutter hatte kurze Zeit nachher dasselbe Schicksal. Ich war eben kein lachender Universalerbe, doch gereichte mir die Vorstellung, daß ich nun unbeschränkter Herr eines stattlichen Vermögens sey, zu einigem Troste.

Wie sehr betrog ich mich! Mein Vater — ein eben so leidenschaftlicher Gernreich als ich ein Gerngroß — hatte die Goldmacherkunst im Stillen getrieben, und sich dadurch um sein Gold gebracht. Ich fand kaum ein Zehntheil des Erwarteten. Das verdroß mich etwas. Ich konnte nun in meiner Vaterstadt auf keinem großen Fuße leben, und setzte deßhalb meinen kleinen Fuß hinaus vor's Thor, um auf Reisen zu gehen. Omnia mea mecum porto! rief ich mit dem alten Bias. Ich hatte die ganze Erbschaft in guten Wechselbriefen in der Tasche.

Sie war immer noch ansehnlich genug, daß ich ungefähr anderthalb Jahre in verschiedenen Hauptstädten Europens lustig damit wirthschaften konnte. Allein in Petersburg — ein Ort, dessen Andenken mir in der That

nicht heilig ist, ungeachtet er in Schrift und Druck immer ein Sanct an der Stirne führt — in Petersburg versiegte die goldene Freudenquelle. Ich bemühte mich, sie durch allerlei Finanzspeculationen wieder in Gang zu bringen, und es gelang eine Weile nicht übel. Aber zuletzt gerieth ich wegen elender zweihundert Ducaten ins Schuldgefängniß, und ich sollte daraus nicht entlassen werden, bis ich den letzten Heller bezahlte.

Jetzt hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben einige Ursache, Gott zu danken, daß ich ein Zwerg war. Bei natürlicher Mannslänge wär' ich wahrscheinlich ein ewiger Gefangener geblieben; kein Mensch hätte sich um den alltäglichen Menschen bekümmert: aber mein Zwergthum reizte die Gewinnlust eines Bären- und Affenführers, mit mir in Unterhandlung zu treten. Er lieh mir die benöthigten zweihundert Ducaten auf unbestimmte Zeit, und ich verschrieb ihm dafür zum Unterpfande meinen Leib, und Statt der Zinsen die Befugniß, mich überall, wo es ihm beliebte, so lange zur Schau auszustellen, bis ich ihm das vorgeschossene Lösegeld wieder bezahlte. Es war kein ehrenhafter Vertrag, das gesteh' ich; doch ich wußte keinen andern Weg aus dem Schuldthurme, und es dünkte mich ein Leichtes, durch Geschenke von Fürsten und andern Standespersonen bald so bereichert zu werden, daß ich mich von meiner Sclaverei loskaufen könne.

Aber diese Rechnung war falsch. Ich stellte zwei Jahre lang vielen großen und kleinen Erdengöttern, die mich in höchsten und hohen Augenschein zu nehmen geruhten, meine traurige Lage vor, ich bettelte mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen, und brachte dennoch nicht mehr als hundert Ducaten zusammen, die ich meinem Gläubiger nach und nach abtrug. Das zweite Hundert bin ich ihm

noch schuldig. O möchten sich doch Ew. Gnaden entschließen, mich durch eine Hand voll Gold aus meinem ambulanten Käfich zu erlösen, und sich dafür einen getreuen Diener einzuhandeln! Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Tausendkünstler. Sie können mich als Leibarzt, Barbier, Secretär, Vorleser, Tanz- und Sprachmeister, Hauspoeten, Kammerdiener, lustigen Rath — mit Einem Worte: als Factotum brauchen.

Uebrigens werden Sie darum, weil ich vor Zeiten ein Gerngroß war, keine schlimme Meinung von mir hegen. Ich ward in der Schule der Trübsal von meiner Narrheit geheilt; es gibt aber noch Tausende, die zwar nicht, wie ich, auf körperlichen, doch auf geistigen Stelzen herumschreiten, und durch diesen Kunstgriff hier und da als wahrhaft große Männer gelten. Wer kennt nicht irgend einen Gernwitz, einen Gernklug, einen Gerngelehrt und so weiter? Allen solchen Gerntäuschern kann mein Beispiel zur Lehre dienen. Wer höher strebt, als er dazu gediegene Kraft in sich hat, an dem rächt sich endlich die beleidigte Natur. Die Stelzen, auf denen er übermüthig einherwandelt, brechen einst plötzlich unter ihm, und es wird an ihm wahr, was die Schrift sagt: wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden. —

Jetzt erhob sich Zachäus von dem Fußbänkchen, machte einen tiefen Bückling und erwartete Resolution.

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Runenstein erklärt sich gegen anmaßliche Universalgenie's, und nimmt dennoch ein so windiges Wesen in seine Dienste.

„Mein gutes Männchen," begann Arbogast. „Seine drollige Geschichte hat mich angenehm unterhalten; Er scheint mir aber noch bis diese Stunde ein arger Schwindler zu seyn. Er nennt sich selbst einen Tausendkünstler, und erbietet sich in Einem Athem zu zehnerlei Aemtern, von welchen jedes seinen eigenen Mann erfordert, wenn es gehörig verwaltet werden soll. Ich bin kein Freund von vorgeblichen Universalgenie's. Sie gleichen den Universalarzneien, die nichts, gar nichts leisten, sobald es in einzelnen Fällen zum Treffen kommt."

„Ich bitt' um Entschuldigung, gnädiger Herr!" versetzte Zachäus. „Ich versprach nicht mehr, als ich vermag, und bin auf der Stelle bereit, ein Examen rigorosum auszuhalten. Befehlen Sie, daß ich ein Recept schreibe oder Ihnen den Bart abnehme? Wollen Sie Balletsprünge sehn? Soll ich einen Brief abfassen, ein Gedicht deklamiren, eine grammatische Vorlesung in fünferlei Sprachen halten, oder aus dem Stegreif Verse machen?

Ich zittre nicht vor allen diesen Proben,
Und du, Mäcen! wirst mich bei jeder loben."

„Still, still!“ rief Arbogast mit abwehrender Hand. „Ein Poet wär' in meinem prosaischen Hause so überflüssig, als ein fünftes Rad am Wagen. — Die übrigen Geschicklichkeiten, deren Er sich rühmt, sind nicht zu verachten. Ehe wir uns aber weiter mit einander einlassen, ist noch ein wichtiger Punkt zu erörtern. Dieser betrifft Seinen schelmischen und schadenfrohen Charakter, der sich sogar schon gegen mich äußerte.“

„Himmel! wie so?“ fragte Zachäus mit starren Augen.

„Stell' Er sich nicht so fremd!“ antwortete Herr von Runenstein. „War's nicht eine Schelmerei, daß Er mich in Seinem Kasten durch ein Getümmel erschreckte, als wär' eine Legion Teufel darin?“

„O, dieser Spaß war nicht auf Ew. Gnaden gemünzt!“ sagte der Zwerg. „Konnt' ich durch die Bretwände meines Reisekäfichs sehn, daß ein so achtungswerther Herr vor mir stand? Ich hörte nur über Verunsicherung der Landstraße eifern, und glaubte — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — glaubte wirklich, diese gebieterische Stimme gehöre einem Landreiter oder sonst einem Polizeimenschen. Da ich nun gegen dergleichen Leute, wegen ihrer Einmischung in meinen Kampf mit den Lohnkutschern, einen alten Groll habe, so — —“

„Gut, gut!“ fiel Arbogast ein. „Diese Ausrede mag gelten. Tret' Er jetzt ab! Wir wollen uns über Sein Gesuch besprechen und entschließen.“

Mit einem fröhlichen Luftsprunge war Zachäus an der Thüre, stieß sie hastig auf, und versetzte damit seinem Gläubiger einen tüchtigen Kopfstoß. Der Kerl schnitt ein grimmiges Gesicht, verbiß aber stumm den Schmerz, um sich nicht als Horcher zu verrathen, und vielleicht den sich gut anlassenden Zwerghandel dadurch rückgängig zu machen.

Nach einer viertelstündigen Berathschlagung mit seiner Gemahlin rief Herr von Runenstein den Gerngroß wieder ins Zimmer.

„Wir sind entschlossen,“ sprach er, „hundert Ducaten für Ihn zu zahlen, wenn er sich mit der Stelle und den gewöhnlichen Einkünften eines Kammerdieners begnügen will.“

„Ich stehe mit Freuden zu Befehl,“ antwortete Zachäus.

„Aber noch eine Frage!“ fuhr Herr von Runenstein fort. „Ist Er, der in alle Sättel gerecht zu seyn vorgibt, auch im Pferdesattel zu Hause? Das heißt: kann Er reiten?“

Diese Kunst war dem Zwerge nicht fremd, aber verhaßt, weil sich in frühern Zeiten manches Roß das Vergnügen gemacht hatte, den fast schenkellosen Reiter abzuwerfen, und er überhaupt bei jedem Ritt allerlei Unbequemlichkeiten empfand. Er stutzte daher bei jener Frage, faßte sich jedoch schnell und antwortete: „Ich gestehe, gnädiger Herr, daß ich Alexanders Bucephalus kaum gebändigt haben würde; doch einen lenksamen Klepper weiß ich recht gut zu regieren.“

„Mehr bedarf es nicht;“ sagte Herr von Runenstein. „Ich werde Ihn bisweilen zu meinem Depeschenreiter brauchen.“

Der Italiener — oder was er sonst für ein Landsmann war — erhielt nun seine hundert Ducaten, lieferte dagegen die Leibverschreibung aus, fuhr mit seinen Affen von dannen, und nahm von dem Zwerglein so wenig Abschied, als wär's eine todte Waare gewesen, die er verkauft hätte.

Hier schließt sich die Episode vom kleinen Zachäus, und die Hauptgeschichte beginnt wieder.

Fünfzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach will Feuer und Wasser mit einander vermählen.

Junker Ortlieb hatte (ohne uns durch irgend eine meldenswürdige Handlung zu einer einzigen Zeile Stoff zu geben) das vier und zwanzigste Lebensjahr erreicht, und machte der Familie Ellerbach, die unter der Hand fleißig nach seinem Befinden forschte, noch immer nicht das Vergnügen, einige Anlage zur Schwindsucht oder zu einer andern frühtödtlichen Krankheit zu zeigen. Wie hätte auch ein so gelassener Jüngling, den nichts in der Welt beunruhigte, der sich weder erhitzte noch ärgerte, dem Tod eine solche Blöße gegeben? Er schien von seiner kerngesunden Natur bestimmt, alle seine Verwandten zu Grabe zu begleiten, und einst die Güter Runenstein und Bärenfels unter seiner Herrschaft zu vereinigen.

Ellerbach hatte ihm keinen männlichen Sprößling entgegenzustellen. Sein Ehesegen begann und endigte mit der Tochter, deren Geburt er (wie sich der Leser aus dem zehnten Kapitel erinnert) seinem Erbbruder anzeigte. Fräulein Helene — so hieß sie — war acht Jahre jünger als Ortlieb, und jetzt, in ihrem sechzehnten Frühling, vielleicht schöner als ihre berühmte Namensschwester, die Gemahlin

des Königs Menelaus, deren Reize den Untergang Troja's veranlaßten.

Doch darauf ist zu wetten, daß Ihro Majestät, die griechische Königin, nicht so wild und hummelartig herumschwärmte, wie unsere deutsche Helene. Diese war ein rasches Wesen, das blos aus Luft und Feuer zusammengesetzt schien, keinen Augenblick still und ruhig seyn konnte, immer unbesonnen auf seine Gesundheit losstürmte, und jede Warnung vor Gefahren für Pedanterei erklärte. Die Aeltern mußten sie, zum Beispiel, bei Bällen sorgfältig bewachen, daß sie nicht, von einem ewigen Walzer noch entathmet und glühend, den Giftbecher der kühlsten Limonade leerte, und sich dadurch fertig machte, vom Tode zum Tanz aufgefodert zu werden. Es schien, als sehnte sie sich recht nach diesem nackten Tänzer. Sie lief ihm, wenn man nicht auf sie Acht gab, im leichtesten Batistkleide durch Wind und Wetter entgegen, und kam ihm noch mit so vielen andern Liebesäußerungen zuvor, daß es höchst wahrscheinlich war, er werde nicht lange unempfindlich bleiben, sondern sie bald mit zärtlichen Armen umfangen.

Ueberlebte sie aber auch ihre Aeltern, so war dennoch, kraft des geschlossenen Erbvertrags, Junker Ortlieb befugt, sogleich nach deren Absterben das Gut Bärenfels in Besitz zu nehmen, und Helenen dafür mit einer gewissen Geldsumme, die dem Werthe des Grundstücks bei weitem nicht entsprach, abzufinden.

Dieser Vertragspunkt war, wie das Ganze, ein Werk des Herrn von Ellerbach, und von seiner Seite gleichsam ein gewagter Einsatz in des Zufalls Lotterie. Sein damals neugeborenes Söhnchen schien ihm mit unverwüstlicher Lebenskraft ausgerüstet: Ortlieb hingegen war anfangs kein so derber und tüchtiger Knabe. Aus diesem Umstande

schöpfte Herr von Ellerbach die luftige Hoffnung, daß Ortlieb bald sterben und keinen männlichen Nachfolger haben würde. Daher überredete der schlaue Höfling seinen Vetter, die weibliche Linie durch die Erbverbrüderung von der Lehnsfolge auszuschließen, und den ihr gebührenden Pflichttheil in baarem Gelde zu bestimmen.

Aber der arglistige Mann fiel in seine eigene Schlinge. Der blinde Tod that einen unerwarteten Mißgriff, Hymen leistete keinen Ersatz, und es verschwand nach und nach aller Anschein, daß er ihn jemals leisten werde.

Herr von Ellerbach grübelte nun unermüdet, wie er sein treffliches Gut Bärenfels für Helenen retten und erhalten könne. Es gab zwischen Himmel und Erde keinen andern Ausweg, als eine Vermählung des Fräuleins mit dem verhaßten und ungebildeten Ortlieb. Ein bitteres Nothmittel, und noch dazu mit Alpen von Schwierigkeiten umgeben. Die Familien Ellerbach und Runenstein lebten in Zwiespalt, oder waren vielmehr für einander so gut als todt. Sie hatten sich seit länger als vier und zwanzig Jahren nicht gesprochen, nicht gesehen, keine Briefe gewechselt. Eine so tief entschlafene Bekanntschaft zu wecken, war für Herrn von Ellerbach besonders darum ein mißliches Unternehmen, weil er befürchten mußte, daß aus der Gruft der Vergessenheit zugleich das Bild des verlorenen Kindes aufsteigen und mit zartem Finger auf ihn als Räuber oder gar Mörder zeigen werde. Er war freilich von der ihm beigemessenen Unthat durch ein Rechtsurtheil freigesprochen: aber kann der Themis Schwert, so scharf es ist, auch die Wurzel des Verdachts aus dem Herzen des Beleidigten heben und tilgen? — Nimmermehr!

Herr von Ellerbach verlor dennoch nicht den Muth. Er rechnete auf den Beistand der mächtigern Zeit, die Gutes

und Böses allmählig auf der Tafel der Erinnerung auslöscht. Ueberdieß kannte er Runensteins schwache Seite; er wußte, daß sich viel bei ihm ausrichten ließ, wenn man ihm ein Geschenk mit deutschen Alterthümern machte, oder sie ihm wenigstens zum Kauf verschaffte.

Entschlossen, diesen Bestechungsweg einzuschlagen, forschte er nach dergleichen Seltenheit hin und her. Man wies ihn endlich an einen alten wunderlichen Gelehrten, in dessen Museum wir ihn im nächsten Kapitel begleiten wollen.

Sechzehntes Kapitel.

Die eiserne Hand. — Unerwartete Freude eines Autors, der zu einer Schrift keinen Verleger finden konnte.

Doctor Cornelius, der vorgeschlagene Nothhelfer, war vor Zeiten auf einer Universität Professor gewesen, hatte sich aber nun in einem Städtchen, unweit Bärenfels, zur Ruhe gesetzt, und lebte und webte dort in einer Rumpelkammer voll angeblicher Antiquitäten. Einige Stücke dieser planlosen und verworrenen Sammlung waren nicht ohne Werth; doch das übrige Gerüll hatten freche Betrüger dem leichtgläubigen Tändler aufgeschwatzt, und beträchtliche Summen dafür aus seiner Tasche in die ihrigen geleitet.

Auf der Universität hielt er seine Antikengallerie lange Zeit geheim und verschlossen. Als sie aber so angefüllt war, daß er allen gekrönten Häuptern des Erdbodens damit trotzen zu können glaubte, that er sie großmüthig auf, und lud Kenner und Kunstfreunde öffentlich in den Zeitungen zur Beschauung ein. Was werden die Leute für Augen machen! sprach er für sich, als die halbe Universität gleich darauf begann nach seinem Hause zu wallfahrten.

Nun ja, sie machten Augen, die Leute; aber worüber? — Ueber die wüste, mit Lappalien aller Art angefüllte Trödelbude, die ihnen, als eine Schatzkammer der herrlich-

sten Antiken und anderer Merkwürdigkeiten, geöffnet ward. Der große Haufe gaffte stumm; das kleine Häuflein der besser unterrichteten, aber bescheidenen Männer gönnte dem Eigenthümer seinen süßen Wahn, und bestärkte ihn sogar durch zweideutiges Lob darin: aber drei oder vier gelehrte Tölpel — es gab deren zu allen Zeiten — sagten ihm vor vielen Ohrenzeugen ins Angesicht und predigten von den Dächern, daß sein ganzer Raritätenkram ins Auskehricht gehöre.

„Der Neid spricht aus ihnen!“ sagte Cornelius tröstend zu sich selbst, und es ist wohl wahr, daß der Dämon des Neides in vielen Gelehrten — auch nur sogenannten Gelehrten — wohnt, und nicht nur Weiß in Schwarz vor ihren Augen verwandelt, sondern sie auch zu tölpelhaften und hämischen Urtheilen über den Beneideten verführt. — Aber hier war dieser Unhold nicht im Spiele. Die Grobiane hatten, ihre Grobheit abgezogen, vollkommen Recht. Darauf trotzend, fuhren sie auch fort, des Doctors geliebtes Steckenpferd eine unnütze Mähre zu schelten, und ihn sogar in Zeitungen und Journalen an den Pranger der Unwissenheit zu stellen.

Er grämte sich krank, legte sein Lehramt nieder, floh ins Dunkel eines Landstädtchens, ergötzte sich im Stillen an seinem Plunder, sah sich aber bald durch Mangel gezwungen, ein Stück nach dem andern zu veräußern und in Brod zu verwandeln. Sein Markt ward in der umliegenden Gegend berühmt und häufig besucht. Er verfuhr mit reichen Ignoranten, wie man mit ihm verfahren hatte; nur mit dem ehrenhaften Unterschiede, daß er fest und innig glaubte, er bediene seine Kunden sehr redlich.

Herr von Ellerbach reiste zu ihm. Das Haus, worin er wohnte, war so klein und enge, daß er die Grenzen

seines Museums bis auf die Treppe hatte ausdehnen müssen. Schon da standen Aschenkrüge und Weinhumpen, Götterbilder und Thiergerippe, neben und über einander; man konnte kaum durchkommen.

Cornelius trat, als Herr von Ellerbach anlangte, in einem alten damastenen Schlafrocke, mit einem Stricke umgürtet, aus dem Wirrwar seiner Polterkammer hervor, und fragte scheu, was zu Diensten stehe.

Ellerbach eröffnete seinen Wunsch, einige altdeutsche Waffen zu kaufen. Hurtig brachte der Doctor verschiedene Streitkolben, Sturmhauben und Tartschen herbei, und nannte die Ritter, die damit turnirt haben sollten. Der Handel kam um einen leidlichen Preis zu Stande.

„Ich wünschte nun noch irgend ein vorzüglich merkwürdiges Stück;“ sagte Ellerbach. „Etwas einziges in seiner Art, das sonst niemand zu besitzen sich rühmen könnte.“

Schweigend stand Cornelius eine Minute lang, und ließ die Augen rings umher über seine Vorräthe gleiten. Dann sprang er geschwind auf ein Kästchen zu, nahm es in die Hände und drückt' es zärtlich an seine Brust. „Hier, mein Herr,“ sprach er, „hab' ich ein Kleinod, von dem ich nicht ohne Thränen scheiden könnte. Es ist nur von Eisen, mir aber werther als Gold.“

„Was ist's denn?“ fragte Herr von Ellerbach neugierig.

„Des berühmten Ritters Götz von Berlichingen eiserne Hand!“ antwortete Cornelius mit einem feierlichen Tone. „Betrachten Sie mit Erstaunen und Ehrfurcht diese köstliche Relique der alten deutschen Tapferkeit!“

Er öffnete das Kästchen, hob eine gelenksame rostige Hand von schauerlichem Ansehen heraus, führte sie zu seinen Lippen, und mit eintönigem Pathos, als ob er ein auswendig gelerntes Pensum hersagte, sprach er: „Dieses

Heiligthum war ein Nothglied des edlen Ritters, den die Fürsten haßten und an den die Bedrängten sich wandten. Seine natürliche rechte Hand ward ihm vor Landshut abgeschossen; es schmerzte ihn, zu seinem Beruf verstümmelt zu seyn; doch es fiel ihm ein, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Getröstet sah sich Götz nach einem Künstler um, der ihm seinen Verlust ersetzen könne, und es gelang ihm, einen zu finden. Lange nachher traf er mit einem Klosterbruder, der ihn nicht kannte, in einer Herberge zusammen. Sie sprachen traulich über Mönchs- und Ritterleben; am Ende reichte ihm Götz zum Abschied die linke Hand. Warum reicht ihr mir die Linke? fragte der Bruder. Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth? — Und wenn ihr der Kaiser wär't, antwortete Götz, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen. — Da erkannte der Mönch, daß der wackre Götz mit ihm sprach, und freudig segnet' er ihn." —

„Ich erinnere mich dunkel, diese Anekdote schon irgendwo gehört oder gelesen zu haben;" sagte Herr von Ellerbach mit einem leichten nachläßigen Tone, um durch diese scheinbare Kälte einen wohlfeilen Preis zu erlisten. „Aber, mein Herr Doctor," fuhr er fort, „es ist höchst ungewiß, ob das mechanische Kunstwerk, das wir hier vor uns haben, mit dem tapfern Arme des alten Götz wirklich vereinigt war, oder ob vielleicht — —"

„Ich empfehle mich Ihnen!" fuhr der Doctor ärgerlich auf, drehte dem Edelmann den Rücken zu, legte die Hand wieder ins Kästchen und trug es an seinen Ort.

„Nun, nun, werden Sie nur nicht gleich böse!“ sagte jener begütigend.

„Ja, Sie beleidigen mich!“ brummte Cornelius, immer noch seine Kehrseite zeigend. „Ich bin von der Aechtheit dieses Kleinods so fest überzeugt, daß ich jeden Zweifel daran für Blasphemie erkläre.“

„Mit Ihnen ist nicht gut scherzen, Herr Doctor!“ sprach Ellerbach. „Merkten Sie denn nicht, daß mein Einwand eine bloße Neckerei war?“

Cornelius sah sich besänftigt um, und Ellerbach, der die eiserne Hand für sehr brauchbar hielt, sie seinem Vetter zur Versöhnung entgegen zu strecken, fragte nach dem genauesten Preise derselben.

Sie kostet mich selbst dreihundert baare Reichsthaler,“ sagte der Doctor.

„Ei, ei! das ist viel für ein Pfund altes Eisen!“

„Herr!“ rief Cornelius zornig, „wenn Ihnen diese Wunderhand nur als Eisen gilt, so sind Sie nicht werth, sie für eine Million zu besitzen!“

Ellerbach mußte sich wieder auf's Gebiet des Scherzes flüchten, um einer scharfen Lection zu entgehen; und von dieser Freistätte herüber bot er mit lachendem Munde auf die ritterliche Reliquie den sechsten Theil des Einkaufspreises.

Der Doctor erglühte vor Unwillen. Ellerbach setzte noch fünfzig Thaler zu, schwor aber dabei ernstlich: er werde nun keinen Groschen weiter zulegen. Cornelius schüttelte mürrisch den Kopf; der Handel stand auf dem Punkte, sich zu zerschlagen. Schon übergab Ellerbach die gekauften Stücke seinem Bedienten, wünschte dem Doctor wohl zu leben, und wandte sich nach der Thüre. Der arme Mann, der eine bedeutende Summe höchst nöthig brauchte, trippelte ängstlich herum, verhüllte sein Gesicht, um eine Thräne

zu verbergen, und seufzte: „Nehmen Sie hin!“ Er reichte hastig das Kästchen dem Bedienten, und winkte, sich damit eilig zu entfernen.

Es geschah; der Käufer zahlte, und bat um Ausfertigung eines Beglaubigungsscheins, daß die eiserne Hand eine Perle der deutschen Alterthümer sey, und vom Ritter Götz wirklich herstamme.

„Statt eines Scheins kann ich Ihnen ein ganzes Buch geben,“ sagte der Doctor, und zog ein dickes Pack bestaubter Papiere aus einem Winkel hervor. „Sehen Sie, dieses starke, mit wichtigen Urkunden und Belegen ausgestattete Werk schrieb ich über die eiserne Hand und wollt' es drucken lassen: aber die Buchhändler huldigen dem frivolen Geiste des Zeitalters, geben sich mit Romanen, Comödien und andern Leichtfertigkeiten ab, und können vor solchen Schnurrpfeifereien nicht dazu kommen, eine gehaltreiche antiquarische Schrift zu verlegen.“

Ellerbach durchblätterte das Manuscript. Es schien ihm eine überaus gründliche Untersuchung des Gegenstandes zu enthalten. „Herr Doctor,“ sprach er, „würde es Ihnen wohl Freude machen, Ihr Werk gedruckt zu sehn?“

„O, wenn ich das Glück erlebte!“ rief der Antiquarius, und sein Antlitz verklärte sich.

„Sie sollen's erleben!“ sprach Jener. „Das Buch soll auf meine Kosten ans Licht treten.“

„Ist's möglich?“ jauchzte Cornelius. Göttlicher Mann, Sie heben mich zu den Sternen!“ Er faßte seines Wohlthäters Hand und küßte sie unwiderstehlich.

„Fassen Sie sich, fassen Sie sich!“ sagte Ellerbach. „Ich bedarf nur eines einzigen Exemplars, doch werde ich mehrere hundert Stück prachtvoll drucken lassen, und Ihnen als Honorar übersenden.“

Er eilte fort, um allem weitern Dank zu entrinnen; doch der überglückliche Autor sprang ihm nach, und stieß im Wonnetaumel auf der Treppe einige Statüen um, die nun mit ihm zugleich den hohen Patron bis auf die Hausflur begleiteten.

Siebenzehntes Kapitel.

Der ehrliche Zugvogel, oder der Hausfreund, wie er seyn soll.

Das antiquarische Meisterstück ward der Presse übergeben, schnell von ihr gefördert, und der Verfasser erhielt seinen papiernen Ehrenlohn. Der geistige Geburtshelfer begnügte sich an einem einzigen, auf Velin gedruckten Prachtexemplare, das er, um seinem Vetter damit ein glänzendes Geschenk zu machen, in rothen Saffian binden ließ. Auch der eisernen Hand ward eine zierliche Wohnung von marokkanischem Leder bereitet. Inwendig ruhte sie auf Sammt, und also weicher nnd üppiger, als ihr vermeynter Urbesitzer, der immer rastlose und oft bedrängte Götz, jemals geruht hatte.

Herr von Ellerbach hielt es für anständig und ersprießlich, die Versöhnungsgeschenke mit einer gewissen Feierlichkeit in Runenstein übergeben zu lassen. Der schicklichste Mann zu dieser Ambassade schien ihm ein alter Hausfreund, ein seit länger als dreißig Jahren verabschiedeter Lieutenant, der ein Gütchen in der Nähe besaß, aber keinen weitern Vortheil davon zog, als daß er darin sein Haupt zur Ruhe legen konnte, und Brod und Kartoffeln genug hatte, um sich satt essen zu können. Aber dieser magern Kost widerstand sein Gaumen; er speis'te daher lieber bei Andern, als bei sich selbst, und verwandte die wenigen

Einkünfte seiner verpachteten Hufe größten Theils auf den Unterhalt eines Rosinanten *, der ihn von einem Rittersitze zum andern trug, und es gern that, weil auch er an fremden Krippen besser als in der Heimath bewirthet wurde. Unser Lieutenant war, wegen seiner guten Gesellschaftsgaben und bescheidenen Fügsamkeit in die Gemüthsart aller seiner Bekannten, überall angenehm und willkommen. Fing man irgendwo an, ihn mit Kälte zu behandeln, so zog er, wie ein Strichvogel, in eine wärmere Gegend.

Bei diesen Kreuz- und Querzügen geschah es denn oft, daß er von dem und jenem, besonders von neugierigen Damen, über die innern Verhältnisse der Häuser, wo er ein- und ausritt, und sogar über die in denselben geführten Gespräche befragt ward. Aber in solchen Fällen benahm er sich wacker und weltklug, und überhaupt so, wie es jedem tüchtigen Manne ziemt und gebührt. Weit entfernt, durch Ausplauderei um freundliche Gesichter zu buhlen, schützte er sich gegen Geheimnißforscher mit dem Schilde der Unwissenheit. Verlangte man, er solle die Tischreden seiner Gastfreunde verrathen, so konnte er freilich weder seine Ohren verläugnen, noch vorgeben, es würden an jenen Orten stumme Gastmahle gehalten; er mußte, um die Frager nicht zu beleidigen, irgend etwas bekennen: aber zu diesen Zwangopfern der Höflichkeit wählte er immer die gleichgültigsten Dinge, aus welchen sich kein Gift saugen ließ. Afterreden, die in seiner Gegenwart über Abwesende geführt wurden, trug er um keinen Preis hin und her; nur für das Gute, das man von einander sagte, war er ein williges Sprachrohr, und dichtete mitunter sogar

* Man spricht und schreibt gewöhnlich, „die Rosinante;“ aber es ist falsch, weil Don Quixote's berühmter Gaul, der Stammvater aller Rosinanten, ein Hengst war.

etwas Angenehmes hinzu, wenn es darauf ankam, entzweite Familien wieder zu vereinen.

Ein so löblicher Zuträger war er seit vielen Jahren zwischen den Häusern Runenstein und Bärenfels: denn auch jene ferne Gegend gehörte zum Sprengel seiner Gastritte. Er besuchte sie gewöhnlich im Sommer, und bezog, wenn der Herbst die Wälder entlaubte, sein altes Winterquartier mit einer reichen Beute guter Neuigkeiten und freundschaftlicher Briefchen und Grüße, die er an den gehörigen Orten vertheilte.

Hätte er sich aber auch mit dem Speditionshandel bösen Leumunds befaßt: er wäre doch durch jene beiden Häuser wenig beschäftiget worden. Die Flamme ihrer Feindschaft loderte jetzt nicht mehr hell; es glimmten nur noch Funken unter der Asche. Herr von Runenstein konnte zwar den Mann, den er für den Räuber seines Erstgebornen hielt, unmöglich lieben: aber er haßte ihn immer weniger, jemehr die Nebelgestalt des ihm vor vier und zwanzig Jahren entrissenen Sohnes in den dunkeln Hintergrund der Vergangenheit zurück trat, und jemehr sich ihm Ortlieb durch sein gesetztes und spießbürgerliches Wesen (das andern Leuten an einem so jungen Manne eine höchst alberne Kalmäuserei dünkte) werth und angenehm machte.

Arbogast war überhaupt zu vorsichtig, von jemand Uebels zu reden, und sich dadurch der Gefahr einer Injurienklage bloszustellen. Auch Alwina erlaubte sich über niemand ein unglimpfliches Urtheil: es ward also in Runenstein von der erbverbrüderten Familie in Bärenfels entweder gar nicht oder unverfänglich gesprochen.

Ellerbach hielt freilich in frühern Jahren seine Zunge nicht so schonend im Zaume; da er aber in der Folge von seinem Vetter nichts weiter sah und hörte, so ward er es

allgemach überdrüssig, mit bittern Einfällen auf ihn Jagd zu machen. Er kehrte im Gegentheil seit der Zeit, da er sich mit dem Heirathsplane zu beschäftigen anfing, den Spieß völlig um, sprach von Ortliebs Aeltern recht gut, und trug sogar dem Lieutenant, als dieser kurz nachher seinen Sommerzug begann, viele Grüße an sie auf.

Herr von Löffler — dieß war der Name des ehrlichen Krippenreiters — bestellte die ihm mitgegebenen Empfehlungen getreulich, und schmückte sie, nach seiner Art, mit allerhand schmeichelhaften Verzierungen aus. Der Schlaukopf ahnte, was im Werke war, und er handelte folgerecht, indem er besonders von Helenen viel Schönes und Gutes in Runenstein sagte. Er that es mit solcher Geschicklichkeit, daß sich Alwina schon von selbst im Stillen das Fräulein zur Schwiegertochter wünschte.

Aber der Lobredner hieb stark über die Schnur. Helenens Aeltern waren kurz zuvor gezwungen gewesen, das wilde Mädchen, das sie nicht mehr bändigen konnten, einer Pensionsschule in der Hauptstadt zu übergeben. Sie hatten, in Rücksicht der ausschweifenden Lebhaftigkeit ihrer Tochter, eine Erziehungsanstalt gewählt, deren Vorsteherin wegen der Strenge ihrer Zucht bekannt und beinahe verschrien war.

Achtzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach beschließt, einen Großbotschafter nach Runenstein zu senden.

Während der Zeit, als sich Löffler in der Gegend von Runenstein als Sommervogel aufhielt und dort dem Herrn von Ellerbach geschickt vorarbeitete, wurden die schon erwähnten Alterthümer dem Doctor Cornelius abgekauft, und im Herbste waren sämmtliche, für Arbogast bestimmte Geschenke, mit Einschluß des Buchs über die eiserne Hand, zur Absendung bereit.

Jetzt traf Löffler in seinem leeren Winterneste wieder ein, ritt gleich des folgenden Tages nach Bärenfels, und überbrachte zehnmal mehr Complimente und Freundschaftsversicherungen, als man ihm in Runenstein aufgetragen hatte. Die letztern waren sogar seine eigene Erfindung; doch bei der jetzigen Lage der Dinge nahm sie Herr von Ellerbach für gute Münze, und freute sich ihrer.

Dieses sichtbare Wohlbehagen weihte den klugen Hausfreund in das ihm noch bisher verschwiegene Geheimniß immer tiefer ein, und er hielt auf der Stelle, um das warme Eisen zu schmieden, dem Junker Ortlieb eine Lobrede. „Sie glauben nicht,“ rief er aus, was es für ein herrlicher Junge geworden ist! Gesund und stark, wie eine Eiche, vereinigt er altdeutsche Biederkeit mit altdeutscher

Kraft. Es ist wahr, er zeigt wenig Anlage, ein zierlicher Weltling zu werden: er ist etwas eckig, ungelenk und umständlich: aber was thut das? Ist der Kern gut, so übersieht man die rauhe Schale. Ich wenigstens betrachte die Menschen nicht wie die Zimmtbäume, an welchen die Rinde das Beste ist. — Kurz, Ortlieb ist mein Mann! und wär' ich reich und hätt' eine Tochter: kein Anderer als er sollte mein Schwiegersohn werden!" —

Herr von Ellerbach und seine Gemahlin wechselten bedeutende Blicke. „Wie kommt Ihr denn heute zu dieser begeisterten Sprache?" begann Jener. „Man hat Euch in Runenstein wohl gar zum Brautwerber gedungen?"

„Nein, das geschah nicht;" versetzte der Lieutenant. „Aber man fragte viel nach Fräulein Helenen, und hörte alles Schöne und Gute, was ich von ihr erzählte, mit besonderer Theilnahme an."

„Ist das wirklich so, wie Ihr sagt?" sprach Herr von Ellerbach.

„Auf mein Wort!" erwiederte Löffler. „Sie wissen, daß ich weder heuchle noch schmeichle."

„Nun gut!" sagte Jener. „So erfolgt doch wohl, ehe wir's uns versehen, eine Anwerbung."

„Das glaub' ich nicht, Herr von Ellerbach, ungeachtet ich den jenseitigen Wunsch, ein solches Bündniß mit Ihrem Hause zu schließen, nicht im geringsten bezweifele."

„Und wenn dem so wäre, warum sollten die Leute nicht mit der Sprache herausgehn?"

„Weil sie, mit Einem Worte, zu zaghaft sind;" antwortete Löffler.

„Dann muß man ihnen Muth machen und die Zunge lösen;" sprach Ellerbach. Er entdeckte nun dem Lieutenant, was er im Sinne hatte und zeigte ihm die zu diesem Be-

huf angeschafften Alterthümer. „Aber Ihr bekommt dabei ein Stück Arbeit, Freund Löffler!“ fuhr er fort. „Ich kenne meinen stöckischen, maulenden und federscheuen Herrn Vetter! ich darf ihm diese Geschenke nicht mit der Post oder durch einen Diener senden: er wäre sonst fähig, sie eben so stumm hinzunehmen, als vor siebzehn Jahren meine höfliche Notification von Helenens Geburt. Ich muß schlechterdings, um ihn auf eine imposante Weise aus seinem Schlummer zu wecken, einen Botschafter von Rang und Ansehen an ihn abfertigen, und zu diesem Ehrengeschäfte hab' ich Euch auserseh en.“

„Ich danke für das gute Vertrauen,“ sagte der Lieutenant: „aber Ihr Gesandter wird auf seinem dürren Klepper einen sehr glanzlosen Einzug in der Burg Runenstein halten.“

„Laßt mich für Eure Ausrüstung sorgen!“ erwiederte Herr von Ellerbach. „Es kommt nur darauf an, ob Ihr mir den Gefallen thun wollt, Euch zu einer kleinen Maskerade zu entschließen. Ich bin nämlich gesonnen, meinen Vetter, der bekannter Maßen ein Freund und Verehrer des alten Ritterwesens ist, mit einem feierlichen Aufzuge in diesem Costüm zu überraschen. Ihr sollt, als ein geharnischter Ritter, auf meinem schönsten Pferde bei ihm einreiten, und einer von meinen Dienern soll Euch als Schildknappe begleiten.“

„Der Einfall ist nicht übel;“ sagte Löffler: „und ich vermuthe selbst, daß dieses Mummenspiel innerhalb der Mauern von Runenstein vielen Beifall erhalten würde: aber eh' ich dahin komme, wird man mich auf den Straßen weidlich auslachen und glauben, Don Quixote und sein Sancho Pansa wären wieder von den Todten erstanden.“

„Diesem Uebel können wir abhelfen;“ ergegnete Herr von Ellerbach. „Ihr reitet in Eurer gewöhnlichen Kleidung bis in den nächsten Gasthof vor Runenstein, und legt erst dort die Rüstung an, die ich, sammt den Geschenken, zu Wagen und wohlverdeckt dahin bringen lasse.“

Mit dieser Einrichtung war der Lieutenant zufrieden. Es ward für ihn ein Harnisch bei einem kunstreichen Blechschmiede bestellt; nach einigen Wochen war der ganze Ritterschmuck fertig und Löffler reiste ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Blick in das stille Wohnzimmer der Familie von Runenstein.

An einem düstern Novembertage saß Herr von Runenstein, mit der Feder in der Hand, an seinem Schreibpulte und fertigte aus einem alten, ihm aber sehr schätzbaren Buche — aus Höens Betrugs-Lexicon — einen Taschenauszug, um ihn, als ein Gegengift wider Bevortheilung aller Art, immer bei sich zu führen. Alwina nähte schweigend am Fenster, und legte die Scheere, so oft sie solche gebraucht hatte, mit zarter Behutsamkeit wieder auf den Tisch, damit ihr Gemahl ja nicht durch das geringste Geräusch in seinem Fleiße gestört werden sollte. Weniger vorsichtig war Junker Ortlieb. Er trieb auf dem Canapee zwar auch ein stilles Geschäft: er rauchte Tabak; aber er schlief allmählig darüber ein, das Pfeifenrohr fiel ihm aus der Hand, und ein daran befestigter meerschaumener Kopf von ansehnlicher Größe und Schwere polterte nieder auf die Dielen.

Arbogast machte vor Schrecken einen Tintenklecks auf sein Manuscript, sah sich finster um und fragte: „Was gibt's?"

„Ich bin wie behext;" sagte Ortlieb und rieb sich die Augen. „Sobald ich mich auf's Canapee setze, überfällt mich der Schlaf."

„Nun, so setze dich künftig nicht so weich!“ erwiederte der Vater. „Oder binde dir wenigstens, wenn du Tabak rauchst, die Pfeife fest an den Leib, daß sie nicht herunterfallen, zerbrechen und mich erschrecken kann.“

Er stand auf, besah die Pfeife genau von oben bis unten, ob sie Schaden gelitten habe, forderte von Alwinen ein Band, schlang es um das Rohr und unterrichtete seinen Sohn weitläuftig, wie er die daran geknüpfte Bandschleife an einen tüchtigen Rockknopf hängen solle, um ruhig und ohne Gefahr zwischen Schlaf und Wachen rauchen zu können. „Das ist, Gott sey Dank, wieder abgemacht!“ sprach er am Ende der Lection. „Nun störe mich Niemand weiter!“

Er kehrte zum Betrugslexicographen zurück und bemühte sich, den verlorenen Faden seines Geschreibes wieder zu finden. Es war nicht möglich; denn vor der Thür und auf der Treppe entstand eben jetzt ein tolles Gelauf, und ins Zimmer flog ein Bedienter mit der Meldung: es halte unten im Schloßhofe ein geharnischter und gewaffneter Reiter, der sein Gesicht in eine Blechhaube versteckt habe und seinen Namen nicht nennen wolle, sondern unmittelbar den Herrn von Runenstein zu sprechen verlange.

„Ein geharnischter und gewaffneter Reiter?“ rief Arbogast bleich und starr. „Himmel! was will ein solcher Mann hier? Ich muß ihn sehen, eh' ich mich entschließe, ihn vorzulassen.“

Er eilte mit wankenden Knieen in ein Zimmer, aus welchem er die Aussicht in den Hof hatte, und staunend erblickt' er einen Ritter, der in voller glänzender Rüstung auf einem hohen Rosse saß. Hinter ihm hielt ein berittener Schildknappe den Zügel eines Handpferdes, das unter einer prächtigen Decke mit Waffen beladen schien.

Diese malerische Gruppe hätte auf den Herrn von Runenstein, der sie hinter dem Fenstervorhang belauschte, den angenehmsten Eindruck gemacht, wäre ihm nicht seine Augenlust durch Angst und Besorgniß, daß ihm der rüstige Kämpe den Fehdehandschuh hinwerfen möchte, verbittert worden. Ohne Bewegung, wie ein steinernes Bild, saß der Ritter im Sattel und wartete ruhig auf Antwort; aber die muthigen Rosse stampften ungeduldig gegen die Erde und hieben und scharrten sie auf. „Ich wollte, sie verschläng' euch und eure Reiter! murmelte Arbogast, als er sich satt gesehen hatte.

Doch durch Verwünschungen ward er den wunderbaren Fremdling nicht los: er mußte Muth fassen, mit ihm zu sprechen. Dazu entschloß er sich endlich; er schickte aber noch zuvor Ortliebs Hofmeister (den er, als die angesehenste Person im Hause, dazu erkor, und gleichsam wie eine verlorene Schildwache vorausschob) hinab in den Hof, und ließ durch ihn den Ritter befragen, ob er in freundlichen oder feindlichen Absichten gekommen sey.

„In freundlichen, bei Ritterwort und Ehre!“ war die Antwort, die der Kundschafter empfing und wohlgemuth zurückbrachte.

Freier athmend, legte nun Arbogast schnell ein Feierkleid an, begab sich mit seiner Familie ins Prunkzimmer, ließ die gesammte Dienerschaft — nicht sowohl zur Pracht, als vielmehr zur Sicherheit — in den Vorsaal zusammenrufen, und fertigte sodann den Magister ab, den Ritter zur Audienz zu führen.

Zwanzigstes Kapitel.

Es wird eine Rede gehalten, die einem der Zuhörer Thränen entlockt.

Der Ritter erschien mit noch geschlossenem Visir, verbeugte sich tief, schob das Helmfenster so weit zurück, daß er bequem herausſprechen konnte, und begann mit einer etwas gezwungenen hohlen Stimme folgende Rede:

„Edler Ritter von Runenstein! Der Ritter von Ellerbach auf Bärenfels entbietet Euch seinen Gruß, und gibt Euch mit Leidwesen zu vernehmen, wasgestalten die zwischen Euch und ihm aus Irrsal entstandene Spaltung durch alle Freuden seines Lebens einen so gewaltigen Riß gemacht hat, daß sein Haar vor der Zeit ergraut, und ihn mählich der Gram in einen Schemen verwandelt. Er wünscht daher, bevor Hans Holzmeier an seine Pforte pocht, jene alte Fehde beendigt zu sehn und Eure versöhnte Freundschaft mit in jene Welt hinüberzunehmen. In dieser Wohlmeinung hat er mich als Friedensboten zu Euch entsandt und beauftragt, Euch allerhand Kleinode, die noch aus den ruhmvollen Tagen der alten deutschen Degenheit herstammen, als Merkmale seiner Liebe und Achtung zu überliefern.“ —

Jetzt trat der Schildknappe, der auf dieses Stichwort vor der Thüre gelauert hatte, behend ins Zimmer, legte Streitkolben, Sturmhauben und Tartschen vor dem Herrn von Runenstein nieder und reichte dem Redner ein zierliches, mit rothem Saffian überzogenes Kästchen, nebst einem eben so bekleideten und mit Gold verbrämten Buche. Herr von Runenstein blickte schmunzelnd auf die Waffen, erhob mit freudiger Verwunderung beide Hände, und der Sprecher fuhr fort:

„Es hieße Wasser ins Meer tragen, edler Ritter, so ich Euch, einem hochverständigen Kenner des vaterländischen Alterthums, vorliegende Waffen benahmen, erklären und anrühmen wollte. Sie sind, unbeschadet ihres eigenen Werthes, nur untergeordnete Vorläufer eines Kleinods von höherem Range, das einzig und ohne Nebenbuhler in der Welt vorhanden ist, und von nun an die Krone Eurer Rüstkammer werden soll.“ —

Er öffnete bei diesen Worten das rothe Kästchen und übergab die eiserne Hand, sammt der dazu gehörigen erklärenden Schrift des Doctors Cornelius. Herr von Runenstein gerieth bei dem Namen Götz von Berlichingen in ein angenehmes Schrecken und empfing die heilige Reliquie mit der feierlichsten Ehrfurcht.

Der Ritter fuhr dann in seiner mit veralteten Wörtern aufgestutzten Rede weiter fort, ermahnte dringend zur Versöhnung, und rührte den guten Arbogast so stark, daß sich seine Augen mit Thränen füllten. Zuletzt erbat sich der Geschäftsträger, als Zeugniß des von ihm treulich vollführten Auftrags, ein Brieflein an den Herrn von Ellerbach, und wollte hierauf, nach einer devoten Verbeugung, abtreten.

„Nicht also!“ sprach Arbogast, ihn bei der Hand fassend. „Weilet hier, lasset uns Euer Angesicht sehen und spendet uns Euern Namen!“

Da zog der Geharnischte das Helmgitter auf und zeigte sein wohlbekanntes Gesicht. „Löffler! ist's möglich?“ rief Arbogast froh bestürzt, und Alwina schalt ihn einen bösen Mann, weil er sie so lange, ohne sich zu erkennen zu geben, in einer unbequemen Spannung erhalten hatte.

Löffler bestrebte sich nun mit mehrerer Freiheit der Zunge, den Zweck seiner Sendung zu erfüllen, und es gelang ihm über alles Erwarten. Arbogast und Alwina erklärten mit herzlichen Worten, daß sie der alten Mißhelligkeiten nicht weiter gedenken wollten. Der Lieutenant nahm von beiden, in Ellerbachs Namen, den Handschlag der Versöhnung an, und fand es nachher nicht zu gewagt, noch einen kühnen Hauptschritt zum Ziele zu thun. Er warf, wie einen eben erst jetzt in seinem Gehirn entsprungenen Einfall, den Gedanken hin: daß eine Vermählung zwischen Ortlieb und Helenen die erneute Familienfreundschaft am sichersten befestigen würde.

Ortliebs Eltern (denn er selbst war nicht gegenwärtig, sondern besah, unter Obhut seines Erziehers, die noch im Hofe haltenden Ritterpferde) lächelten Anfangs über Löfflers Vorschlag etwas zweideutig, doch im Fortgange des Gesprächs äußerten beide, daß sie von ihrer Seite nichts dagegen hätten, wenn einst mit der Zeit zwischen den Kindern eine zärtliche Neigung entstände. „Aber auch in diesem Falle,“ fuhr Alwina fort, „würden wir fürchten, unsern Sohn mit einem Körbchen nach Hause geschickt zu sehen: denn die Eltern der schönen Helene haben gewiß höhere Absichten mit ihr.“

„Das sollt' ich nicht glauben;“ versetzte der Lieutenant

mit einem gleichgültigen Tone. „Doch kann ich freilich auch nicht dafür bürgen, da man mich in Bärenfels über diesen Gegenstand nie zum Vertrauten gemacht hat.“

Hiermit brach der ehrliche Lügner das Gespräch ab, und wiederholte seine Bitte um eine Waffenquittung in Briefform.

Das war für Herrn von Runenstein der einzige verdrießliche Umstand bei der Sache. Er schrieb überhaupt nicht gern Briefe und scheute sich um so mehr davor, da ihn seine Vorsichtigkeit bei jedem Federzuge an das bekannte „Litera scripta manet“ erinnerte. Jetzt war freilich kein anderer Rath: er mußte sich für die erhaltenen Geschenke bedanken. Er that es in sechs steifen Zeilen, verwüstete aber darüber ein halbes Buch Papier; denn war das Briefchen geschrieben, so zerrieß er es nach dem Durchlesen wieder, weil ihm irgend ein Wort zu kalt, zu warm oder verfänglich schien. So machte er von seiner Epistel zehn bis zwölf neue verbesserte Auflagen, bis endlich ein ganz vollendetes Werk entstand, dem er sein Siegel aufdrückte.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Löffler damit zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Leser erfährt den Inhalt des Briefes, mit welchem der Zwerg im ersten Kapitel verschickt ward.

Herr von Ellerbach, mit des Lieutenants Geschäftsführung vollkommen zufrieden, erließ in den nächsten Tagen an seinen Vetter ein Antwortschreiben, worin er unter Scherzen und Possen um Ortliebs Hand für Helenen warb. „Wir wechseln zwar auf diese Weise die Rollen;“ schrieb er: der junge Herr sollte sich um das Mädchen bemühen; aber heut zu Tage steht die Welt bei hundert andern Gelegenheiten auf dem Kopfe, und man darf sich also ein Quid pro quo unbedenklich erlauben.“

Dieses spaßhafte Schreiben machte auf die Gemüther in Runenstein einen ungleichen Eindruck. Arbogast, der immer gern nach der alten Tabulatur handelte und jedes Spiel der verkehrten Welt mit Mißfallen ansah, fand es höchst unschicklich, daß ein Vater für seine Tochter freite. Ueberdieß waren ihm alle Störungen seines stillen Hauslebens verhaßt; er besorgte bei jedem neuen Verkehr mit Menschen, die nicht zu seiner täglichen Umgebung gehörten, Fallstricke und Fußangeln; und hauptsächlich war er abgeneigt, sich mit seinem listigen und alles schlau berechnenden Vetter in eine so wichtige Verhandlung einzulassen. Darum fiel in dem darüber gehaltenen Familienrathe seine

Stimme verneinend aus. — Anders gesinnt war Alwina. „Lieber Mann!“ sagte sie: „wenn unsers Sohnes Verheirathung so lange ausgesetzt bleiben soll, bis er oder wir die ersten Schritte thun, so lebt und stirbt er als Hagestolz. — Ist es nicht dankenswerth, daß man uns halben Weges entgegen kommt? Und wär' es etwas anders als Steifheit und Eigensinn, dem alten Herkommen zu Liebe ein gutes Erbieten auszuschlagen?“ — Ortlieb erklärte sich Anfangs weder für, noch gegen die Sache; aber die Mutter zog ihn unter vier Augen mit einem köstlichen Stück Torte auf ihre Seite, und er ging stracks, als er es verzehrt hatte, zum Vater und sagte: „Papa, ich habe Lust, Helenen zu heirathen.“

So überstimmt, legte sich Arbogast, trotz seinem Widerwillen, zum Ziele. Herr von Ellerbach erhielt eine geneigte Antwort, deren wiederholte Verbesserung und Auspolierung noch mehr als ein halbes Buch Papier kostete.

Nun entstand zwischen den Höfen zu Runenstein und Bärenfels ein starker Courierwechsel. Der letztere trug darauf an: daß sich Junker Ortlieb auf einige Zeit in die Hauptstadt begebe, um seine noch dort in einer Pensionsschule den weiblichen Künsten obliegende Braut kennen zu lernen und sich zugleich um ein Hofamt — wenigstens um einen Hoftitel — zu bewerben. Arbogast, der den Hof und die Residenz als die gefährlichsten Eisbahnen für einen jungen Erdenwaller ansah, schüttelte verdrießlich den Kopf. Es war eine herkulische Arbeit, seine Einwilligung in diesen Punkt zu erhalten: aber durch Klugheit und Geduld kam Alwina damit zu Stande, und der Zwerg, den wir im ersten Kapitel nach Bärenfels reiten sahn, brachte damals das zustimmende Ultimatum dahin.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Arbogast entwirft für seinen Sohn Lebens- und Sittenregeln, die zum Theil auch von andern Leuten beherziget werden können.

Ortliebs Ausrüstung zur Reise setzte das Schloß in eine Thätigkeit, dergleichen seit Menschengedenken nicht darin geherrscht hatte. Es wurden die feinsten Kleidungswaaren verschrieben und geschickte Nähterinnen und Schneider aus nahen und fernen Städten berufen. Arbogast ging fleißig an den Werktischen dieser Leute herum und ermahnte sie dringend, alles recht haltbar zu machen. Auch schrieb er in usum Delphini ein Büchlein, von dessen charakteristischem Inhalte wir ungefähr den zehnten Theil zur Probe mittheilen wollen.

Klugheitsregeln

für

meinen Sohn,

als er eine Reise in die Hauptstadt machte.

Geh langsam, immer langsam, sehr langsam und sieh nicht nach den Wolken, sondern auf deinen Weg.

Die breiten Steine der Straßenmitte überlaß Krakeelern, die darauf herumstrotzen und Händel suchen. Geh aber auch nicht zu nah an den Häusern, damit dir kein Dachziegel auf den Kopf falle.

Führ' immer Steine in der Tasche, um den Anfall beißiger Hunde durch eine lebhafte Kanonade von dir abzuwehren.

Drücke den Hut tief in die Augen und wende sie ab, wenn dir ein üppig entblößtes Frauenzimmer begegnet. Je mehr sich eine Tochter Eva's mit ihrer Tracht in den Stand der Unschuld versetzt, desto weniger unschuldig ist sie.

Begegnet dir auf der Straße ein junger Mensch, der noch keinen Bart, aber eine Brille vor den Augen hat, so geh ihm weit aus dem Wege: denn es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß ein solcher glasäugiger Gelbschnabel nicht blödsichtig, sondern blödsinnig ist.

Verlaß deine Wohnung so selten als möglich. Innen ist Sicherheit, draußen Gefahr. Der größte Schritt, sagt ein altes Sprichwort, ist der Schritt aus der Thür.

Reize deinen Barbier nicht zum Zorn, und laß ihn keine beträchtliche Menge Geld sehen. Ein solcher Mensch, mit dem Schermesser an deiner Kehle, ist Herr deines Lebens.

Liebe die Menschen; aber reiße den Zaun der Zurückhaltung zwischen dir und ihnen nicht nieder.

Laß dich von Schmeichlern nicht verblenden. Sie sind schlimmer als Raben. Diese hacken nur den Todten, jene den Lebendigen die Augen aus.

Legt man dir etwas in den Weg, so stolpere nicht darüber, und geh lieber einen weiten Bogen herum, als daß du dich zankst.

Vertraue niemanden das geringste: und sollte dich je-

mand fragen, was du heute gegessen hast, so verrath' es ihm nicht. Die meisten Menschen verschweigen nur, was sie nicht wissen.

Thu bei allen Geschäften die Augen weit auf. Der Blinde schluckt manche Fliege mit hinunter.

Wo ein Weniges ausreicht, verwende nicht Vieles. Nur ein Wahnsinniger zündet sein Haus an, um einen Eierkuchen zu backen.

Gehst du — was aber nur im unvermeidlichsten Nothfall geschehen darf — in eine große, öffentliche Gesellschaft, so nimm deinen schlechtesten Hut mit: denn obgleich viele Köpfe schwer unter Einen Hut zu bringen sind, so gibt's doch viele Köpfe, die sich gern unter einen fremden Hut bringen, wenn er besonders besser ist als ihr eigener.

Enthalte dich des wilden Schwärmens an lustigen Orten. Des Apothekers Mörser verdirbt des Kunstpfeifers Musik.

Setze dich in Gesellschaft auf kein Kanapee oder Sopha, weil dich auf solchen weichen Plätzen der Schlaf gern beschleicht.

Fällt in deiner Nähe einer, von mehrern Herren umgebenen Dame der Fächer oder sonst etwas aus der Hand, so rühre dich deßhalb so wenig als ein Pfahl. Es ist besser, den unbedeutenden Dank der Dame zu entbehren, als von den Herren, die sich alle zugleich nach dem Verlorenen bücken, bedeutende Kopfstöße zu bekommen.

Willst du einem vornehmen Hof- und Staatsmann aufwarten, so laß dir im Vorzimmer die Schuhsohlen stark mit Kreide bestreichen: denn solche Herren wohnen auf einem schlüpfrigen Boden, wo sie oft selbst ausgleiten und fallen.

Tröste dich, wenn du am Hofe kein Glück machst. Der

Hof gleicht einem Orte, wo Almosen vertheilt wird. Da dringt oft ein frecher Taugenichts durch den Haufen und schnappt dem bescheidenen Armen das Brod vor dem Munde hinweg.

Verlaß dich in nichts, in gar nichts auf verächtliche Wetterhähne, die sich, wenn du in einem Staatskleide nach Hofe fährst, bis zur Erde vor dir beugen, dich aber nur über die Achsel ansehen, wenn du in einem schlichten Rocke auf der Straße zu Fuß gehst. Dergleichen Schwachköpfe taugen zu nichts, als daß sie ein Fürst zu seinem Garderobemeister macht, und sie so in den für sie geschaffenen Himmel versetzt. Da können sie denn Tage lang vor Sr. Durchlaucht Kleiderschränken stehen und sich vor den darin hängenden Götzen von Sammt und Seide so tief bücken, als sie wollen.

Weiche nie, selbst nicht in der gleichgültigsten Sache, von der Wahrheit ab. Mit jeder Unwahrheit ist Gefahr, wenigstens die Gefahr der Beschämung verbunden. Merke dir, was ein alter Dichter sagt:

Lüg' ist nur Wasser, Wahrheit Oel: sie schwimmt
Doch endlich obenauf, so viel man Wasser nimmt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der redliche Diener. Ein Gemälde nach dem Leben.*

Die Hauptsorge der geschäftigen Eltern war die Wahl einer Person, die den jungen Herrn in die Hauptstadt begleiten und immer um ihn seyn sollte, daß ihm kein Leid widerfahre. Sein frommer Hofmeister konnte ihm nicht dahin folgen, weil er eben jetzt den längst erwarteten Ruf erhalten hatte, die Schäflein eines Dorfes geistlich zu weiden. Arbogast's Livreebedienten waren allenfalls geschickt genug, Kleider und Schuhe zu bürsten; aber zu einem Alles in Allem, wie es jetzt nöthig war, taugte keiner. Hierzu fand man, nach langem Berathschlagen, unter den gesammten Bewohnern des Schlosses einen einzigen Mann tüchtig, ungeachtet sein Aeußeres mit dem Prunk und dem Geiste der Residenz kaum vereinbar schien.

Gebler — so hieß dieser Mann — war ein angehender Graubart zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Er hatte vor Zeiten das Schneiderhandwerk getrieben, sich aber in diesem Fache, so viel wir wissen, keinen besondern Ruhm erworben. Wenigstens war das bekannte Sprichwort: „Kleider machen Leute," durch die Schöpfungen seiner Nadel und Scheere gewiß nicht entstanden. Das konnte man

* Dieses Kapitel widmet der Verfasser seinen Verwandten zur Erinnerung an einen abgeschiedenen Getreuen.

aus der Gestaltung seiner eigenen Kleider, die er sich, als ein guter Wirthschafter, noch selbst fertigte, mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen. Er trug gewöhnlich einen schlotternden und eben nicht feintuchenen Ueberrock von Getreidesackfarbe, und unter demselben eine Weste von dunkelrothem Kalamank, die sich mit seinen Knieen sehr vertraut machte. Ein Kaftan von demselben Zeuge, auf welchem alle Farben des Regenbogens in breiten Streifen durch einander spielten, war sein tägliches Hauskleid. Auf Reisen schützte ihn gegen Wind und Wetter ein grauer Roklor, der keine Aermel, sondern nur auf beiden Seiten von der Schulter bis an den Ellbogen offne Armthüren hatte, die durch Knöpfe verschlossen werden konnten. Fuchsrothe, weitfaltige Fischerstiefeln waren beinahe Gränznachbarn der Weste. Ein plattgedrückter Hut, der drei gleiche, scharf zugespitzte Ecken hatte, ruhte hinten, wie ein Sporn auf dem Spornleder, auf dem hohen Sattel eines geflochtenen Zopfes, der kaum eine Spanne lang aus Haaren bestand, aber — wie bisweilen unvollendete Werke berühmter Todten von fremden Federn gehaltlos ergänzt werden — durch ein wollenes Bandgeflecht den ganzen Rücken hinab fortgeführt, und am Ende mit einer Schleife, in Gestalt eines kleinen Windmühlenflügels, geziert war.

Solche Kleider machen freilich keine Leute: aber Geblern machte seine Redlichkeit, ohne daß er's selbst wußte, zu einem hochachtbaren Manne.

Wir haben nicht erforscht, wie er in Arbogasts Dienste kam. Er war im Schlosse Runenstein seit langen Jahren ein getreuer Lastträger vieler Bürden, denen sich andere gemächliche Diener entzogen, oder die man ihnen nicht anvertrauen wollte.

Man hatte ihm besonders das Amt eines Proviantcom-

missärs zugetheilt. Es war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden: denn er machte seine Geschäftsreisen weder auf schönen Rossen, noch in bequemen Wagen, wie andere Proviantcommissäre. Aber er zeichnete sich vor manchen Herren dieses Standes und Titels auf die rühmlichste Weise darin aus, daß er, ungeachtet des oft starken Geldlaufs durch seine Hände, jede gewissenlose Bereicherung verabscheute. Per pedes Apostolorum ging er mit einem Sacke, der von seinem Rocke kaum zu unterscheiden war, in die umliegenden Städte, und kaufte so gut und so wohlfeil als möglich alle Bedürfnisse für die herrschaftliche Küche und das ganze Hauswesen.

Es war eine Freude, ihn am Abend eines mühevollen Tages mit dem strotzenden Sacke, der ihm halb vor der Brust und halb auf den Rücken hinunter hing, zurückkommen zu sehn. Sein Gesicht, das von Hause aus eben nicht heiter war, zeigte sich lachend und wolkenfrei, wenn er vortheilhafte Geschäfte gemacht hatte. Aber er zögerte mit der Verkündigung dieses Glücks; er spannte ein Weilchen blos durch Mienen und Geberden die Erwartung auf's höchste. Seine Lippen klappten ohne Laut, wie der Mund eines nach Luft schnappenden Fisches, auf und zu; und gleich einem schwerfälligen Vogel, der sich durch wiederholtes Schlagen mit den Fittichen zum Fluge bereitet, schwang er die Arme empor und flatterte gleichsam damit. Endlich öffnete er den ungeheuern Quersack, legte seinen Kram aus, gab den Hauptwaaren, bei welchen er einen besonders guten Handel gemacht zu haben glaubte, den vornehmsten Platz, und sah es für sein Leben gern, wenn man sich darauf einließ, den Preis derselben zu errathen. Nannte man nun eine höhere Summe, als er bezahlt hatte, so schlug er ein Triumphgelächter auf, rieb die

Hände geschwind und heftig gegen einander, und wußte sich vor Freude nicht zu lassen.

So entsprang für ihn aus jedem Nutzen, den er seinem Gebieter zufließen sah, eine Quelle des innigsten Vergnügens. Das war — um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen — unter andern der Fall bei Fischereien in wilden Gewässern, wo man nicht, wie bei Teichen, auf eine gewisse Ausbeute rechnen konnte. Gebler führte bei diesen Fischzügen einen langen und an dem einen Ende mit einem dicken und tellerbreiten Filzkopfe versehenen Treibstab, um die Kinder der Fluth aus ihren Wohnklüften am buschigen Ufer hervorzuängsten. Da stürzte denn gewöhnlich eine Menge kleiner Fischlein in das um sie her gestellte Netz; doch geschah mancher Zug, ohne einen wichtigen Gefangenen zu machen. Bei solchen Nieten oder unbedeutenden Gewinnen war der Stabelmeister ganz stumm, und eine düstere Wolke bedeckte sein Gesicht. Sah er aber einen Großfisch im Garne herumstürmen, da erhob er ein freudiges Siegsgeschrei, rief den Namen des vornehmen Gefangenen nach allen Weltgegenden aus, und war in diesem Momente der glücklichste Mensch auf Erden.

Kurz, wär' es möglich gewesen, Sonne, Mond und Sterne für seinen Herrn vom Himmel herabzulangen: er hätt' es gethan, und nicht das kleinste Sternchen in seine Tasche gesteckt.

Er war friedfertigen Gemüths; allein er schimpfte wie ein Rohrsperling, und konnte sich balgen und raufen, wenn jemand seine Herrschaft bevortheilen oder sonst in etwas beeinträchtigen wollte. Auch war er nur dann gesprächig, wenn es Gelegenheit gab, der Herold ihrer Ehre zu seyn. Da ward sein von Natur unberedter Mund zu einer Posaune, die jede löbliche und erfreuliche Kleinigkeit verkündigte.

Herr von Runenstein, der auf keine Weise gern von sich sprechen ließ, schalt ihn darüber oft, und schärfte ihm besonders bei der Beorderung zur Reise in die Hauptstadt dringend ein, seine lobsüchtige Zunge streng im Zaume zu halten. Er versprach es, doch ohne festen Willen des Gehorsams; denn er war, in Rücksicht seiner Herrschaft, der Meinung: es sey weder nöthig noch recht, die Flamme ihres Ruhmes mit dem Lichthute des Schweigens zu ersticken.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ortlieb will einen Backfisch essen, und wird auf eine unerwartete Weise bedient.

Unser Junker hielt in der gewühlvollen Hauptstadt seinen Einzug. Gebler stand mit fliegendem Mantel, und überhaupt in seiner alltäglichen Landtracht, hinten auf dem Wagen und belferte herunter auf die Rotten der Straßenbuben, die über eine so geschmacklose Lakeiengestalt unartigen Spott trieben.

Es war schon im Zwielicht, als die Reisenden vor einem Gasthofe abstiegen, der, zwischen Hotel und Kneipe in der Mitte, sich mehr zu dieser als zu jener Gattung hinneigte. Gebler trug das Gepäck in das angewiesene Zimmer; und so oft er dahin ging, befahl er mit eifrigen Worten dem Kutscher, auf den Wagen wohl Acht zu geben, damit nichts daraus weggekapert werde. „Denn hier stehlen die Menschen wie die Raben," setzte er halblaut hinzu, und sah sich rechts und links um, ob ihn ein Rabe behorchte.

Indessen öffnete Junker Ortlieb sein Taschenbuch, worin sich die väterlichen Verhaltungsbefehle befanden. Da stand denn gleich oben an: „Sobald du in der Stadt angelangt bist, schicke Geblern ins Haus der Madame Tarantel," (so hieß die Vorsteherin der Pensionsanstalt, worin Helene erzogen ward) „und laß deiner künftigen Braut deine glück-

liche Ankunft melden, auch zugleich höflich anfragen, wenn du ihr des folgenden Tages aufwarten könntest.“

Gebler eilte mit dieser Botschaft fort. Sein staubiger Mantel flog wie ein Segel durch die Straßen um ihn her; denn er fand es nicht für nöthig, sich zu der Sendung an Damen zu schmücken.

Kurz darauf kam ein tölpischer Hausknecht in Junker Ortliebs Zimmer gestapft. Er strählte sich an der Thüre seine rothen Haare mit dem Halbmond eines messingenen Kammes, und fragte während dieser Arbeit, ob der junge Herr etwas zu befehlen habe.

„Besorgt mir einen Backfisch!“ sprach Ortlieb mit leiser Stimme; denn sein Vater hatte ihm anempfohlen, in der Residenz nie laut zu reden.

„Einen Backfisch?“ — brüllte Christoph mit rohem Gelächter.

„Ja doch!“ lispelte der Junker. „Schreit nur nicht so! Muß es denn das ganze Haus wissen, wozu ich Appetit habe?“

Der Hausknecht drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger, als wollt’ er sagen: „Sie loser Schelm!“

So ging er fort. Indem sich aber Ortlieb noch über des Tölpels Betragen wunderte, kam er wieder zurück und fragte lächelnd: „Was wenden Sie denn ungefähr dran?“

„O, mein Gott!“ flüsterte der Junker etwas unwillig: „Ein Backfisch wird doch wohl zu bezahlen seyn! Macht nur geschwind!“

„Hat’s denn so gar große Eile?“ sagte der seltsame Mensch, und stiefelte lachend die Treppe hinab.

Ortlieb konnte nicht begreifen, was der Kerl für Raupen in seinem struppigen Kopfe hatte. Darüber nachsin-

nend, ging er fast eine Viertelstunde lang in der Stube auf und ab, und schrieb endlich in sein Tagebuch: „Es gibt in der Residenz närrische Hausknechte.“

Jetzt that sich die Thür plötzlich auf. Ein schlankes, freundliches, sauber gekleidetes Mädchen hüpfte munter ins Zimmer, und grüßte den staunenden Tagebuchhalter wie einen alten Bekannten. Dieser Erscheinung folgte Christoph, und nickte ihm hinter des Frauenzimmers Rücken vertraulich zu.

Ortlieb war äußerst verlegen. Er glaubte im ersten Schrecken, seine Braut komme mit einem Besuch zuvor. Voll dieses Gedankens, ging er mit tiefen Verbeugungen auf die junge Schöne zu, und wollte ihr die Hand küssen. Aber sie nahm die Huldigung nicht an, ungeachtet er fast Gewalt brauchte. Er trippelte bänglich vor ihr herum, bot ihr einen Stuhl, wollte sprechen, und wußte nicht, wie er die Unterhaltung eröffnen sollte. Endlich zog er sich, mit Angsttropfen auf der Stirne, nach der Thür eines Nebengemachs zurück, und winkte dem hämisch lachenden Rothkopf. Sie gingen mit einander hinein.

„Sagt mir um's Himmels willen, wer ist das Frauenzimmer?“ wisperte der Junker.

„Nun, das ist der verlangte Backfisch!“ war die Antwort.

„O, spaßt jetzt nicht!“ versetzte Ortlieb voll Aerger. „Ich frage nach dem Namen und Stand der Dame, die mit Euch kam.“

„Ja, wie sie heißt, das weiß ich nicht;“ sagte der Hausknecht. „Und den Stand — den darf ich Ihnen wohl nicht erst nennen.“ —

Ortlieb war über diese verkehrten Antworten ganz außer sich. Er wollte eben den Wirrkopf bei den Ohren fassen

und ihm allerlei Schimpf- und Scheltworte hinein raunen, als er die Thür des andern Zimmers aufgehen und Leute kommen hörte. Verdrießlich eilte er hinein, um zu sehen, wer da sey.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ortlieb geräth zwischen zwei Feuer, und weiß sich weder zu rathen noch zu helfen.

Wer war gekommen? Herr Gebler in Gesellschaft eines andern jungen Frauenzimmers, das noch eleganter als Nummer Eins gekleidet war. (Wir wollen die unbekannten Schönen, um sie nicht zu verwechseln, durch Zahlen von einander unterscheiden.) „Das ist die wahre Braut!“ sagte Ortlieb zu sich selbst. Er rückte mit Kratzfüßen und stammelnd: „Unterthänigster Diener, mein gnädiges Fräulein!“ gegen sie an, und angelte — doch abermals vergebens — nach einem Handkuß. Sie lachte ihm schmetternd ins Gesicht, warf die Hände auf den Rücken, maß Nummer Eins mit scharfen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen, kehrte sich dann zu dem Junker, und sagte mit einem schnöden Tone: „Das gefällt mir! — Auch Meister Gebler schüttelte mit einem ernsten Schulmeistergesichte sein Haupt, und zuckte drohend mit den Lippen, als wollt' er schelten. Ortlieb stand zitternd, wie ein Verbrecher vor seinem Richter, und hatte weder Muth noch Geschick, den Knoten dieser Verwirrung zu lösen.

Hierzu machte, nach fünf peinlichen Minuten, Nummer Eins den Anfang. „Ich bin, wie ich sehe, hier überflüssig,“ sagte sie, vom Stuhl aufspringend; und, mit einem ste-

chenden Blick auf Nummer Zwei, schlüpfte sie zur Thür hinaus.

„Mein Herr von Runenstein“ — begann jetzt das noch gegenwärtige Frauenzimmer mit höhnischem Geziere — „ich wundere mich über alle Maaßen, ein solches Geschöpf in Ihrem Zimmer zu finden, und ich bin bei diesen Umständen in der That unschlüssig, ob ich den an Sie erhaltenen Auftrag ausrichten soll oder nicht. Doch will ich's thun, und die weitere Untersuchung der Sache dem Fräulein von Ellerbach und der Madame Tarantel anheimstellen. Beide freuen sich Ihrer glücklichen Ankunft — oder ich muß vielmehr sagen: sie freuten sich, weil sie nicht wußten, daß Sie, mein schöner Herr, schon in demselben Moment eine für Dero künftige Braut höchst unerfreuliche Gesellschaft bei sich hatten —“

„Beste Mademoiselle!“ ächzte Ortlieb mit gefalteten Händen: „ich verstehe von dem allen nichts — ich bin so unschuldig wie ein Kind —“

„Incommodiren Sie sich nicht mit Entschuldigungen bei mir!“ sagte die pretiöse Zofe. „Verantworten Sie sich bei meinen Damen, die sich die Ehre erbitten, Sie morgen Vormittag um zehn Uhr bei sich zu sehen.“

Hiermit flog sie aus dem Zimmer, ohne den armen Junker weiter zum Worte kommen zu lassen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Aut Deus aut lapis est, qui non juveniliter ardet; soll der Kirchenlehrer Hieronymus gesagt haben, und er hat Recht.

„Was war denn jene für ein Weibsbild?“ brummte Gebler mit sauertöpfischen Mienen.

Ortlieb verwies ihn mit seiner Frage an den Hausknecht.

„Ei nun,“ sagte Christoph, „es war ein Mädchen, das schon manchen fremden Herrn hier im Gasthofe besucht hat.“

„Aber wie konnte sich die Kreatur unterstehen, in unsere Stube zu dringen?“ fuhr der Schneidermeister wild auf.

„Eingedrungen ist sie eigentlich nicht;“ versetzte der Rothkopf. „Ich führte sie herein, weil es der junge Herr befahl.“

Gebler schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und starrte den Junker an, der jetzt so in Zorn gerieth, daß er das väterliche Verbot, laut zu sprechen, rein vergaß. „Unverschämter Lügner!“ schrie er: „wie könnt Ihr mir eine solche Unwahrheit ins Gesicht sagen, ich verlangte von Euch einen Backfisch —“

„Und den hab' ich gebracht!“ schnaubte der Hausknecht grob zurück. „Wir nennen hier ein Mädchen einen Backfisch.“ —

„Ihr seyd toll! Ich wollte gebackene Fische essen.“ —

„Ja, das ist was anders! Vom Essen sagten Sie aber kein Wort. Besorgt mir einen Backfisch! zischelten

Sie mir ins Ohr, und thaten dabei so schüchtern und heimlich wie ein Mensch, der kein gutes Gewissen hat. Was konnt' ich anders glauben, als daß Sie in der Stille die Gesellschaft eines hübschen Mädchens verlangten?" —

Dieses lustige Mißverständniß nöthigte sogar dem ernsthaften Gebler ein Lächeln ab und entrunzelte seine Stirn. „Mich wundert nur," sagte der Hausknecht, „daß unser Backfisch so ruhig fortschwamm, ohne sich für Weg und Versäumniß ein Gratial auszubitten."

Auch dieses Räthsel lös'te sich auf der Stelle. Ortlieb suchte seine Börse, die, mit einigen Thalern beschwert, auf dem Tische gelegen hatte. Sie war weg. Die Dirne hatte sie während der Zeit, als im Nebenzimmer über sie gewortwechselt ward, zu sich genommen. „Hab' ich's doch gesagt; die Menschen stehlen hier wie die Raben!" rief Gebler, und foderte den Rothkopf auf, der Diebin nachzusetzen. Dieser hatte jedoch keine Ohren dazu, weil die Entwendung, die er sagte, nicht bewiesen sey, und der fehlende Geldbeutel vielleicht auf irgend eine andere Art abhanden gekommen seyn könne. Kurz, man mußte den Verlust verschmerzen.

Der Hausknecht entfernte sich, um wirklich Backfische in der Küche zu bestellen. Nun begann zwischen dem Junker und seinem Diener ein vertrautes Gespräch über den unangenehmen Vorfall. Beide waren darin einig, daß der Zofe Dazwischenkunft die schlimmste Seite der Geschichte sey. „Das entsteht aus dem verdammten großstädtischen Ceremonienwesen!" rief Gebler aus. „Ich war der Madame Tarantel nicht Mannes genug, das leere Compliment allein nach Hause zu tragen. Die vornehme Kammerjungfer — denn so titulirt man sie — mußte sich mit auf den Weg machen."

„Ach! sie wird mich, trotz meiner Unschuld, bei ihrer Herrschaft tief in die Tinte bringen!“ seufzte Ortlieb.

„Ja, sie hat eine Schwertzunge, gnädiger Herr! Drum will ich gleich hin und ihr den Wirrwar erklären, und sie um Schweigen bitten. Aber ich bliebe, bei meiner Seele! lieber zu Hause. Man wandelt hier wahrlich nicht auf Rosen. Ich wurde vorhin von den unzähligen Carreten, die ins Kreuz und in die Quere nach der Comödie hinjagten, beinahe gerädert. Zur Zugabe fiel ich noch in etliche Rinnsteine, und ein paar junge Gassenteufel, die meinen Mantel unausstehlich fanden, fragten mich keck, ob ich ihn vom Doctor Faust geerbt hätte. — O ihr Galgenvögel, sagt' ich, redet nicht vom Doctor Faust! Den hat der Geier geholt, und euch wirds nicht besser gehen!“

Ortlieb meynte: es würde fruchtlos seyn, die gestrenge Jungfer um Schonung anzuflehen, weil sie vermuthlich schon geplaudert hätte. „Nein, nein!“ erwiederte Gebler mit fröhlichem Händereiben: „das mußte das Kammerkätzchen wohl bleiben lassen! Fräulein Helene und die Schuldame fuhren vor meinen Augen in die Comödie oder ins Puppenspiel, und kommen erst nach drei Stunden zurück.“

Junker Ortlieb hörte ganz gelassen von seiner künftigen Gemahlin sprechen, ohne daß es ihm einfiel, sich ihre Gestalt ein wenig beschreiben zu lassen. Ueber diese Steinkälte (die sogar dem Kirchenlehrer Hieronymus an Jünglingen ein Aergerniß war) wunderte sich Ortliebs grauer Diener ein Weilchen im Stillen, und begann hierauf mit süßlich gespitztem Munde von selbst: „Hören Sie, das Fräulein von Ellerbach ist schrecklich schön! Ihr Gesicht stellen Sie sich vor wie eine Schüssel voll Milch, worin Rosen schwimmen; der Körper gleicht einer jungen schlan-

ken Birke, und das ganze liebe Frauenzimmerchen ist so gelenk und behende — wenn Sie mir diesen Vergleich nicht ungnädig nehmen wollen — so gelenk und behende wie eine Eidechse." —

Er lachte sich über dieses gelungene Conterfei selbst Beifall zu.

„Aber die Schulhalterin" — fuhr er mit rauherer Stimme und plötzlicher Verfinsterung seines Antlitzes fort — „die Schulhalterin gefällt mir nicht ein Bißchen. Sie ist lang und hager, hat ein ernsthaftes Gesicht wie ein Leichenbitter, trägt ihre Habichtsnase sehr hoch, und —"

„O halt Er ein!" rief Ortlieb. „Ich fürchte mich ohnedieß schon genug."

Um diese Furcht zu mäßigen, eilte Gebler fort in die Wohnung der schreckbaren Frau. Er kam aber bald und äußerst mißlaunig zurück. „Es war ein Fleischergang!" sprach er. „Ich klingelt' am Vorhause; eine alte Köchin that mir auf; ich fragte: ob ich die Ehre haben könne, mit der Kammerjungfer ein Wörtchen zu sprechen. Ei bewahre! sagte der Aschenbrödel mit einer Wichtigkeit, als wäre von einer Gräfin die Rede — ei bewahre, sie ist zu einer Freundin zum Thee gegangen. — Warum nicht gar gefahren! brummt' ich zwischen den Zähnen, und ging fort, ohne ihr eine gute Nacht zu wünschen. Ich kann nun einmal das verfluchte Großthun nicht leiden!" —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein kleines Abenteuer, wobei sich der Schneidermeister als ein beherzter Mann zeigt.

Der fruchtlose Gang ärgerte Geblern noch überdieß darum, weil unter Weges sein Mantel, der durchaus in der Residenz kein Glück machte, von Hunden angefallen worden war, und einen beträchtlichen Hiatus bekommen hatte. „Sehn sie nur den jämmerlichen Riß, gnädiger Herr! Ist's nicht Sünd' und Schande, daß so viele Menschen — sich zum Vergnügen und Andern zum Verdruß — dergleichen Bestien unterhalten und auf den Gassen herumtoben lassen?“

„Das ist freilich unrecht;“ sprach Ortlieb: „allein im Ganzen ist der Hund ein nützliches Thier, und auf dem Lande, wegen nächtlicher Einbrüche, nicht zu entrathen.“

„Aber wozu braucht man die unzähligen Kläffer in großen Städten?“ fuhr Gebler hitzig fort. „Und gerade da muß jede Bettelfrau ihr Schooßhündchen haben!“

„Ei, wenn sie es nur immer auf dem Schooße behielte!“ sagte der Junker.

„Dann möcht' es seyn!“ versetzte Gebler. „Doch die lieben Hündchen wohnen auf der Straße und beißen, wen sie wollen. Es ist unbegreiflich, daß man von oben herab diesem Unfug nicht steuert. Man belegt die unentbehrlich-

sten Dinge mit Taxen und Abgaben: warum nicht die entbehrlichen Hunde?“

„Ich werde gelegentlich bei Hofe darüber ein Wörtchen fallen lassen;“ sprach Ortlieb. „Indessen besorg' Er mir eine gute Anzahl reinlicher Steine, die ich morgen, nach meines Vaters Rath, in die Tasche stecken und auf das Hundegeschmeiß abfeuern will.“

Ortlieb hatte, wegen der bevorstehenden Unannehmlichkeiten des folgenden Tages (wobei die Hunde gar nicht in Rechnung kamen) eine schlaflose Nacht; und drückte ihm bisweilen ein flüchtiger Schlummer die Augen zu, so stellte der hämische Traumgott die großnasige Madame Tarantel vor sein Bett, und ließ ihn derb von ihr ausschelten. Helenen sah er nicht. Gebler fand diese Träume, die ihm des Morgens erzählt wurden, ungemein bedenklich.

Gegen zehn Uhr trat Ortlieb, mit Steinen auf dem Herzen und in der Tasche, den sauern Besuchsweg an. Er belud die letztere so stark, daß Gebler besorgte, sie würde bersten; und er, ein Kunstverständiger, war befugt, darüber zu urtheilen: aber der Junker setzte sein Köpfchen auf und gab nicht den kleinsten Kiesel zurück. Er meynte, die Hunde würden ihm die Tasche bald erleichtern. Doch es war, als merkten die schlauen Thiere, was er gegen sie im Schilde führte. Es begegneten ihm zwar viele, sie beleidigten ihn aber nicht. Ein einziger Spitz verletzte das Gastrecht so gröblich, daß er ihm heimtückisch in die Waden fiel. Da bekam er denn eine Handgranate auf den Pelz, und ergriff heulend die Flucht.

„Papa's Mittel ist gut!“ sagte Ortlieb zu seinem Nachtreter und lachte über den fliehenden Spitz.

„Herr! warum steinigen Sie meinen Hund?“ rief eine quäkende Stimme.

Er sah sich um. Dicht vor ihm stand ein junger Milchbart und starrte ihn durch Brillengläser an. Ortlieb, eingedenk der väterlichen Warnung, zog sich mit großen Krebsschritten zurück, schlüpfte in ein Haus, und warf die Thür hinter sich zu. Das Bübchen verfolgte ihn mit einer dicken, knorrigen Keule, die einen Spazierstock vorstellen sollte. „Lassen Sie meinen Herrn ungehudelt!“ zürnte Gebler, und stellte sich beherzt, so breit er war, vor die Thür. Es erhob sich ein Streit, der viel Zuhörer, besonders Barfüßer, versammelte. Ortliebs Vertheidiger sagte: der beißige Spitz habe den Steinwurf verdient. Des Spitzes Anwald versetzte: er habe kein Beißen gesehen. „Das wäre des Henkers!“ sprach Gebler. „Nicht gesehn? — So ist Ihr Brillenmacher ein Spitzbube und hat Sie betrogen!“ Es ward gelacht. Der junge Herr hielt ihm seine herkulische Keule vor die Nase. „Hängen Sie Ihrem Hunde den Knüttel an!“ rief Gebler und stieß den Fant zurück. Die Umstehenden jubelten und klatschten in die Hände. Da nun der Brillenträger sah, daß sein Gegner die Lacher auf seine Seite gebracht hatte, so zog er mit behenden Schritten ab, und ein unmäßiges Hohngeschrei der versammelten Jugend folgte ihm nach.

„Ueber den dummen Jungen!“ sagte Gebler zu einem bejahrten ehrbaren Herrn, der mit heitern Gesichtszügen unter den Zuschauern stand. „Ein solches Knäbchen mit einer Brille gemahnt mich an die jungen Lämmer, denen man Brillen aufsetzt, um sie vom Saugen zu entwöhnen*.“ —

„Ein guter, passender Einfall!“ rief der alte Herr mit

* Ein Leder mit Stacheln, das man zu dem angeführten Behuf jungen Lämmern auf die Nase bindet, wird in der Landwirthschaft eine Brille genannt.

lautem Gelächter. „Man sieht's Ihm gar nicht an, mein Freund, was für einen Schalk Er hinter den Ohren hat!"

Gebler rieb sich vergnügt die Hände und holte seinen Junker aus dem Versteck hervor. Sie gelangten ohne weitern Anstoß in die Wohnung der Madame Tarantel. Der Diener blieb unten im Hause; der Herr stieg seufzend die Treppe hinan. „Sind Ihro Gnaden da?" sagte die Kammerjungfer spitzig, indem sie die Pförtnerin machte. „Verziehen Sie hier; ich werde Sie melden."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein scharfes Verhör, bei welchem Adelung und Goethe als Zeugen aufgerufen werden.

Ortlieb verwandte die viertelstündige Contumaz, die er im Vorsaale halten mußte, theils zu Stoßseufzern, theils zu heimlicher Wiederholung der Schutzrede, die er sich auf den Nothfall, wegen des Backfisches, ausgesonnen hatte. Indessen kam die Kammerjungfer zurück, winkte ihm, war sein vorschwebender Leitstern durch einige Zimmer, öffnete zuletzt eine Thür und gab ihm ein Zeichen, hineinzutreten.

Er stolperte über die Schwelle. Vier oder fünf Bologneser Hündchen stürzten bellend aus einem andern, halb offnen Gemach auf ihn zu, umsprangen ihn von allen Seiten, zerrten und zupften an seinem Kleide, und thaten nicht anders, als wollten sie ihn zerreißen. Er drehte sich wie ein Kreisel und wehrte mit dem Armhute die hitzigsten Angreifer von sich ab. Dessen ungeachtet setzten sie die Feindseligkeiten mit verdoppelter Erbitterung fort, und brachten auch ihn endlich so auf, daß er die Heiligkeit des Ortes vergaß und hastig in die Tasche griff, um einen Steinhagel auf die bösen Kröten zu schleudern. Aber in diesem Augenblicke begegnete ihm ein sonderbares Unglück. Die Tasche — entweder durch die Zähne der Bologneser verletzt oder überhaupt ihrer Bürde nicht länger gewachsen

— zerriß; ein prasselnder Strom von Steinen, der den schwachen Damm des seidnen Rockfutters durchbrach, ergoß sich auf den Fußboden; erschrocken, als hätte der Donner eingeschlagen, flohen die Hunde nach der Gegenthür, geriethen dort ihrer Herrin, der Madame Tarantel, die eben schnell heraus kam, unter die Beine, wurden getreten und erhoben ein Zetergeschrei.

„Sie kündigen sich auf eine wunderliche Weise hier an, Herr von Runenstein!“ rief die Dame heftig und mit funkelnden Augen: denn höchst ärgerlich war ihr das Leid, das sie ihren kleinen Lieblingen zugefügt hatte. „Ich bitte Sie,“ — sprach sie etwas gemäßigter — „was soll diese Steinsaat? Wollen Sie ein zweiter Deukalion* werden?“

Ortlieb steckte vor Angst einige Steine, die er von den Dielen aufgelesen hatte, in die zerrissene Tasche, und sie kehrten ohne Aufenthalt nach den Dielen zurück. Madame Tarantel mußte lachen. „Sie erklären mir pantomimisch, wie es mit der Steinsaat zuging;“ sagte sie: „nun möcht' ich aber auch wissen, warum Sie diesen Ballast einluden. Haben Sie sich vielleicht wegen des gestrigen Abends — Sie verstehen mich! — diese Bußübung aufgelegt?“

„Ich habe nichts zu verbüßen;“ erwiederte Ortlieb. „Mein Papa hieß mir, immer Steine bei mir zu tragen, um mich damit gegen Straßenhunde zu wehren, und ich thue gern alles, was der Papa will.“

„Recht schön, daß Sie ein gehorsamer Sohn sind!“

* Deukalion (der einer Ueberschwemmung, die alle Bewohner der Urwelt vertilgt hatte, entgangen war) säete Steine, um die Erde wieder zu bevölkern, und es entstanden daraus neue Menschen, deren Nachkommen zum Theil noch jetzt an ihren harten Ursprung bisweilen erinnern.

sprach Madame Tarantel. „Aber was Sie gestern Abends thaten, hieß das Ihnen auch der Papa?“

„Ha! ich merke, Dero Kammerjungfer hat nicht reinen Mund gehalten!“ versetzte der Junker. „Nun, es schadet nichts. Ich bin unschuldig wie die Sonne am Himmel, und habe von dergleichen losen Stadthändeln kaum einen Begriff. Es war ein dummer Streich des Hausknechts. Ich verlangte einen Backfisch —“

„Nun also, Herr von Runenstein! Sie gestehen ja selbst —“

„Was denn? Madame!“

„Daß Sie eine Person, deren Benennung meine Lippen nicht entweihen soll, zur Gesellschaft begehrten.“

„Sie setzen mich in Erstaunen, Madame!“ sprach Ortlieb etwas aufgebracht, und darum beherzter. „Es herrscht hier in der Residenz eine Sprachverwirrung, wie bei dem babylonischen Thurmbau. Ein Backfisch und ein Mädchen — das sind doch, bei meiner Seele, zwei verschiedene Dinge. Wie ist's möglich, sie mit einander zu verwechseln?“

„Das will ich Ihnen gedruckt zeigen, mein Herr!“

Sie ging in's Nebenzimmer, kam sogleich mit einem Quartanten zurück und fragte: „Kennen Sie Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart?“

„Nein!“ antwortete der Junker verdrießlich. „Ich habe noch nie ein so großes Buch gesehn.“

„Dieß Werk ist classisch; seine Aussprüche sind von Gewicht;“ sagte sie. „Lassen Sie uns das Wort Backfisch aufschlagen. Der Backfisch — schreibt Adelung — ist eine allgemeine Benennung aller derjenigen Fische, welche man in den Küchen lieber zu backen, als zu kochen pflegt.“

„Ganz recht!“ rief Ortlieb vergnügt. „Das klingt ja,

wie aus meiner Seele geschrieben! Einen solchen Fisch hab' ich gemeint."

„Triumphiren Sie nicht zu früh! Adelung fährt fort: Im Scherze nennt man ein junges Mädchen einen Backfisch."

„O, Sie spassen, werthe Madame! Steht das wirklich hier?"

Er sah ins Buch und las: „Im Scherze nennt man in Niedersachsen ein junges, zum Heirathen noch nicht tüchtiges Mädchen einen Backfisch." — Er schüttelte stutzig den Kopf und gab der Dame nicht undeutlich zu verstehen, sie habe beim Vorlesen ein Falsum begangen. „Hier steht: in Niedersachsen, blos in Niedersachsen? — Leben wir denn in Niedersachsen?" —

„So viel ich weiß, nicht; aber Adelung hat auch in den beiden Punkten, die ich unterdrückte, ganz Unrecht. Das läßt sich aus Goethe's Werken beweisen. Die kennen Sie doch?"

„Ich kann mich nicht erinnern;" sagte Ortlieb mit kalter Gleichgültigkeit.

„Himmel! Sie sind ein Deutscher, wollen für einen gebildeten Deutschen gelten, und haben Goethe's Schriften nicht gelesen!" —

Ortlieb fand nicht für nöthig, sich zu verantworten. Sie ging ins Beizimmer und brachte den fünften Band der Tübinger Ausgabe.

„Ah! dieß Buch ist allerliebst eingebunden!" rief der Junker.

„Nebensache!" sagte sie mit einem verächtlichen Tone. „Im Schauspiele Götz von Berlichingen —"

„Ha! den Mann kenn' ich!" fiel Ortlieb ein. „Mein Papa besitzt seine eiserne Hand." —

„Kaum möglich!“ — sprach Madame Tarantel. „Doch das bei Seite! — Im Schauspiele Götz von Berlichingen sagt ein ländlicher Bräutigam von seiner Braut: er habe den hübschsten Backfisch im Dorfe.* Diese Stelle widerlegt den Herrn Adelung. Franken, wo Götz von Berlichingen lebte, liegt bekanntlich nicht in Niedersachsen, und ein Mädchen, das einen Bräutigam hatte, mußte wohl zum Heirathen tüchtig seyn.“ —

Das sollte man denken!“ versetzte der Junker. „Doch auf diese Art scheint es, als hätte auch Herr Adelung Goethe's Werke nicht gelesen.“ —

„Sie sagen in aller Unschuld ein treffendes Wort!“ erwiederte sie. „Gelesen mag er sie wohl haben; es hat ihm nur nicht gefallen, in seinem Wörterbuche darauf gebührende Rücksicht zu nehmen.“ —

Mancher Leser wundert sich vielleicht, daß die Dame so vorbereitet war, eine lange und gelehrte Brühe über den Backfisch zu gießen. Das ging aber natürlich zu. Als sie Abends vorher aus der Comödie und die Kammerjungfer aus ihrer Theegesellschaft kam, erzählte die Letztere, was für ein verdächtiges Wesen sie im Zimmer des Herrn von Runenstein angetroffen hatte. Diesen Bericht vernahm Helenens Erzieherin mit großem Mißfallen. Sie wünschte, mehr Licht in der Sache zu bekommen; und da sie vom Gastwirthe, den sie persönlich kannte, alle Umstände genau zu erfahren hoffte, so schickte sie noch gegen zehn Uhr, als Ortlieb und Gebler bereits zur Ruhe gegangen waren, die Kammerjungfer an Jenen ab. Er verhörte in ihrer Gegenwart den Hausknecht. Dieser sagte aus: der junge Cavalier habe einen Backfisch mit solcher Heimlichkeit be-

* Goethe's Werke, fünfter Band, S. 76.

stellt, wie wohl kein anderer vernünftiger Mensch ein Küchengericht fordern würde, und er, Referent, glaube daher noch immer, der junge Herr habe Anfangs wirklich ein böses Lüstchen gehabt, und sey nur nachher durch irgend einen Umstand auf bessere Gedanken gebracht worden.

Die Kammerjungfer rapportirte das alles getreulich. Madame Tarantel erinnerte sich, daß ihr vor Kurzem im Theater, bei Vorstellung des Götz von Berlichingen, die ungewöhnliche Nebenbedeutung des oft erwähnten Wortes vorgekommen war. Sie suchte und fand die Stelle, verglich sie mit dem Wörterbuche, und war übrigens eben so mißtrauisch, als Christoph, gegen den schuldlosen Junker. Aufrichtig entdeckte sie ihm, daß sie seinetwegen im Gasthofe hatte nachforschen lassen, und erklärte zuletzt: er müsse vor der Hand auf das Vergnügen, dem Fräulein von Ellerbach aufzuwarten, verzichten. „Das liebe Mädchen ist mir auf die Seele gebunden;“ sagte sie. „Ich muß den gestrigen Vorfall nach Bärenfels melden und von dorther weitere Anordnung erwarten.“

Bestürzt empfahl sich Ortlieb und hinterließ der feindlichen Kammerjungfer die Erndte der Steine, die er gesäet hatte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Unser Junker ist in Gefahr, sich zu verlieben, wird aber noch wie ein Brand aus dem Feuer gerissen.

Gebler entsetzte sich über den unglücklichen Ausschlag des Besuchs. Er verwünschte die Kammerjungfer, und sprach dem Hausknecht das Urtheil: er solle beim Abzug aus dem Gasthofe kein Trinkgeld bekommen. Indem er sich so ereiferte, fiel ihm die zerrissene Tasche in die Augen. Ortlieb gestand ihm, daß er ihr Schicksal richtig vorausgesagt habe. „So geht's, gnädiger Herr, wenn man den guten Rath eines alten, treuen Dieners verachtet!“ rief Gebler. Er zog zugleich ein beinernes Etui, worin sich Nadeln, Zwirn und andere kleine Schneidergeräthschaften befanden, aus der Tiefe seiner Weste hervor, und nähte auf der Stelle das Unterfutter, das in Fetzen über den Saum des Kleides herabhing, mit flüchtigen Stichen zusammen.

Bei dieser Arbeit betraf ihn die Kammerjungfer, die eben die Treppe herabkam und Ortliebs Steine in der Schürze trug, um sie auf den Hof zu werfen. Sie rasselte damit wie ein Poltergeist, und brach in ein unverschämtes Gelächter aus, als sie sah, daß der Schneidermeister seine Werkstatt hier aufgeschlagen hatte. „Schon gut, Mamsell!“ fuhr er sie an. „Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wer zuletzt lacht, der lacht am besten.“ —

So schalt er ihr nach in den Hof, schnitt geschwind den Faden ab, und entwich mit seinem Herrn aus dem Hause, um die Rückkunft des schnippischen Mädchens nicht abzuwarten.

Vater Runenstein hatte befohlen, den Gasthof sobald als möglich mit einer Wohnung in einem ehrbaren Privathause zu vertauschen. In dieser Absicht durchstrichen Ortlieb und Gebler, nach eingenommener Mahlzeit, einen beträchtlichen Theil der Stadt. Sie gingen in mehr als zwanzig Häuser, ehe sie ein erwünschtes Unterkommen fanden. Ortlieb trug nachher die Geschichte dieser Wanderung in sein Tagebuch ein. Wir wollen etwas davon ausheben, uns aber hier und da erlauben, die überflüssigen Ranken seines weitschweifigen Styls zu beschneiden.

Nro. 1. Eine geschminkte Dame, deren Gesicht zwanzig Jahre jünger war, als sie selbst, führte mich in ein Prachtzimmer, worin ein herrliches Sopha stand. Ich setzte mich zur Probe darauf; es war mit den trefflichsten Stahlfedern versehen. Dieser Bequemlichkeit mich erfreuend, fragte ich nach dem monatlichen Miethpreise. „Zwei Louisd'or," antwortete sie; „aber rauchen Sie Tabak?" — „O, recht stark!" sagte ich, weil sie in einem Tone fragte, als ob sie sich recht nach Tabaksrauch sehnte, und keinen andern Miethmann, als einen tapfern Schmaucher, annehmen wollte. Allein sie rümpfte die Nase und complimentirte mich zum Zimmer hinaus.

Nro. 2. Die Vermietherin war eine alte Matrone von Stande, doch unsauber gekleidet. Der Geiz sah ihr aus den Augen, und ihre dürren Finger schienen mir länger, als andere Menschen sie haben. Das Canapee — wornach ich immer zuerst sehe — war nur mit Heu gestopft. Ich rügte das. „Die Zeiten sind schlecht," sagte sie; „und

mit den theuern Roßhaaren füttert man doch nur die Motten." Das Bett machte von weitem eine gute Miene; als ich es aber näher untersuchte, griff es sich sonderbar an. „Sie werden recht gesund darauf schlafen; sagte die Dame. Die Ausdünstung der Federn ist schädlich." — Kurz, das gerühmte Bett war — ein Luftbett von starkem Leder, mit eingenähten hölzernen Röhren, durch die es, mittelst eines Blasebalgs, aufgeschwellt wurde. Die Oeffnungen der Röhren waren durch Zapfen geschlossen. Ich zog einen heraus; der hohe Luftbau sank platt zusammen. „Gehorsamer Diener, Madame!"

Nro. 3. Mein Unstern führte mich wieder zu einer Geizigen. Kein Canapee, aber ein solides Bett. „Sind Sie gewohnt, auf dem Bette Mittagsruhe zu halten?" — „Nach advenant; besonders da, wo kein Sopha vorhanden ist." — „Gut, mein werthester Herr, so zahlen Sie doppelte Bettmiethe." — „Warum das?" „Ich verleihe meine Betten bloß zur Nachtruhe, und lasse mir immer einen schriftlichen Revers ausstellen, daß man bei Tage keinen Gebrauch davon machen will. Außerdem wird doppelt bezahlt." — „Gehorsamer Diener, Madame!"

Nro. 4. „Wer sind Sie? wie heißen Sie? was treiben Sie für Geschäfte? wie lange werden Sie sich hier aufhalten?" rief mir ein Dickbauch, ohne Berührung seiner Nachtmütze, donnernd entgegen. Ho! ho! du Grobian, dacht' ich, du wärst ein Mann für meinen Papa! — und stumm zog ich mich zurück.

Nro. 5. Ein leidliches Zimmer, aber unleidliche Hausgenossen. Rechts ein Waldhornbläser; links eine Singeschule; im obern Stock ein öffentlicher Tanzboden; im Erdgeschoß auf der einen Seite eine Schmiede; auf der andern eine Herberge voll betrunkener Handwerksgesellen.

„Wird oft hier getanzt?“ fragte ich mit einer schlaufreundlichen Miene. „Beinahe täglich;“ antwortete rasch die muntere Wirthin, weil sie wahrscheinlich glaubte, ich wolle diese nahen Bälle besuchen. „Der Schmied ist wohl ein sehr fleißiger Mann?“ — „Sehr fleißig! Er steht schon Morgens um vier Uhr mit seinen fünf Gesellen vor den Amboßen.“ — „Und die wackern Bursche?“ — „Singen oft die ganze Nacht lustige Lieder.“ — „Gott bewahre mich! da kann nur ein Todter hier schlafen. Adieu.“

NB. Ich bin in meinem Leben noch nicht so listig gewesen.

Nro. 6. Eine adelige Wittwe — und Mutter sieben unverheiratheter Töchter von sechzehn bis fünf und zwanzig Jahren — sah mir's gleich an, daß ich ein Edelmann war, und es half kein Läugnen, ich mußte meinen Namen gestehen. Da rief sie, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein, die Mädchen zusammen, stellte sie mir vor, und rühmte mir alle zur geselligen Unterhaltung dienenden Talente und Künste derselben. „Auguste spielt den Flügel, Therese die Harfe, Agnes die Guitarre, Ottilie singt und declamirt, Kunigunde ist eine Meisterin in Räthseln und Charaden, Mathilde macht aus dem Stegreif die niedlichsten Verse, und Korinne spielt Schach.“ — Die Fräulein errötheten; einige schlugen die Augen nieder; die jüngsten versteckten sich hinter einander. Mama winkte; sie mußten sich vor mir gleichsam in Parade stellen. Es waren allerliebste Gesichtchen darunter. Ich fühlte ein gewisses, ich weiß nicht was, das ich vorher nie empfunden hatte. Wie berauscht küßte ich die Reihe herum sieben alabasterne Händchen; aber auch siebenmal zupfte mich Gebler hinten am Rocke, und immer stärker und stärker. Ich wandte mich endlich; er hatte fingerdicke Runzeln auf der Stirn

und flüsterte mir ins Ohr: „Miethen Sie hier nicht, bei Leibe nicht!“ Unbegreiflich war mir seine Abmahnung; doch ich hatte nicht den Muth, sie in den Wind zu schlagen. Ich bat also mit Zittern und Zagen die gnädige Frau um Gestattung einer kurzen Bedenkzeit. „Warum wollen Sie sich bedenken?“ sagte sie. „Dünkt Ihnen für diese zwei netten Zimmer der gefoderte Preis von vier Louisd'or zu viel, so verliere ich gern die Hälfte, um einen werthen Hausfreund zu gewinnen.“ — Gebler zerrte mir beinahe das Kleid vom Leibe. Ich wiederholte mein Gesuch um Bedenkzeit. „Nach Ihrem Belieben!“ sagte die Mutter der schönen Töchter, und entließ mich mit Kaltsinn.

„Aber zum Henker! was hat Er denn?“ fuhr ich auf der Treppe Geblern an. „Warum soll ich hier nicht einmiethen?“

„O, das wäre gefährlich!“ sprach er, und hob die Hände hoch empor. „Sahn Sie nicht, wie es die Alte darauf anlegte, Ihnen das Seil über den Kopf zu werfen; Sie will gern eine von ihren Prinzessinnen unter die Haube bringen; aber Sie, gnädiger Herr, haben ja schon eine Braut! Wie leicht könnten Sie sich hier, in täglicher Gesellschaft der sieben Schwestern, mit einer recht bösen Sieben verplämpern! Die Zahl Sieben ist eine unglückliche Zahl, und man muß sie fliehen, wo man nur kann.“ —

Dreißigstes Kapitel.

Die Einsiedelei in der Mitte einer volkreichen Hauptstadt.

Genug aus dem Tagebuche! Die Quartiersucher wanderten noch in viele andere Häuser, wo Zimmer zu vermiethen waren, und überall fanden sie Steine des Anstoßes. Endlich kamen sie an ein schönes, großes Gebäude, worin sich selbst Vater Arbogast ohne Bedenken eine Wohnung gewählt hätte. Es sah mit dreißig Augen oder — um der Prosa getreu zu bleiben — es hatte dreißig Fenster nach der Straße heraus; doch alle waren dicht verhangen; nirgend zeigte sich eine Spur von Leben. „Hier mag es wohl spuken;" sagte Gebler: „das Haus steht ganz öde." — Doch es war heller Tag; sie klingelten ohne Furcht. Die Pforte öffnete und schloß sich wie von selbst; kein Pförtner war sichtbar. So fanden sie bis in den dritten Stock hinauf noch drei Thüren, die sich auf gleiche Art ihnen aufthaten. Hausflur und Treppe waren rein wie Schnee. Gebler ging, aus Ehrfurcht gegen diese Sauberkeit, bloß auf den Zehen.

Hinter der vierten Thüre, die aus starken Eisenstäben bereitet war, lauschte ein silberhäriger Greis in einem seidnen Schlafrocke. Er fragte durch's Schutzgitter die Fremdlinge nach ihrem Anbringen. Sie sagten es ihm. „Sind Sie vom Lande?" fragte er weiter. Ortlieb gestand es

schüchtern. „Das freut mich!“ rief Jener. „Sie sind mir deßhalb doppelt willkommen.“

Herr Uhrmann — dieß war der Name des Alten — schloß nun die eiserne Thür auf und nöthigte die Gäste in sein Wohnzimmer, in welchem die ängstlichste Ordnung herrschte. Winkel= und wagerecht standen die Stühle nach der Richtschnur gestellt; ihre Entfernung von einander war mit dem Zirkel gemessen; und hätte man auf den sämmtlichen spiegelblanken Geräthschaften oder auf dem Fußboden mit dem größten Fleiß ein Stäubchen gesucht, es wäre nicht zu finden gewesen.

„Ich bin ein Stadteremit;“ — begann Herr Uhrmann — „ich habe seit zwanzig Jahren keinen Baum und kein Gras gesehen, und fast eben so lange bewohnte ich dieses geräumige Haus ganz allein. Doch der Krieg, der alles aus den Angeln der Gewohnheit und Ordnung hebt, zwang auch mir bewaffnete Hausgenossen auf. Ich überließ ihnen das Erdgeschoß, und gab mit vollen Händen, was sie verlangten, und mehr als sie verlangten, um hinter meinen vier Thüren vor ihnen Ruhe zu haben. Sie führten sich erträglich auf, und bei dieser Gelegenheit gewöhnt' ich mich, einen Theil meines Hauses fremden Personen zu überlassen. Ich hätte das zwar nicht nöthig; doch ich bin ein scharfer Rechner. Mein Haus, das mir Kriegslasten auf den Hals zog, muß mir nun auch die Nachwehen überstehn helfen.“

Er bot hierauf dem Junker das ganze Parterre für einen, nach Verhältniß des Raumes mäßigen Zins an.

Ortlieb schlug diesen Antrag aus. „Mein Papa,“ sprach er, „hat mir ausdrücklich untersagt, auf ebener Erde zu wohnen, weil man da dem Anlauf des Straßenpöbels,

der Bettler, der Diebe, und tausend andern Ungemächlichkeiten ausgesetzt seyn soll.“

„Das ist wahr;“ sagte Herr Uhrmann: „und es nimmt mich ganz für Sie ein, daß Sie in einer solchen Schule der Vorsicht erzogen sind. In dieser Rücksicht steht Ihnen die Hälfte des Stocks, den ich selbst bewohne, zu Diensten, wenn sie sich nach den unabänderlichen Gesetzen meines Hauses bequemen wollen. Es wird im Winter und im Sommer Abends um acht Uhr, wie eine Festung, geschlossen; aller Ein- und Ausgang hört auf, und findet erst des Morgens um acht Uhr wieder Statt. Hausschlüssel für Miether sind bei mir nicht gewöhnlich. — Kleider und Schuhe werden im Hofe gereiniget, und auch dort die Haare gepudert. — Hunde, Katzen, Vögel, und überhaupt alle andere Thiere, dürfen mein Haus nicht in eine Arche Noahs verwandeln. — Musik, Schmauserei, Trinkgelag, Zank und Streit, kurz, alles Getöse, ist mit der Stille dieser Mauern unverträglich und muß unterbleiben.“

Der Gesetzgeber fuhr noch weiter fort; da wir aber sammt und sonders bei ihm nicht einmiethen werden, so ist es unnöthig, alle seine Gebote zu wissen. Ortlieb unterwarf sich ihnen, versprach pünktlichen Gehorsam, und zog des folgenden Tages mit Sack und Pack ein, weil es der nahe Thorschluß nicht eher erlaubte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein kleiner Sündenfall, von unangenehmen Folgen begleitet.

Ortlieb befand sich in seiner neuen Wohnung vortrefflich. Sie enthielt unter andern Bequemlichkeiten ein stattliches Sopha, auf dem er einige Tage von seinen bisherigen Ermüdungen ausruhte. Auch Herr Uhrmann war mit seinen Nachbarn zufrieden. Nur Geblers Stiefeln lärmten ihm zu viel. Sie waren zwar nicht — wie es jetzt in Paris Mode ist — mit silbernen Platten, in Gestalt eines Hufeisens belegt, aber mit eisernen Nägeln beschlagen, die sich nicht auf den Kopf treten ließen, ohne darüber sehr laut zu werden. Von diesem unlieblichen Getrampel befreite sich Herr Uhrmann durch ein Paar leichte, mit Filz besohlte Pantoffeln, die er Geblern mit der Bedingung schenkte, sie fort und fort im Hause zu tragen. Das that der gutwillige Schneidermeister recht gern, und trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er allezeit, wenn er aus- und einging, an der Hausthüre Relais machte und seine Fußbekleidung dort wechselte.

Nach drei oder vier in weichlicher Ruhe verträumten Tagen dachte Junker Ortlieb wieder ernstlich daran, warum er sich eigentlich in der Residenz befand. Im Hause der Madame Tarantel war freilich jetzt nichts auszurichten; aber er sollte sich auch um eine Hofstelle bewerben und in

dieser Absicht dem Oberhofmarschall ein Empfehlungsschreiben des Herrn von Ellerbach persönlich übergeben. Ein schwerer Gang! Doch er mußte gethan werden. Gebler begleitete seinen Herrn in des Oberhofmarschalls Palast. An der Schwelle des Vorzimmers überzog er ihm, nach Vater Arbogasts Gebot, die Sohlen der neuen Schuhe mit einer dicken Rinde von Kreide, und wünschte ihm zu seinem Vorhaben Glück und Segen.

Furchtsam trat Ortlieb ins Vorgemach und verbeugte sich rechts und links gegen ein halbes Dutzend anwesender Bortenröcke. Sie blieben mit eingeschlagenen Armen in stolzer Ruhe sitzen und dankten ihm nicht. Er wickelte, von ihnen behohnlächelt, das Empfehlungschreiben aus einem seidenen Taschentuche heraus, reichte es in einer demüthigen Stellung dem nächsten Müßigsitzer, und gab dabei mit zitternder Stimme zu vernehmen, daß er Sr. Excellenz in Unterthänigkeit aufzuwarten wünsche. Der übermüthige Lakei besann sich ein wenig, eh' es ihm gefiel, seine träge Hand zur Annahme des Briefes zu bewegen. Dann las er mit Gemächlichkeit die Aufschrift, besah das Siegel, fragte den Junker nach seinem Namen, erhob sich gähnend, ging mit dem Briefe fort, kam bald ohne denselben zurück, und setzte sich stumm wieder an seinen Platz.

Nach einer vollen und für unsern Ortlieb äußerst unlustigen Viertelstunde erschien die feierliche Gestalt eines betagten Kammerdieners im Vorsaale, führte den Supplicanten ins Audienzgemach, ersuchte ihn, des Herrn Oberhofmarschalls Excellenz hier zu erwarten, und trat mit einer Verbeugung ab.

Ortlieb stand wie eine Bildsäule an der Thüre und liebäugelte mit einem Sopha, das, mit Sammt bekleidet, an Schönheit alle übertraf, die er jemals gesehen hatte.

Er sehnte sich darnach wie Eva nach der Frucht des verbotenen Baumes: denn dieser Frucht glich das Sopha, weil ihn sein Vater vor weichen Polstern höchlich gewarnt hatte. Aber seine unbezwingliche Lüsternheit machte ihn zu einem Casuisten. Er beleuchtete und prüfte den gegenwärtigen Gewissensfall von allen Seiten und zog folgenden Schluß: „Papa schrieb in seinem Sittenbüchlein: „„Setze dich in Gesellschaften auf kein Sopha."" — Hier aber ist keine Gesellschaft: also darf ich mich auf dieß Sopha setzen." —

Er steuerte sofort darauf los. Der Spiegel des getäfelten Fußbodens schreckte ihn nicht: er verließ sich auf seine gekreideten Sohlen. Doch Gebler hatte des Guten zu viel gethan. Jeder Schritt zeichnete Ortliebs Fußstapfen auf das braune Parkett. Allein auch dieser verrätherische Umstand hielt ihn von seinem Vorsatz nicht ab. Er verwischte von Schritt zu Schritt seine Fährte mit dem Schnupftuche und kam langsam, doch glücklich auf's Sopha. Hier saß er nun wie in Abrahams Schooße, drückte sich behaglich in einen Winkel und dachte: wenn du das geringste Geräusch hörst, so springst du auf! Aber nach wenigen Minuten vergingen ihm alle Gedanken: er schlief ein.

Der Oberhofmarschall (der eben das epinöse Geschäft des Anordnens der Hoftrauer um eine fremde fürstliche Person abzumachen hatte) ließ ihn eine halbe Stunde ruhig schlummern. Als endlich die Beschaffenheit und Dauer der Pleureusen und schwarzen Hauben entschieden war, begab er sich aus seinem Kabinet ins Audienzzimmer. Ortlieb, der allenfalls in die Gesellschaft der Siebenschläfer gepaßt hätte, erwachte nicht. Der Oberhofmarschall — mit einiger Augenschwäche behaftet, und dennoch ein

Feind der Brillen — wunderte sich bei seinem Eintritt, daß der Supplicant so unbeweglich auf dem Sopha (wohin er überhaupt noch gar nicht gehörte) sitzen blieb. Se. Excellenz bewegte sich näher hin und sah mit dem höchsten Erstaunen nicht nur des Junkers Augen fest geschlossen, sondern hörte sogar ihn leise schnarchen. Er schüttelte mit großem Mißfallen den Kopf, und versuchte, durch gelindes Räuspern und Husten den Schläfer zu wecken. Würde und Anstand erlaubten nicht mehr; und da dieses sanfte Ermunterungsmittel nicht anschlug, so verließ der beleidigte Hofmann mit Unwillen das Zimmer und befahl seinem Kammerdiener, den Usurpator des Sophas zu entthronen.

Der steife Kämmerling eilte mit dienstfertigen Schritten ins Audienzgemach und rüttelte gewaltsam den Schlafratz. Dieser schlug die Augen weit auf, sah scheu umher, und konnte sich nicht besinnen, wo er war. „Um Gottes Willen, was machen Sie!“ sagte der Kammerdiener. „Se. Excellenz waren hier, wollten Ihnen Gehör geben und zogen sich, weil Sie schliefen, ungnädig zurück.“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung;“ sprach Ortlieb und taumelte empor. „Belieben Sie dem Herrn Oberhofmarschall zu melden, daß ich jetzt wache.“

„Für heute ist nun an keine Audienz zu denken;“ versetzte der Kammerdiener. „Lassen Sie den Zorn Sr. Excellenz einige Tage verkühlen und kommen Sie dann, wenn Sie einmal recht ausgeschlafen haben, gefälligst wieder.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Schneidermeister macht unerwartet eine angenehme Bekanntschaft.

Was lange währt, wird gut! dachte Gebler, als sich die Wiederkunft seines jungen Herrn über eine Stunde verzog. Endlich sah er ihn die breite Treppe langsam herab steigen. „Nun, haben Sie den Kammerherrn in der Tasche?“ rief er ihm mit fliegenden Armen entgegen. „Noch nicht, aber die besten Hoffnungen;“ wisperte der Junker und zwang sich ein heiteres Gesicht auf. Es war ihm unmöglich, seinem theilnehmenden Diener zu gestehen, daß er die Audienz verschlafen hatte.

Sein Mißgeschick setzte ihn auf solche Art ganz außer Thätigkeit, und aus Verdruß beschloß er, in den ersten vierzehn Tagen keinen Schritt zu thun, der ihn dem Hofe oder dem Hochzeitbette näher bringen könnte. Das dringendste Geschäft war ein Brief ins väterliche Haus, der ihm nicht leicht ward, weil er seine begangenen Fehler künstlich bemänteln mußte. Die Geschichte mit dem Backfisch erzählte er ziemlich getreu; doch das Schläfchen, das er im Audienzzimmer des Oberhofmarschalls gemacht hatte, verschwieg er und half sich mit der Nothlüge, er habe bis jetzt Sr. Excellenz wegen des täglichen Zudrangs anderer Hofierer noch nicht aufwarten können.

Als der Brief fertig und zusammengelegt war, ward er, nach Vater Arbogasts Weise, mit einer zarten seidenen Schnur durchzogen und dreifach petschirt. Gebler trug ihn auf die Post, blieb lange aus, und da er zurück kam, war er ungemein fröhlichen Angesichts und schien ein wenig zu taumeln.

„Was ist Ihm?“ fragte Ortlieb. „Er thut ja, als wär's im Oberstübchen nicht richtig.“

„Beinahe, gnädiger Herr!“ antwortete Gebler. „Ein Unbekannter, den ich in meinem Leben nicht gesehen habe, tractirte mich mit einer Flasche Wein; und wie sich das fügte, will ich Ihnen erzählen. Als ich vorhin auf die Post ging, kam nicht weit von unserm Hause ein Fremder an mich heran und fragte höflich nach einer Straße, die ich ihm nicht nachweisen konnte. Bei dieser Gelegenheit fielen seine Augen auf Ihren Brief. Er wunderte sich über die seidene Naht und die vielen Siegel und bat mich um Erlaubniß, diese vorsichtigen Anstalten näher zu betrachten. Mißtrauisch hielt ich den Brief mit beiden Händen, und so besah er ihn hinten und vorn. Er machte viel Wesens von der Künstlichkeit der Befestigung; er freute sich, daß er etwas Neues und Nützliches gelernt hätte, und aus Erkenntlichkeit nöthigte er mich, als ich den Brief auf die Post gegeben hatte, in ein Weinhaus. Da ließ er denn ein gutes Tröpfchen einschenken und fand solch Gefallen an mir, daß er mich beim Abschiede bat, morgen um dieselbe Stunde wieder sein Gast zu seyn.“ —

„Curios!“ sagte Ortlieb. „Wenn nur nicht etwa der wohlthätige Weinengel ein Gauner ist, der auf Betrug ausgeht.“

„Ho! ho!“ rief Gebler: „wäre das seine Absicht, so drischt er bei mir leeres Stroh. Ich trinke, wenn er will,

das Königssteiner Weinfaß mit ihm aus, und er soll dafür nicht meinen schlechtesten Rockknopf erhaschen."

So getrost ging er des folgenden Tages wieder zu Weine. Er kam noch lustiger als das erste Mal zurück, und war von seinem neuen Freunde ganz bezaubert. „Ein scharmanter Mann!" sprach er. „Auch muß er Batzen haben: denn er zehrt hier von der Schnur, und hängt blos dem Vergnügen nach. Ich bat um seinen werthen Namen, und da erfuhr ich denn, daß er Niemand heißt."

Das alles ließ Ortlieb an seinen Ort gestellt seyn.

Einige Tage nachher ging er mit Geblern aus. Als sie kaum den Fuß über die Schwelle gesetzt hatten, tipfte der Schneidermeister seinen Herrn von hinten auf die Schulter und sagte leise: „Da kommt Herr Niemand!" — Es war ein wohlgekleideter Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er grüßte im Vorbeigehen den Junker mit Anstand, winkte seinem Freunde mit den Augen, und besprach sich in einiger Entfernung mit ihm. „Der Mann ist ordentlich in mich verliebt!" sagte Gebler nachher. „Er hat mich schon wieder auf morgen ins Weinhaus eingeladen."

Dießmal setzte Herr Niemand seiner wunderbaren geselligen Neigung zu dem trocknen Schneider dadurch die Krone auf, daß er mit ihm Brüderschaft trank. Der ernsthafte Meister gestand: er habe sich in seinen Jahren zu dieser burschirenden Vertraulichkeit ungern entschlossen, und mit Widerwillen nur nachgegeben, um seinen freigebigen Freund nicht zu beleidigen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ortlieb erhält verdrießliche Briefe, und wird von einem Grobian aus dem Bette gestäubert.

Geblers Trinkfeste dauerten fort. Sein Dutzbruder begnügte sich in der Folge nicht mehr, ihn zufällig auf der Straße zu finden; er kam, wenn er bei einem Glase Wein mit ihm schwatzen wollte, ins Uhrmannsche Haus und führte ihn mit sich hinweg, oder bestellte ihn auf eine gewisse Stunde. Ortlieb, mehr Freund als Gebieter, gönnte und erlaubte seinem alten Getreuen diese Ergötzlichkeiten; er selbst aber hatte von allen Seiten nichts als Verdruß.

Einst, als er sich eben mit lebhafter Eßbegierde zu Tisch setzen wollte, erhielt er folgende Zuschrift:

„Mein Herr von Runenstein, es hat Ihnen gestern beliebt, einen Brief an Fräulein von Ellerbach in meine „Wohnung zu senden: da aber aus bekannten Ursachen „für jetzt keine Correspondenz Statt finden kann, so habe „ich ihn unentsiegelt dem Vulkan geopfert. Dieß zur Nachricht von

Ihrer ehrendienstergebenen

Rebecka Tarantel."

Er las mit großen Augen; er las wiederholt. Die Kammerjungfer wartete auf Antwort. „Es ist mir gleichgültig," — sprach er nach einigem Besinnen ziemlich herz-

haft — „sehr gleichgültig ist es mir, daß Madame Tarantel dem Vulkan ein Opfer gebracht hat. Der Brief war nicht von mir; das betheuere ich bei meiner Ehre.“

„Still, still!“ sagte die Kammerjungfer. „Sollte man das glauben, so müßte den Brief nicht Ihr alter Bedienter gebracht haben. Den kenn' ich an seinem Mantel wie einen Dreier!“

Ortlieb wollte Geblern rufen und mit ihr confrontiren; aber husch! war sie fort.

Drei Tage darauf kam sie abermal, und wieder ein Brief.

„Ich verbitte künftig Serenaden vor meiner Wohnung.
„Sie setzten dadurch in der vorigen Nacht die ganze Straße
„in Bewegung. Wollen Sie Fräulein Helenen in einen
„übeln Ruf bringen? Den Brief haben Sie abgeläugnet;
„aber bei dem Ständchen dürfen Sie mir diese Ausflucht
„nicht bieten. Ich sah Sie, mit meinen eigenen Augen
„sah ich Sie und Ihren alten Diener an der Spitze der
„Musikanten. Himmel! wer hätte das in Ihnen gesucht!
Rebecka Tarantel.“

„Mamsell, das wird mir zu bunt!“ fuhr Ortlieb auf. „Madame scherzt entweder mit mir, oder die Serenade muß ein teuflisches Blendwerk gewesen seyn. Um welche Stunde soll ich sie denn eigentlich gebracht haben?“

„Wunderbare Frage!“ versetzte die Kammerjungfer. „Das wissen Sie doch selbst! Sie standen ja in Lebensgröße vor den Musikanten, und traten mit dem Fuße den Takt. Es war in der vorigen Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr.“ —

„Das ist mir lächerlich!“ sprach der Junker. „Um diese Zeit bin ich immer, wie ein Gefangener, hier eingeschlossen. Das muß mir im Nothfall mein Hauswirth vor Gericht bezeugen.“

„Wir glauben unsern Augen mehr;“ sagte die Kammerjungfer, und wipste fort.

Wenige Tage nachher gab es einen noch schlimmern Auftritt.

Eines Morgens um vier Uhr ward die Hausklingel heftig gezogen. Herr Uhrmann erwachte, wunderte sich, machte jedoch keine Anstalt, sein Pförtneramt zu verwalten, weil er das nie früher als um acht Uhr that.

Die Glocke lärmte indessen eine Viertelstunde lang immer stärker; dann ward die Hausthür mit Händen und Füßen bearbeitet, eine Menge kleiner Steine an die Fenster geworfen, und dabei aus vollem Halse gerufen: „Herr von Runenstein! Herr von Runenstein!“ So stieg der Lärm, bis Uhrmann, um sein Haus vor Verwüstungen zu retten, den Stürmer hereinließ. Es war ein gemeiner Mensch; er verlangte, den Herrn von Runenstein augenblicklich zu sprechen; der Junker mußte geweckt werden. „Sie sind mir ein schöner Kunde!“ fuhr Jener auf ihn los. „Ich leihe Ihnen ein junges, schönes Pferd, das ein König reiten könnte, und Sie schicken mir eine alte, blinde und lahme Kracke zurück!“ — Ortlieb starrte ihn an und raunte seinem Hauswirth ins Ohr: „Ist vielleicht das Tollhaus in der Nähe?“ — Uhrmann schüttelte den Kopf; der Junker wandte sich zu dem Tumultuanten und fragte: wer er sey, und was er wolle. „Ich bin der Pferdeverleiher Schimmel, und verlange meinen braunen Engländer.“ — „Von mir?“ — „Zum Henker! von wem sonst? Sie ließen ihn ja gestern Nachmittags bei mir abholen, ritten in die Marienstraße und courbettirten da vor einem Hause, worin junge Frauenzimmer erzogen werden, eine halbe Stunde lang auf und nieder. Das weiß ich von sicherer Hand. Nachher führte Sie der Teufel hinaus nach Gauchheim,

wo immer ein Convent von Miethpferden ist, und da tranken Sie sich wahrscheinlich einen Haarbeutel und erhaschten beim Fortreiten in der Nacht ein unrechtes Pferd.“ —

„Das ist nicht möglich, Herr Schimmel!“ fiel Uhrmann ein. „Dieser junge Cavalier war gestern den ganzen Tag zu Hause, und kann also weder in die Marienstraße noch nach Gauchheim geritten seyn.“

Doch indem der Eremit seinen Hausgenossen so vertheidigte, und der Pferdeverleiher schon zweifelhaft ward, trat Gebler herzu und verdarb wieder alles. „Donner und Wetter!“ rief Schimmel: da steht ja leibhaftig der Mann, der den Braunen bei mir abholte!“ — Gebler stutzte; als man ihn aber von dem wunderbaren Anspruche des Pferdeverleihers näher unterrichtete, gerieth er in einen unbeschreiblichen Zorn, und es fehlte nicht viel, so wären sie einander in die Haare gefallen. Zum Glück tönte jetzt auf's neue die Hausglocke, und dießmal war es Friedensgeläut; denn ein Bote aus Schimmels Hause meldete ihm die erfreuliche Ankunft des braunen Engländers, den ein anderer Pferdeverleiher gegen seinen invaliden Gaul ehrlich ausgetauscht hatte. „Nun ist's gut!“ sagte Schimmel, und trabte vergnügt von dannen; aber Junker Ortlieb und sein Diener sahen sich traurig an, und waren beide geneigt, sich für bezaubert zu halten.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Eine unerfreuliche Audienz und ein Scheltbrief, der vollends dem Fasse den Boden ausstößt.

Des Oberhofmarschalls Zorn hatte nun Zeit genug zum Verkühlen gehabt: Ortlieb wagte sich also wieder ins Vorzimmer Sr. Excellenz, und ward, nach erfolgter Meldung, ins Audienzgemach geführt, wo ihn beim Anblick des Sopha's, auf welchem er einige Wochen zuvor so süß geschlummert hatte, ein Schauer befiel. Kerzensteif blieb er dießmal an der Thüre stehen, und der Oberhofmarschall kam so schnell, als wär' ihm bange, der junge Phlegmaticus möchte sonst wieder einschlafen.

Ortlieb verbeugte sich so tief, als er nun konnte. Es half ihm nichts; der hohe Patron ließ sich dadurch nicht bestechen, ihn mit dem zugedachten Verweise zu verschonen. „Ich wunderte mich neulich, Sie hier schlafend zu finden;" begann er mit kalter Gelassenheit: „aber das Räthsel ist gelös't: ich höre, Sie sind ein Bonvivant, der seinen Nächten ihr Recht entzieht, und sie zu Bacchanalen und Serenaden verwendet. Eine so dissolute Lebensart ist mit den strengen Sitten unsers Hofes unerträglich: bemühen Sie sich also vor der Hand nicht weiter um Anstellung, die unter solchen Umständen nicht Statt finden kann." —

Mit dem letzten Worte verschwand der sträfliche Hof-

mann, ehe noch Ortlieb einen Laut zu seiner Vertheidigung aufbringen konnte. Er schlich kopfhängend nach Hause, und es ward ihm bei den unbegreiflichen Beschuldigungen, womit man ihn von allen Seiten angriff, immer glaublicher, daß ein böser Zauberer sein Spiel mit ihm treibe.

Es verging indessen nachher eine ruhige Woche, ohne daß er ein neues widriges Begegniß erfuhr. Aber diesen Waffenstillstand kündigte folgender Brief an:

„Sie sind mir ein wahrer Phänomen! Nach Ihrem An„sehen sollte man glauben, Sie könnten nicht bis auf Drei „zählen: aber Sie sind ein Wolf im Schafskleide, den „ein feindseliges — mir feindseliges Fatum hierher führte. „Sie und Ihre abenteuerlichen Streiche setzen meine Er„ziehungsanstalt in Gefahr, ihren seit zwanzig Jahren be„haupteten guten Ruf zu verlieren. Bei Nacht Serena„den, am Tage Gallopaden vor meinen Fenstern! — was „muß die Welt von mir und meinen Zöglingen denken! „— Und immer schleicht Ihr alter Geschäftsträger, der „sich durch seinen abscheulichen Mantel bemerkbar und zum „Kinderspott macht, wie ein Gespenst um's Haus, und „lauert auf Gelegenheit, Briefe an Fräulein von Ellerbach „hineinzupaschen. Fruchtlose Mühe! Alle Ihre Briefe kamen in „meine Hände; ich verbrannte wenigstens ein Dutzend, ohne „Verletzung des Siegels; doch den letzten zu erbrechen, rieth „mir ein guter Engel, und ich fand staunend, daß Sie „mit dem Plan umgehen, Helenen zu entführen. — Ich „danke dem Himmel, daß ich diesen heillosen Anschlag ent„deckte, Wär' er Ihnen gelungen: er hätte den gänzlichen „Verfall meiner Pensionsanstalt zur Folge gehabt. Doch „die Gefahr ist vorbei. Ich habe Fräulein Helenen, um „sie allen weitern Nachstellungen zu entrücken, ihren Ael„tern zurückgesendet. Sie ist gestern unter sicherm Geleit

„nach Bärenfels abgereis't, und nun, mein Herr, hoffe ich „vor Ihnen Ruhe zu haben.

Rebecka Tarantel."

Dieser Brief trieb dem Junker die Haare zu Berge. „Ach, was wird Papa sagen!" sprach er seufzend. „Aber wer kann dafür? Es ist doch nun klar, daß alle diese Geschichten nicht mit rechten Dingen zugehen."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ein großer Auflauf, den ein ankommender Courier verursacht.

Die Braut war fort, der Weg zu einem Hofamte verschlossen: unser Held hatte folglich in der Residenz nichts mehr zu schaffen, und konnte nach Hause reisen, wenn er wollte. Er sehnte sich auch herzlich nach der Ruhe des Landlebens; ihm war nur bange, daß er von seinem Vater übel empfangen werden möchte. „Was hilft das Zaudern?“ sagt Gebler. „Frisch gewagt ist halb gewonnen, und ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Doch halten Sie es für gut, gnädiger Herr, so will ich erst meinen Freund Niemand, der ein sehr verständiger Mann ist, um Rath fragen.“

Ortlieb hatte nichts dagegen. Gebler ging zu seinem Orakel, und meldete ihm den neuen Vorfall: denn die ältern waren ihm schon zuvor nach und nach bei der Weinflasche vertraut worden. Herr Niemand ereiferte sich schrecklich über Madame Tarantel. „Das Weib hat Erscheinungen oder ist rein toll!“ fuhr er auf. „Aber des Fräuleins Aeltern werden das eigenmächtige Schelten und Walten mit ihrer Tochter gewiß nicht billigen. Darum ist mein wohlmeynender Rath: ihr wartet den Ausgang der Sache hier ab; denn da der alte Herr ein so pünktlicher und bedachtsamer Mann ist, so würde er ohne Zweifel die unbe-

fohlne Rückkehr seines Sohnes für eine Uebereilung erklären, und ihr guten Leutchen kämt dann aus dem Regen in die Traufe.“ —

„Du hast Recht, Herr Bruder!“ sagte Gebler. „Wir dürfen unsern Posten nicht verlassen.“ —

Sie blieben also in der Hauptstadt und erwarteten von einem Tage zum andern ihren Rappell. Während dieser Zeit, die sich fast auf einen ganzen Monat ausdehnte, begab sich nichts Neues bei ihnen. Herr Uhrmann, den die bisherigen Störungen seines Hausfriedens nicht wenig verdrossen hatten, ward nun allmählig mit seinen Miethleuten wieder zufrieden. Aber dieses gute Vernehmen dauerte nicht lange.

Eines Morgens wälzte sich eine jauchzende Volksmasse die Straße herab und auf das Uhrmann'sche Haus zu. In der Mitte der wogenden Menge knallte von Zeit zu Zeit eine Peitsche, und ein Federbusch ragte hervor, auf den alle Augen gerichtet waren. Ortlieb und Gebler sprangen ans Fenster und riefen beide zugleich: „Da kommt unser Zachäus!“ Und es war wirklich der Zwerg, der als Courier von Runenstein anlangte. Das zahlreiche Gefolge, das er durch seine Gestalt und seltsame Tracht an sich gezogen hatte, machte ihn nicht im mindesten verlegen. Ernst und stolz wie ein Fürst, der, von jubelnden Unterthanen umringt, seinen Einzug hält, ritt der kleine Gerngroß daher. Als er an der Thür abstieg, drängten sich mehrere Knaben zu der Ehre, sein Roß zu halten. Er wählte den tüchtigsten aus, übergab ihm den Zügel, und befahl ihm mit aufgehobener Peitsche, seinen Dienst gehörig zu verrichten, oder einer nachdrücklichen Züchtigung gewärtig zu seyn.

Er stiefelte mit klirrenden Spornen, wie ein Kürassier,

die Treppe hinauf und übergab dem Junker folgendes Schreiben:

„Mein Sohn!

„Was du thust, das thue bedachtsam, und bedenke „das Ende! — Diesen Spruch eines alten Weisen hör„test du tausendmal aus meinem Munde: er ging aber, „leider! bei dir zu einem Ohre hinein und zum andern „wieder hinaus. Dein kurzer Aufenthalt in der Haupt„stadt war eine lange Kette von Unbesonnenheiten und „Ausschweifungen, worüber die betrübendsten Nachrichten „bei mir eingelaufen sind.“

(Hier folgte nun das ganze Sündenregister, das aus des Oberhofmarschalls und der Madame Tarantel nach Bärenfels geschriebenen Briefen entnommen und ziemlich vollständig war.)

„Es ist ein Glück,“ — fuhr Arbogast fort — „ein „großes Glück, daß Herr von Ellerbach anders denkt „als ich. Er tadelt von allen deinen Vergehen nur die „einzige, daß du auf dem Sopha Sr. Excellenz des „Oberhofmarschalls eingeschlafen bist. Das scandalöse „Mißverständniß mit dem Backfisch belustiget ihn: deine „halsbrechenden Courbetten auf dem Steinpflaster, die „ich mir nicht ohne Grausen denken kann, haben seinen „ganzen Beifall, und den abenteuerlichen Gedanken, „Helenen zu entführen, erklärte er für eine romantische „Plaisanterie. Bei diesen Ansichten zürnt er auf Ma„dame Tarantel, daß sie den artigen Scherz — wie er „diesen tollen Einfall zu nennen beliebt — so ernsthaft „genommen hat. Auch Fräulein Helene ist dir nicht „abhold. Die Heirathstractaten sind daher, zum Ver„gnügen und Trost deiner Mutter, noch nicht abgebro-

„chen. Vetter Ellerbach schmeichelt sich sogar, Se. Ex„cellenz zu versöhnen, und dir noch einen Hoftitel — „wovon er nun einmal nicht abgeht — auszuwirken. „Vor allen Dingen aber verlangt man in Bärenfels — „ich weiß nicht aus welchem Grunde — ein getreues „Bildniß von dir. Laß dich also von einem geschickten „Künstler malen, und die Aehnlichkeit des Porträts ent„weder gerichtlich oder durch einen geschwornen Nota„rius mit rechtskräftigen Formalitäten beglaubigen. Die „darüber ausgefertigte Urkunde sende mir, nebst dem „Gemälde, durch meinen Kammerdiener Zachäus Trill „baldmöglichst zu, und sey indessen still und ehrbar in „der Residenz, weiterer Anordnung gewärtig.

„Dein Hauswirth ist ein Mann nach meinem Herzen. „Empfiehl mich ihm und lebe wohl.

Arbogast von Runenstein."

„Ha! ha! ha! wir kommen mit einem blauen Auge davon!" rief Gebler freudig aus, als ihm Ortlieb den Brief vorgelesen hatte. Sie überlegten nun, wo sie einen guten Bildnißmaler auftreiben sollten. Der Schneidermeister wollte seinen Dutzbruder darüber zu Rathe ziehen, und in diesem Moment trat Herr Niemand, wie gerufen, herein. Gebler trug ihm die Sache vor, und kam glücklicher Weise gleich vor die rechte Schmiede. „Ich verstehe selbst ein wenig von der Malerkunst;" sagte Niemand: „und ich bin gern bereit, dem Herrn von Runenstein mit meinem Pinsel zu dienen." — Dieses gefällige Erbieten ward mit Freuden angenommen. Herr Niemand eilte fort, um seine Malergeräthschaften zu holen. Er brachte, nach einer kurzen Abwesenheit, Zeichenpapier und Rothstift, und entwarf in wenigen Minuten von Ortliebs Kopf einen flüchtigen Umriß. „Das ist genug;" sagte er. „Meine Phantasie

überhebt Sie der Mühe, mir länger zu sitzen. Ich werde, ohne weitere Vorbereitungen, innerhalb zwei oder drei Tagen ein Oelgemälde liefern, womit ich Ehre einzulegen hoffe." — Mit diesem Versprechen empfahl er sich.

„Das scheint mir ein Windbeutel!" sprach Zachäus. „Er crayonnirte stümperhaft, und aus solchen ungeschickten Anstalten kann überhaupt kein gutes Oelbildniß entstehen."

„Man kümmere sich doch nicht um ungelegte Eier!" schalt Gebler.

„Nun, nun, Alter, brumme nur nicht!" sagte der Zwerg. „Führe mich lieber ein wenig in der Stadt spazieren, und halte mir durch dein ehrwürdiges Ansehen den ungezogenen Pöbel vom Leibe!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eine Erkennungsscene. — Der Zwerg reitet aus einem Zimmer ins andere. — Herr Niemand hält Wort.

Zachäus und Gebler gingen mit einander aus. Die Wachparade zog eben auf. Vor der Janitscharenmusik brüstete sich mit spanischen Schritten eine Riesengestalt, warf ihren Commandostab hoch in die Luft, fing ihn wieder, und machte noch andern Hokus Pokus damit. „Alle Wetter!" rief Zachäus. „Da finde ich meinen Universitätsfreund Knochenberg — die sogenannte Mamsel Goliath — in einen martialischen Regimentstambour verwandelt!" — Sie folgten der Parade, bis sie sich in einzelne, nach den Wachhäusern bestimmte Abtheilungen auflösete, und auch die musikalischen Janitscharen aus einander gingen. Zachäus drängte sich zu ihrem Aga hin. Der Riese sah ihn nicht, und trat ihn beinahe zu Boden. „Sachte, sachte, Mamsel Goliath!" schrie der Zwerg. Der Janitscharen-Aga blickte hinab, erkannte seinen winzigen Freund, hob ihn mit Freudengeschrei zu sich empor, küßte ihn herzlich und trug ihn durch die andringende Fluth des Volkes in ein nahes Weinhaus.

Hier erzählten sie einander ihre Lebensläufe. Knochenberg war eben so, wie Trill, wegen des blutigen Gefechts mit den Kutschern, von der Akademie verwiesen wor-

den. Mangel an Vermögen und nützlicher Wissenschaft hatte ihn anfangs genöthiget, dem Kalbfell zu folgen: doch seine imposante Gestalt und ein wenig Tonkunde erhoben ihn bald zu der Ehre, dem Kalbfell voran zu gehen, und er war mit seinem Loose zufrieden.

Indem Zachäus mit seinem Freunde einige Flaschen Wein ausstach, gab es seinetwegen zwischen dem Junker und dessen Wirth einen Streit. Herr Uhrmann war über den Auflauf, den der Zwerg vor der Hausthüre veranlasset hatte, sehr ungehalten, und wollte schlechterdings dem Unruhstifter nicht erlauben, in der Einsiedelei zu wohnen. Der friedfertige Jüngling hätte nachgegeben, wäre nicht gerade Gebler dazu gekommen. Aber dieser tapfere Vertheidiger der Rechte seines Gebieters entschied: es stehe jedem Herrn die Macht zu, seine Diener bei sich zu haben, und das könne kein Teufel ihm wehren. Uhrmann, der die Wahrheit dieses Ausspruches fühlte, widerrief nun sein Interdict unter der Bedingung, daß sich der kleine Kobold alles Lärmens enthalte, und wenig am Fenster erscheine, um der Neugier des Volks keine Nahrung zu geben.

Das versprach man ihm halb und halb. Der Tag verfloß auch in ruhiger Stille; aber Nachts um eilf Uhr entstand wieder ein ungeheures Spektakel vor dem Hause. Der Janitscharen-Aga rückte mit seinem ganzen Corps an, um dem werthen Universitätsfreunde eine feierliche Nachtmusik zu bringen. Die Straße, von Fackeln beleuchtet, schien in vollen Flammen zu stehen. Uhrmann erwachte mit Schrecken, stürzte sich aus dem Bette, und griff nach seinen Kostbarkeiten und Documenten. Doch die Musik begann unter den Fenstern; er zitterte nicht mehr; er barst nur beinahe vor Zorn.

Plötzlich donnerte Zachäus an seine Stubenthür und verlangte den Hausschlüssel. Er wollte das Janitscharenheer in die Eremitage führen und mit Wein und Kuchen bewirthen. Uhrmann schnob ihm ein grimmiges Veto entgegen. Fußstampfend wiederholte Zachäus seine Forderung. Nochmals rund abgeschlagen! Nun schien ihm Selbsthülfe erlaubt; er griff rasch auf den Tisch nach einem Ringe voll Schlüssel. Aber mit längerem Arme kam Uhrmann ihm zuvor, und hielt den eisernen Reif so hoch, daß ihn der Zwerg nicht erreichen konnte. Vergebens that er einige Sätze darnach. Doch bald sprang er nicht mehr in die leere Luft; er sprang dem Einsiedler, wie einem hölzernen Voltigirpferde, auf den Rücken, um die Schlüssel auf diesem Wege zu erobern. Uhrmann fluchte, schüttelte sich, und wüthete wie ein unbändiger Gaul. Da er aber dadurch des Reiters nicht los ward, so rannte er mit ihm in Ortliebs Zimmer und schrie: „Hülfe! Hülfe! das Ungethüm bringt mich um!“

Zachäus sprang ab. „Was gibt's denn?“ fragte der Junker. „Dieser Unhold verlangt den Hausschlüssel, um ein Regiment hier einrücken zu lassen;“ antwortete Uhrmann: „aber ich sterbe lieber auf der Stelle, als daß ich den Schlüssel herausgebe! — O, Herr von Runenstein,“ — fuhr er seufzend fort — „in welche Unruhe versetzen Sie mein Haus! — Ich hatte feindliche Dragoner, Kürassiere, Husaren, Chasseurs und sogar Mammelucken im Quartiere: doch Keiner spielte so mit mir wie dieser teuflische Gnom! — Ich bitte Sie, Herr von Runenstein, ziehen Sie aus! Ich bestehe darauf, ziehen Sie aus!“

„Das kann in vier Wochen geschehen;“ sagte des Junkers Vormund, der Schneidermeister.

„Nein, noch heute! noch heute!“ rief Uhrmann hitzig.

„In vier Wochen!“ wiederholte Gebler mit kaltem Blute. „Unser Miethcontract läuft von Monat zu Monat. Wer uns früher los werden will, mag uns verklagen!“

„Gut, in vier Wochen!“ sagte der proceßscheue Eremit. „Gott helfe mir diese Zeit überstehen!“ —

Er ging in sein Zimmer zurück. Zachäus hatte sich schon zuvor, aus Gefühl seines Unrechts, hinweggeschlichen. Er lag im offnen Fenster, klatschte den Tonkünstlern Beifall zu und rief hinab: er werde morgen die Ehre haben, ihnen insgesammt an einem öffentlichen Orte eine Fete zu geben. —

Am dritten Tage nach diesem Vorfall genoß Gebler des Triumphs, daß sein Freund Niemand das versprochene Portrait überbrachte. Es war zum Sprechen ähnlich; der Künstler hatte nur Ortliebs steifen Lockenbau und veralteten Kleiderschnitt ein wenig modernisirt. Das herrliche Gemälde war auch schon in einen zierlichen, reich vergoldeten Rahmen gefaßt. Uebrigens verbat der großmüthige Mann alle Belohnung, und entfloh unaufhaltsam, als man ihm ein Röllchen Ducaten, das schon für ihn bereit lag, aufdringen wollte.

„Der Mensch kann hexen!“ sagte Zachäus. „Ich begreife kaum, wie er nur das gezwungen hat, daß die Oelfarben in so kurzer Zeit trocken geworden sind.“

„Das Bild ist fertig, damit holla!“ brummte Gebler. „Und es ist so wohlgerathen, daß wir getrost damit vor Gericht treten können.“

Er und Ortlieb begaben sich sofort auf's Rathhaus. Als sie aber um Vidimirung des mitgebrachten Gemäldes geziemend ansuchten, lachte man ihnen ins Angesicht und wies sie ab. Sie fragten hierauf nach einem Notar. Man nannte ihnen einen alten Scribax, der sich für baares

Geld kein Bedenken machte, eine Albernheit zu begehen. Er fertigte ihnen mit der größten Bereitwilligkeit folgendes Instrument aus:

„Kund und zu wissen, wem es zu wissen nöthig. „Nachdem Sr. Hochwohlgeboren, S. T. Herr Ortlieb „von Runenstein, mich Endesbenannten ansuchend auf„gefordert, ein mir vorgezeigtes Conterfey mit Derosel„ben Gesichtszügen zu collationiren und über den Be„fund eine schriftliche Urkunde auszustellen: als habe „ich, in Gemäßheit sothaner Aufforderung, das Abbild „mit dem persönlichen Originale sorgfältig verglichen, „und jenes diesem (mit Ausnahme einiger unwesentli„chen Varietäten im Gewand und in der Haarkräuse„lung) vollkommen ähnlich befunden. Welches ich hier„mit unter eigenhändiger Unterschrift und beigedrucktem „Siegel zu bezeugen nicht ermangeln wollen.

„Getreulich, sonder Gefährde. Jedoch mir und sonst „männiglichen ohne Schaden. So geschehen und gege„ben, u. s. w.“

(L. S.)

Matthias Gallus (vulgo Hahn),

Notarius publicus Cæsareus juratus et immatriculatus.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Zachäus gibt seinen Freunden ein Bankett und macht sich dann unsichtbar.

Der gestiefelte Kater — diesen Spitznamen hatten die Witzbolde der Hauptstadt dem Zwerge beigelegt — ritt mit dem Portrait und der Beglaubigungsurkunde nach Runenstein zurück. Drei Wochen nachher traf er in der Hauptstadt wieder ein. Er überbrachte dem Junker den längst erwarteten Rappell und einen Brief des Herrn von Ellerbach an den Oberhofmarschall. Dieses neue Empfehlungsschreiben griff durch. Ortlieb erhielt nach wenigen Tagen den Charakter eines Kammerjunkers, und es ist nun unsere Schuldigkeit, ihn hinfort so zu betiteln.

Der väterliche Brief, den der Courier mitbrachte, war heiter; mitunter fast scherzhaft. Das Portrait hatte in Bärenfels ausnehmend gefallen, und besonders Helenen entzückt. „Sie spielt wie ein Aeffchen damit;“ schrieb Arbogast: „sie läßt es nicht aus den Augen. Eure künftige Ehe scheint wirklich im Himmel geschlossen, und wir beiderseitigen Eltern sind gesonnen, euer Verbindungsfest sobald als möglich zu veranstalten. Eile daher — die Poeten schreiben der Liebe ja Flügel zu — in deine Heimath. Wie

reisen dann mit einander nach Bärenfels und feiern Schlag auf Schlag Verlobung und Hochzeit.“ —

Der Herr Kammerjunker fühlte sich eben nicht mit Liebesflügeln versehen; doch die gnädigen Eltern wollten, daß er sich schleunig vermählen sollte, und er selbst freute sich heimlich auf den hochzeitlichen Tafelgenuß: daher bestimmte er einen der nächsten Tage zur Abreise.

Indessen machte sich der Zwerg tapfer lustig. Er hatte, außer dem Oberhaupte der Janitscharen, noch zwei Universitätsfreunde in der Residenz ausgegattert. Der eine war Inhaber und Direktor eines Puppentheaters; der andere ein Landstreicher, der seit zehn Jahren Deutschland durchzog und Vorausbezahlung auf Bücher einsammelte, die er weder schreiben konnte, noch wollte. Diese Herren bildeten, mit Einschluß des Regimentstrommlers, ein treffliches Kleeblatt und waren die täglichen Gesellschafter des Zwergs. Doch stand er auch jetzt mit dem wackern Niemand auf einem freundschaftlichen Fuße. Gebler wunderte sich nur, daß dieser Ehrenmann die lockere Fliege seines Umgangs würdigte.

Zachäus sollte nach Runenstein voraus reiten und des Bräutigams Ankunft dort melden. Den letzten Abend in der Hauptstadt wählte er zu einem Bankett, wozu er, mit Erlaubniß des Kammerjunkers, seine drei Freunde, den Riesen, den Puppenspieler und den Landstörzer, ins Uhrmann'sche Haus einlud. Auch der gute Herr Niemand versprach, in die Gesellschaft zu kommen, und er hielt wie immer sein Wort.

Es war schon fast sieben Uhr, als der lauersame Hauswirth die Anstalten des Banketts entdeckte. Er sah Speisen bringen und Flaschenkörbe mit Wein. Kurz darauf

erschienen die Gäste. Nun ward ihm bange. Er ging auf den Zwerg, der geschäftig hin und her lief, mit der Frage los: „Sollen denn die vielen Lebensmittel, die man hier einschleppte, von jetzt bis acht Uhr verzehrt werden?“ — „Bis morgen früh um acht Uhr gewiß!“ antwortete Zachäus sehr ernsthaft. Uhrmann schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Der Schmaus begann; der Wein erhitzte die Köpfe; die lustigsten Studentenlieder wurden gesungen. Gegen Mitternacht kam auch die Reihe an das berühmte Gaudeamus und den eben so berühmten Landesvater. Man spießte beim letztern, nach alter Burschensitte, einen Hut über den andern auf des Regimentstambours breiten Säbel. Zachäus, der seinen befiederten Courierhelm zu dieser Feierlichkeit nicht brauchbar fand, griff nach Geblers Hute. Der alte Meister verweigerte dieß verderbliche Darlehn. „Ei, zum Teufel!“ schrie der betrunkene Gnom: „ein Schneiderfilz muß sich's zur Ehre schätzen, mit Studentenhüten zusammengespießt zu werden!“ Damit entriß er Geblern den Hut, und blitzschnell war er vom Schwerte durchbohrt. Der Eigenthümer schimpfte gräßlich. Zachäus wollte ihm eine Flasche an den Kopf werfen; doch, des Ziels verfehlend, flog sie mit schrecklichem Geprassel durch's Fenster auf die Straße. Schäumend rannte Gebler fort, um des Kammerjunkers Beistand aufzurufen. Der tolle Zwerg lief ihm mit einem Stocke nach und drasch ihn bis vor die Thür des Herrn.

Mit Unwillen vernahm der Kammerjunker die Mißhandlung seines treuen Dieners; und da der neue Hofrang seinen schwachen Muth etwas gestärkt hatte, so war er flugs entschlossen, sich aus dem Bette zu erheben und durch

ein Machtwort dem wilden Trinkgelage ein Ende zu machen. Aber indem er sich ankleidete, fuhren die unsaubern Geister schon aus. Herr Uhrmann hatte ihnen, auf Ansuchen des Zwerges, mit wahrem Vergnügen die Hausthür geöffnet. Auch der kleine Trunkenbold, der sich nichts Gutes versah, war mit seinen Gästen fortgegangen.

Am folgenden Tage erwartete man ihn von Stunde zu Stunde. Er ließ sich nicht sehen. Man glaubte Anfangs, er sey schon nach Runenstein geritten; aber sein Pferd stand noch in dem Gasthofe, wo es eingestallt war. Der Regimentstambour, bei dem sich Gebler nach dem verschwundenen Männchen erkundigte, betheuerte mit Eidschwüren: er wisse nicht, wohin es gestoben und geflogen sey. Auch Herr Niemand zeigte sich seit dem Bacchanale nicht wieder im Uhrmann'schen Hause, ob er gleich unter allen Zechern der bescheidenste gewesen war, und also nicht etwa nöthig hatte, sich vor Scham zu verbergen. Gebler wußte seine Wohnung nicht, und er hätte sich doch gar zu gern bei ihm Raths erholt, wie man den abhanden gekommenen Zwerg in der unermeßlichen Stadt wieder finden könne. Vater Arbogast hatte sich nun einmal an ihn gewöhnt, und man scheute sich daher, ohne das Diminutivum eines Kammerdieners nach Runenstein zurück zu reisen.

Das mußte denn endlich doch nach drei oder vier Tagen geschehen, und der Kammerjunker noch vorher die Kosten des Banketts bezahlen, die ihm vom Speisewirth und Weinschenken dringend abgefodert wurden. Gebler hinterließ im Hause ein Abschiedsbriefchen an seinen geliebten Dutzbruder, der es aber, wie sich in der Folge zeigen wird, nicht abholte.

Am nächsten Sonntage ward, auf Herrn Uhrmanns

Verlangen, unter andern Abkündigungen auch folgende von der Kanzel verlesen: „Ein hiesiger angesehener Einwohner und Hausbesitzer danket dem grundgütigen Gott für Errettung aus einer großen Unruhe, worin er sich seit einigen Monaten befunden hat." —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Arbogast hat üble Laune und läßt sie an einem Unschuldigen aus.

Wohlbehalten kamen die Reisenden in Runenstein an. „Willkommen, willkommen!“ rief Vater Arbogast, und schloß seinen Sohn freudig in die Arme. „Aber was ist das?“ sprach er, als er das ledige Courierpferd hinten am Wagen angebunden sah. „Wo habt ihr unsern Trill gelassen?“

„Wir glaubten ihn hier zu finden;“ sagte der Kammerjunker.

Kein Auge hat ihn gesehen. Seine Ausschweifungen in der Residenz wurden erzählt. Der Schneidermeister zeigte, zum Beweise der Wahrheit, die Wunde seines Hutes vor.

„Es ist entsetzlich!“ rief Arbogast. „Ein trauriges Beispiel, daß sich ein böses Naturell zwar eine Weile zähmen, aber nicht ganz bändigen läßt.“

„Ja, ja!“ sagte Gebler: „Die Katze läßt das Mausen nicht!“

„So wenig als Er, mein Freund, Seine unglückliche Angewohnheit, immer von mir und meiner Familie zu plaudern;“ fiel Arbogast finster ein, und bewies durch die-

en vom Zaune gebrochenen Vorwurf, daß ihn der Verlust seines Kammerdieners verstimmt hatte.

„Ich spreche nie etwas Böses von Ihnen, gnädiger Herr!“ sagte der redliche Diener. „Das weiß Der, der alles weiß!“ Er streckte hierbei seine Hand muthig gen Himmel.

„Auch das Gute soll Er verschweigen!“ sprach Herr von Runenstein etwas freundlicher. „Aber ich wette, Er hat in der Stadt wieder fleißig in die Trompete gestoßen, und wer weiß, was für Unheil über kurz oder lang daraus entsteht.“ —

Betroffen schwieg Gebler. Er dachte an seine Trinkgespräche mit dem Dutzbruder. Doch war er übrigens ganz außer Sorgen, daß der biedere Niemand aus den Blumen des freundschaftlichen Vertrauens Gift saugen könne und werde.

Alwina war im Stillen froh, daß sich der unartige Zwerg, der nie recht in ihrer Gunst stand, verkrümelt hatte. Nur Arbogasts üble Laune, die dadurch rege wurde, war ihr unlieb. Er hatte seinen Zachäus sogleich wieder nach Bärenfels senden wollen, um den Bräutigam anzumelden. Nun fehlte ein schicklicher Eilbote. Das machte den alten umständlichen Herrn so verdrießlich, daß er einige Tage lang von der Reise gar nichts hören wollte. Doch nach und nach brachte ihn Alwina wieder ins rechte Geleis und in den Wagen. Sie selbst begleitete mit ihm den werthen Sohn an den Ort der Vermählung. Auch Gebler ward mitgenommen, um allenfalls, wenn des Kammerjunkers Residenzleben vor dem Tribunale zu Bärenfels in Untersuchung gezogen werden sollte, zum Zeugen der Unschuld zu dienen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Man will dem Kammerjunker streitig machen, daß er seines Vaters Sohn sey.

Herr von Ellerbach hob die Frau von Runenstein ehrerbietig aus dem Wagen, und umarmte herzlich ihren Gemahl. Als sich aber der Kammerjunker, der indessen auch das feste Land betreten hatte, vor ihm verbeugte, wich er mit Befremdung einige Schritte zurück, sah ihn starr an, und sagte langsam und gepreßt: „Mit wem habe ich denn die Ehre — —?“

„Ei, das ist ja mein Sohn, der Kammerjunker!“ rief Arbogast lachend.

„Ihr Herr Sohn?“ — fragte Ellerbach, und blickte bald ihn, bald den Kammerjunker mit großen Augen an. Endlich machte er dem Letztern eine kalte Verbeugung, und führte stumm und gedankenvoll Alwinen die Treppe hinauf.

Oben im Zimmer zog er den Vater Runenstein an ein Fenster und sagte mit leiser Stimme: „Wie viel Söhne haben Sie denn?“

„Leider nur Einen!“ seufzte Arbogast.

„Nun ja, das weiß ich! Und dieser Sohn befindet sich schon seit vier Tagen in meinem Hause.“

„Sie scherzen sonderbar!“

„Auf Ehre: er ist seit vier Tagen hier, und nur heute

mit meiner Frau und meiner Tochter auf ein benachbartes Rittergut zum Besuch gefahren."

„Spaßhafter Mann!" rief Arbogast. „Sie legen es darauf an, mich in Verwirrung zu setzen."

„Nein, das ist Ihre Absicht, mein werther Cousin!" entgegnete Ellerbach. „Sie bringen einen fremden jungen Mann mit, und geben ihn für Ihren Sohn aus!"

Arbogast lachte laut auf, rief seine Gemahlin herzu und trug ihr den Wirrwarr vor. Sie lächelte, wie über einen Scherz.

Ellerbach ging rasch in ein Nebenzimmer, brachte des Kammerjunkers Porträt und sagte: „Dieses Gemälde haben Sie mir doch wohl zugeschickt?"

„Ei wohl!" antwortete Arbogast. „Und ich sandte Ihnen zugleich ein Notariatszeugniß, daß er das wohlgetroffene Bildniß meines Sohnes sey."

„Es hat allerdings mit dem jungen Herrn, den Sie Ihren Sohn zu nennen belieben, einige Aehnlichkeit;" versetzte Ellerbach: allein der rechte Mann, dessen zarteste Gesichtszüge, wie aus dem Spiegel entführt, auf diese Leinwand gezaubert sind, dessen natürliche Frisur und moderne Kleidung mit dem Gemälde auf's genaueste übereinstimmen, und den meine Tochter, die ihn oft in der Residenz unter ihren Fenstern zu Pferde sah, beim ersten Anblick des Gemäldes wieder erkannte — kurz, der wahre Ortlieb von Runenstein, der diesen zum Scherz eingeführten Nebenbuhler siegreich aus dem Felde schlagen wird — langte bereits vor vier Tagen hier an, und meldete, daß ihm seine lieben Aeltern bald folgen würden. Das ist denn, zu meinem großen Vergnügen, jetzt eingetroffen, und Sie werden nach einigen Stunden die Freude haben, zu

bemerken, wie zärtlich ihr trefflicher Sohn und mein Mädchen sich lieben. Ich erwarte sie noch vor Abend zurück."

Das Blatt hatte sich nun gewendet. Anfangs war Herr von Ellerbach bestürzt und Arbogast lachte: doch jetzt gerieth die Familie Runenstein in ein dunkles Labyrinth, und irrte verlegen und ängstlich darin umher. Am ruhigsten war der Kammerjunker, ungeachtet man ihm seine Braut und seinen Namen streitig machte. Er stopfte sich eine Pfeife, setzte sich auf's Sopha, und erwartete gelassen den Ausgang.

Gegen Abend rasselte ein vierspänniger Wagen in den Schloßhof. „Da kommen die Meinigen!" sagte Ellerbach. „Nun, Herr Gegenbräutigam, rüsten Sie sich!"

Nach einer Minute traten Frau von Ellerbach und Helene ins Zimmer, und hinter ihnen der vorgebliche Ortlieb von Runenstein, ein schöner, junger, blühender Mann. „Es ist Zeit, daß Sie kommen, lieber Runenstein!" rief ihm Ellerbach zu. „Es hat sich ein Afterbräutigam eingefunden." —

„So?" sagte der junge Mann mit ruhigem Lächeln.

Indessen begrüßten die Damen von Ellerbach das Runensteinische Paar. Der Kammerjunker legte seine Pfeife, wiewohl ungern, aus der Hand, und scharrfüßelte zu Helenen hin. Zusammenschreckend, als sähe sie ein Gespenst, zog sie sich zurück, und trat, wie Schutz suchend, neben ihren Begleiter, den die ganze Familie Runenstein anstarrte.

„Die Herrschaften spielen ihre Rollen so vortrefflich, als wären sie auf dem Theater geboren!" rief Ellerbach lustig aus. „Und auch Sie" — sprach er zu dem Fremdling — auch Sie tragen das Ihrige zum Gelingen der gut einstudirten Comödie redlich bei! — Aber lasset uns der Posse ein Ende machen und ohne Zwang heiter und fröh-

lich seyn! — Gehn Sie, werfen Sie sich Ihren Aeltern in die Arme!" —

„O, wenn ich das dürfte!" — sagte der junge Mann mit einem ernsten, wehmüthigen Tone.

Es entstand eine Todtenstille, und er fuhr fort, wie folgt.

Vierzigstes Kapitel.

Geständnisse eines Abenteurers.

„Ich habe nicht das Glück, der Familie von Runenstein anzugehören.“ —

Ellerbach und die Seinigen erschracken. Helene bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Weder Rang noch Reichthum sind mir angeboren — doch davon hernach! Ich erkläre mich zuerst über meinen kühnen Schritt in dieses Haus. Die Liebe führte mich hierher, und die Liebe spreche mein Urtheil! —

Vor einigen Monaten kam ich, nach verschiedenen Land- und Seereisen, in die Residenz, sah im Schauspielhause Fräulein Helenen, und fand in ihr das Ideal von Schönheit und Anmuth, das mir lange vorgeschwebt, und das ich noch nirgends gefunden hatte. Für mich gab es nun kein Schauspiel; ich sah nur sie.

Es war natürlich, daß ich nach des Fräuleins Namen, Wohnung und Verhältnissen forschte. Ich erfuhr, sie sey einem Herrn von Runenstein zur Gemahlin bestimmt, und der Bräutigam sey eben in der Hauptstadt eingetroffen. Traurige Botschaft! Doch ich weiß nicht, wie es kam: es glimmte noch fort und fort ein Fünkchen von Hoffnung in meinem Herzen.

Ich war neugierig, den Glücklichen zu sehen und zu

sprechen. Ich wollte ihn und mich gleichsam auf die Wage legen, und so mich prüfen, ob ich mit ihm einen Wettstreit um Helenens Liebe beginnen dürfe. Es ward mir schwer, mich von der Wohnung meines Nebenbuhlers zu unterrichten; und als ich sie endlich entdeckte, sagte man mir: er lebe sehr eingezogen, gehe nie in Gesellschaft und halte mit niemand Umgang. So war's unmöglich, mich ihm zu nahen. Ich trug daher meinem Bedienten auf, mit den Domestiken des jungen Einsiedlers Bekanntschaft zu machen, und ihnen zu entlocken, was ich zu meinem Zweck wissen wollte.

Kurz darauf hatte mein Kundschafter einen alten Diener des Herrn von Runenstein auf der Straße getroffen, ihn angeredet, und bei einem Glase Wein von ihm erfahren, daß sein Herr die ihm bestimmte Braut noch nicht persönlich kenne, weil er durch ein kleines, zwischen ihm und ihrer Erzieherin ausgebrochenes Mißverständniß bisher behindert worden sey, dem Fräulein aufzuwarten." —

Vater Arbogast stutzte, und machte gegen seine Gemahlin und seinen Sohn eine Pantomime, als wollte er sagen: „Hört, hört, wie Gebler geplaudert hat!" —

„Diese Nachricht war mir unaussprechlich angenehm;" fuhr der Erzähler fort: „sie belebte das Fünkchen meiner Hoffnung zu einer wohlthätigen Flamme. Mein Bedienter pflog weitern Umgang mit dem Alten, schloß mit ihm Freundschaft, spähte vor der Wohnung des Herrn von Runenstein fleißig umher, und meldete mir bald mit großem Jubel: er habe den jungen Herrn auf der Straße gesehen, und mit Erstaunen bemerkt, daß er mir an Gestalt und Angesicht außerordentlich gleiche. Ich gab mir Mühe, mich von der Wahrheit dieser wunderbaren Entdeckung mit eigenen Augen zu überzeugen. Es glückte mir;

ich sah den Herrn von Runenstein, ohne von ihm gesehen zu werden; und da ich wirklich zwischen ihm und mir Aehnlichkeit fand, so beschloß ich rasch, seine Bräutigamsrolle zu spielen und das Glück in Versuchung zu führen, ob es, nach seiner alten Gewohnheit, dem Kühnen beistehen wolle.

Ich schrieb unter dem Namen Runenstein an Fräulein Helenen. Mein Bedienter trug die Briefe. Er, vormals ein Winkelschauspieler, gab sich zu diesem Botengeschäfte und zu allen andern, bei welchen er als Runensteinischer Diener gelten und erscheinen wollte, die Gestalt seines alten Freundes, der — wenn ich nicht irre — Gebler heißt. Mein Schlaukopf kleidete sich genau wie Jener — der eben kein Schlaukopf seyn mag — und veralterte sich mit theatralischer Kunst durch Schminke. Die beiden Menschen wären kaum, wenn man sie beisammen gesehen hätte, von einander zu unterscheiden gewesen.

Es kam meinem Bedienten gut zu Statten, daß unser Wohnhaus in zwei verschiedenen Straßen Ausgänge hatte. Durch die Hauptthür ging er in seiner natürlichen Gestalt, durch die Hinterthür als Gebler aus und ein. So blieb unser Gaukelspiel den Nachbarn ein Geheimniß, und niemand konnt' es verrathen.

Meine Briefe fielen der Madame Tarantel in die Hände und wurden verbrannt. Ich brachte dem Fräulein eine Serenade: Herr von Runenstein erhielt deßhalb von der Erzieherin einen derben Verweis. Ich paradirte auf den besten Miethrossen, die zu haben waren, vor Helenens Fenstern, und der Herr Kammerjunker gerieth einst darüber mit einem Pferdeverleiher in Händel. Alle diese Verdrießlichkeiten klagte Gebler, als Neckereien eines unbegreiflichen Schicksals, meinem Bedienten.“ —

Vater Runenstein drohte mit geballter Hand hin nach der Thür und murmelte zwischen den Zähnen: „Warte, du alter Schwätzer!“ —

„Doch solche kleine Ränke“ — fuhr der Abenteurer fort — „brachten mich meinem Ziele nicht näher. Ein Hauptstreich mußte gewagt werden. Ich bat Helenen — mit glühenden Worten der Liebe bat ich sie, sich der Tyrannei ihrer Hofmeisterin zu entreißen und mit mir zu entfliehen. — Diesen wichtigen Brief vertraute mein Pseudo-Gebler einer Nähterin an, die er oft in das Erziehungshaus gehen sah. Er bestach sie mit Gold; sie gelobte treue Dienste; doch sie ward entweder vorsätzlich zur Verrätherin, oder sie ließ sich durch Ungeschick ertappen. Kurz, mein Brief ging den Weg seiner Vorgänger: er kam in die Hand der strengen Pädagogin; und da er ihr besonders inhaltreich scheinen mochte, so warf sie ihn nicht, wie die übrigen, ungelesen ins Feuer; sie erbrach ihn, und veranstaltete hierauf plötzlich Helenens Abreise.“ —

„Das war unter solchen Umständen sehr klug von ihr gehandelt!“ fiel Herr von Ellerbach ein. „Ich tadelte sie Anfangs; denn ich glaubte, der ächte Bräutigam habe sich nur ein wenig im romantischen Briefstyl geübt. Aber bald nachher ahnten mir Intriguen oder Irrungen in der Person. Aus diesem Grunde verlangt' ich des Kammerjunkers Porträt. Doch eben das, wodurch ich die Kabale entdecken wollte, machte mich wieder sicher, indem meine Tochter, als das Bild ankam, gleich ausrief: Ja, das ist er, das ist Runenstein!“ —

„Aber wie konnte Fräulein Helene das sagen?“ wandte Arbogast ein. „Sie hatte ja meinen Sohn nie gesehen!“

„Freilich nicht;“ versetzte Ellerbach: „doch jedesmal, wenn sich der Rival unter den Fenstern zu Pferde sehen ließ,

zeigte ihn Madame Tarantel meiner Tochter als den Herrn von Runenstein: denn sogar diese kluge Frau, die doch den Herrn Kammerjunker von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, ward durch die Aehnlichkeit der beiden Gestalten getäuscht. — Aber das ist mir ein Räthsel, wie Sie, Herr Glücksritter, es anstellten, daß des Herrn von Runenstein Bildniß Ihnen ähnlicher ward, als ihm selbst.“ —

„Das ging äußerst natürlich zu;“ antwortete der Fremdling. „Es ist mein eigenes, schon vor einem halben Jahre gemaltes Porträt, das mein Bedienter, für einen Maler sich ausgebend, dem Herrn Kammerjunker in die Hände spielte.“ —

„O Himmel!“ rief Arbogast aus: „Und auch der dumme Notar attestirte blind ins Zeug hinein! Wie ward doch alle meine Vorsicht zu Schanden!“ —

„Nun hatt' ich gewonnen;“ sprach der schlaue Gast weiter. „Ich erhielt nachher durch meinen gewöhnlichen Kanal die erwünschte Nachricht, daß mein Bildniß als ächt hier anerkannt worden war und Beifall gefunden hatte; ich erfuhr Tag und Stunde, wenn der Herr Kammerjunker zu seiner Braut reisen würde und meine Leidenschaft spornte mich zu dem Versuche, ihm den Rang abzulaufen. Zu diesem Wagstück war ich an Leib und Seele gerüstet: denn ich konnte der mir von der Natur zugetheilten Maske mit schicklichen Reden leicht entsprechen, weil mich mein Bedienter, durch Ausforschung seines alten Freundes, in der Familie Runenstein so einheimisch gemacht hatte, als wär' ich in ihrem Schooße geboren. — So trat ich kühn als Bräutigam in dieses Haus, und erwarte nun von der Liebe mein Urtheil.“ —

„Das würde wahrscheinlich zu mild ausfallen;“ sagte Herr von Ellerbach. „Wir verfahren gelind genug, wenn

wir Ihnen die Freiheit zugestehen, sich sogleich, ohne weitere Rüge ihres strafbaren Unternehmens, aus unsern Augen zu entfernen.“ —

Weinend sprang Helene vom Stuhl auf, umarmte den Geliebten und rief: „So gehn wir mit einander: nichts soll uns scheiden!“ —

Es ward ein allgemeiner Aufstand. Nur der Kammerjunker blieb ruhig auf seinem Sessel.

Einundvierzigstes Kapitel.

Jugendgeschichte des Unbekannten.

„Helene!“ — sagte der Vater mit einem strengen Tone — „bezeige dich deiner Abkunft würdig! Hier sitzt dein Bräutigam!“

„Ach, eben weil er hier sitzt, kann er nicht mein Bräutigam seyn!“ antwortete sie mit einem tragisch-komischen Seufzer: denn auch ihr gegenwärtiges Leid konnte den angeborenen Muthwillen nicht ganz beherrschen.

Alwina winkte dem bequemen Sohne, sich zu erheben. Er stand gehorsam auf.

„Sprich ernsthaft!“ sagte Ellerbach mit heimlicher Neigung zum Lachen: „was hast du gegen den wackern Kammerjunker einzuwenden?“

„Nichts, mein Vater! Doch unsere Gemüther stimmen nicht zusammen und ich liebe diesen Mann.“ —

„Verblendetes Mädchen!“ fiel Frau von Ellerbach ein: „wie kannst du noch Den lieben, der dich und uns alle belistete, und uns noch kein Wort von seiner dunklen Herkunft gesagt hat?“ —

„Dunkel war sie in der That;“ begann der Fremde mit einem Tone, worin sich sein Gefühl der Beleidigung aussprach. „Ich lebte bis in mein zwölftes Jahr in einer elenden Waldhütte. Das war die Dienstwohnung

meines Vaters, der Auerfeld hieß und im Auslande ein schlechtbesoldeter Forstmann war. Armuth und oft drückender Mangel, Entfernung von aufheiternder Gesellschaft und vielleicht ein geheimer Gram, dessen Quelle mir verborgen blieb, bildeten ihn zu einem rauhen, furchtbaren Manne, zu einer Geißel des Schreckens für mich und meine Mutter. Er sprach Wochen lang mit uns kein Wort, saß düster, wie über geheimen Anschlägen brütend, in einem Winkel und berauschte sich in starken Getränken. Zu andern Zeiten war er ein grillenhafter Zänker; man konnte ihm nichts zu Danke thun, und das kleinste Versehen brachte ihn so auf, daß er nach geladenen Gewehren griff und Mord drohte. Wir Unglücklichen flohen oft bei solcher Gefahr in den Wald und verweinten darin ganze Tage und Nächte, weil wir uns nicht in des Furchtbaren Nähe zurück wagten. Mir besonders schwor er hundertmal den Tod. Er haßte mich unaussprechlich. Ich kann mich keines an mich gerichteten freundlichen Wortes von seinen Lippen erinnern.

Einst war meine Mutter einige Tage abwesend und ich mit dem feindlichen Mann allein. Ich mußte ihn bedienen; ich that es mit willigster Anstrengung aller meiner Kräfte; doch Mißhandlungen waren mein Lohn. Angst und Zittern machten mich nun wirklich ungeschickter, als ich in einem ruhigen Zustande war, und so beging ich einen Fehler, für den ich von ihm keine Verzeihung hoffen konnte. Ich stieß nämlich, indem ich ihm etwas zureichte, eine volle Flasche seines Lieblingsgetränks vom Tische und sie zerbrach. Wüthend fuhr er auf; ich entfloh; er verfolgte mich, weil er eben kein Feuergewehr zur Hand hatte, mit gezogenem Hirschfänger tief in den Wald hinein: aber ich war ein besserer Läufer, er konnte mich nicht erreichen und kehrte mit gräßlichen Flüchen wieder um.

Ich war kurz entschlossen, mich lieber durch die Welt zu betteln, als von seiner Hand zu sterben. Keinen Pfennig hatt' ich in der Tasche; doch fiel mir ein, daß mir einst meine Mutter ein sorgsam verwahrtes Päckchen gezeigt und dabei mit Thränen gesagt hatte: Das ist dein Erbtheil! — Dieses Eigenthum wollt' ich nicht verlieren. Ich wußte, daß mein Vater gewöhnlich gegen Abend in einem Lehnstuhle schlief, und sehr fest schlief. Um diese Zeit ging ich nach dem Forsthause zurück, schlich durch eine Hinterthür hinein, bemächtigte mich des Päckchens, und entkam damit glücklich. Aber meine Hoffnung, Geld darin zu finden, schlug fehl. Es enthielt werthlose Kleinigkeiten, die mich gar nichts anzugehen schienen.

So war ich ein förmlicher Bettler. Ich ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fand viel mitleidige Menschen, die mich beschenkten, doch vergebens sucht' ich einen Herrn, der mich zum Diener annehmen wollte. Dieser Irrlauf führte mich nach fünf oder sechs Wochen vor die Mauern einer großen Stadt, wie ich noch keine gesehen hatte. Die Schildwachen am Thore schreckten mich. Es war mir bange, sie würden mir den Eingang verwehren. Ich hoffte, in der Abenddämmerung unbemerkt hinein zu schlüpfen, und durchstrich indessen einen nahen Lustwald.

Hier ging in einer einsamen Gegend ein alter, wohlgekleideter Mann mit einem Knaben meines Alters spazieren. Das lebhafte Kind gaukelte fröhlich vor ihm herum, und er lachte gutmüthig darüber. O, wie glücklich, dacht' ich, ist dieser Knabe gegen mich Armen! — Mit diesem Gedanken folgt' ich ihnen. Sie kamen an einen breiten und tiefen Wassergraben, über welchen eine Fahrbrücke geschlagen war, doch auch ein schmaler Steg führte. Der Knabe flog auf letztern zu, und, gegen des Vater Abmah-

nungen taub, übte er sich auf dem schwanken Brete in lustigen Tanzsprüngen. Zugleich warf er, indem er sich gerade über der Mitte des Kanals befand, einen Ball hoch in die Luft, richtete die Augen nach ihm empor, that einen Fehlsprung, und stürzte ins Wasser. — Der Vater stieß einen entsetzlichen Schrei aus und rief um Hülfe. Ich, der einzige Mensch in der Nähe, eilte hin, sprang in den Graben, und rettete mit Gefahr, selbst zu ertrinken, das verunglückte Kind, das einer Leiche schon ähnlich war, doch in einem ziemlich entfernten Hause, wohin ich es athemlos trug, wieder zum Leben gebracht wurde. Ich sank dagegen, von Hunger und Ermüdung erschöpft, zu Boden, und glaubte zu sterben.

Der dankbare Vater erquickte mich möglichst auf der Stelle, sandte nach einem Wagen, und führte mich in sein Haus, wo ich in eine schwere Krankheit fiel, aber durch sorgsame Pflege genaß. Mein Wohlthäter, einer der reichsten Kaufleute des Orts, ließ mich nun, da ich ihm meinen hülflosen Zustand entdeckte, nicht wieder von sich, und behandelte mich ganz wie den einzigen Sohn, den ich gerettet hatte, und der mich deßhalb auch brüderlich liebte. Wir wurden bis ins Jünglingsalter zusammen erzogen; dann machten wir vieljährige Land- und Seereisen mit einander. Der Tod meines Wohlthäters, dessen Geschäfte mein Reisegefährte übernehmen mußte, rief uns vor acht Monaten in die Heimath zurück, und ich fand im Testamente des Erblaßten mir ein Kapital bestimmt, dessen Zinsen mich bis an meinen Tod vor Nahrungssorgen bewahren, und mich sogar in den Stand setzen, mit einer Gattin von edler Abkunft ein bequemes Hauswesen einzurichten."

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ein Geheimniß, welches die ganze Gesellschaft zu einer Reise bewegt.

Auerfeld bemerkte mit geheimer Freude, daß der Schluß seiner Lebensgeschichte auf die Zuhörer einen bessern Eindruck machte als der Anfang, den die Familie von Ellerbach, das Fräulein ausgenommen, mit verdrießlichen Gesichtern vernahm. Als der Erzähler vollends den Bettelstab ergriff, da fehlte nicht viel, man hätte sich, wie bisweilen in Recensionen geschieht, die Fortsetzung verbeten. Allein das große Kapital (dessen Besitz vollkommen gegründet war) schaffte ihm wieder Achtung. Dessen ungeachtet erklärte ihm Herr von Ellerbach mit höflichen Worten: er müsse sich von Helenen unvermeidlich trennen; sie sey nun einmal des Herrn von Runenstein Braut; gewisse Familienverhältnisse erlaubten es nicht, dieses Band wieder aufzulösen; und wäre das auch möglich, so würde doch er sich nimmer entschließen, in eine Mißverbindung seiner Tochter zu willigen.

„Ich eben so wenig, mein Herr!“ setzte die geborene Gräfin schnell hinzu.

„Und wie entscheidet Helene?“ fragte Auerfeld zärtlich.

„Sie hat hier keine Stimme!“ riefen ihre Aeltern, wie aus Einem Munde.

„Ein hartes Urtheil sprechen Sie uns!“ sagte der junge Mann. „Eh' ich aber mit blutendem Herzen von Lieb' und Lebensglück scheide, will ich noch Eins versuchen. In

der Gefahr des Ertrinkens ergreift man wohl einen schwimmenden Strohhalm, um sich zu retten. — Sie erinnern sich, daß ich Ihnen von einem Päckchen erzählte, das ich bei der Flucht aus dem väterlichen Hause mitnahm. Es enthielt Dinge, die mir erst jetzt wichtig werden. Meine Mutter nannte sie mein Erbtheil, und sie sind so beschaffen, daß sie die Vermuthung erwecken, ich sey von adeliger Geburt. — Die Sache wäre nicht unmöglich. Meiner Mutter Herkunft und Schicksale sind mir durchaus unbekannt. Sie verband sich mit Auerfeld vielleicht als Wittwe eines Edelmanns, der mein Vater war. — Daß man mich, seit ich denken kann, Ludwig Auerfeld hieß, entkräftet diese Muthmaßung nicht. Meine Mutter kann aus Scham der Armuth, oder aus andern mir unbekannten Gründen, meinen wahren Namen unterdrückt haben. — Dem allen gibt Auerfelds unnatürlicher Haß gegen mich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.“ —

Die Gesellschaft hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und mehrere Stimmen fragten nach der Beschaffenheit seines sogenannten Erbtheils.

„Ich kann es Ihnen zeigen;“ war seine Antwort. Er ging in sein Zimmer, und brachte von daher ein Päckchen, worin sich ein Kinderhemd, eine Windel und eine silberne Klapper befanden, die sämmtlich mit den Buchstaben L. W. v. R. bezeichnet waren.

„Heiliger Gott!“ rief Alwina. „Diese Sachen gehörten unserm Erstgebornen, unserm Ludolph!“ —

„Wär's möglich!“ sprach Herr von Runenstein. „Ja, fürwahr! hier steht mein Wappen auf der Klapper eingegraben.“ —

Alle staunten, alle wurden von einer freudigen Ahnung ergriffen. Besonders Helene schwärmte ganz ausgelassen

herum und küßte Vater und Mutter. Nur Auerfeld, mit den frühern Begebenheiten in der Familie Runenstein unbekannt, sah den Glücksstern, der ihm aufzugehen schien, nicht so hell wie die Andern, und stand im Kreise der Jubelnden sinnend und schweigend.

Als sich die Wogen des ersten Freudenergusses ein wenig gelegt hatten, fragte Alwina den jungen Mann nach dem Wohnorte seiner vorgeblichen Eltern.

„Sie befinden sich nicht mehr in der Waldhütte;“ gab er zur Antwort. „Der Vater hat sich vor einigen Jahren entleibt; die Mutter ist nachher in ihr Vaterland zurückgegangen, und hält sich jetzt unweit von hier im Städtchen B ** auf.“

„O, hätt' ich das eher gewußt!“ sagte Herr von Ellerbach. „Ich war vor nicht langer Zeit in diesem Städtchen, als ich dem ehrlichen Doktor Cornelius, der dort lebt, die eiserne Hand abkaufte.“ —

„Es hat mir viel Mühe gemacht, den Aufenthalt meiner Mutter zu erforschen;“ fuhr Auerfeld fort. „Mein Wohlthäter untersagte mir durchaus, meinen Eltern von mir Nachricht zu geben. Er besorgte, der rauhe Vater würde mich in seine Gewalt zurückfodern, oder andere unangenehme Händel beginnen. Ich mußte, ungeachtet mein Herz widerstrebte, dem Befehle des edlen Mannes, dem ich so viel verdankte, gehorchen. Als ich aber nach seinem Tode von Reisen zurück kam, war es mein erstes Geschäft, mich nach dem Zustande meiner Eltern zu erkundigen. Da erfuhr ich denn sogleich, daß Auerfeld zum Selbstmörder geworden war; wohin sich aber seine Wittwe gewandt hatte, das wußte niemand. Ich erhielt erst vor drei Monaten davon Gewißheit, und war eben im Begriff, die Unglückliche aufzusuchen, als mir in der Hauptstadt die Liebe Fes-

seln anlegte. Indessen schrieb ich der armen Frau, daß ich noch lebe und sie bald sehen würde.“ —

„Und das geschehe gleich morgen!“ sprach Alwina. „Ich habe nicht eher Ruhe.“

Auch ich bin von alten Zeiten her bei der Sache sehr interessirt;“ fiel Ellerbach ein. „Und es ist wohl niemand unter uns, der nicht daran Theil nähme. Ich werde daher morgen zwei Wagen anspannen lassen, und wir reisen, wie wir hier beisammen sind, zu Madame Auerfeld.“ —

Dieser Vorschlag fand einstimmigen Beifall.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein Zwischenspiel von zwei lustigen Auftritten.

Vater Runenstein bat jetzt um Anweisung der ihm bestimmten Zimmer. „Ich kann es kaum erwarten,“ sprach er, „bis ich mich zwischen vier Wänden befinde, wo ich eine Art von Hausrecht ausüben darf: ich will jemanden recht tüchtig den Kopf waschen.“

„Ich bitte Sie; wem denn?“ fragte Herr von Ellerbach.

„Meinem Gebler, dem verdammten Plaudermatz!“ antwortete Runenstein. „Seine unbändige Zunge hat doch einzig und allein die ärgerliche Verwirrung in der Residenz angerichtet.“

„Verzeihen Sie ihm!“ sagte Auerfeld. „Der arglose Mann war der List meines Bedienten nicht gewachsen.“

„Das entschuldiget nicht;“ versetzte Arbogast. „Ein Mann muß schweigen können, sonst gehört er ans Waschfaß!“ — Hiermit eilte er, von Ellerbach geführt, seinem Gebiete zu.

Sobald er hier allein war, wurde Gebler vorgefordert und grausam gescheuert. Er war wie zerschmettert, als er die Treulosigkeit und Ränke seines Freundes erfuhr. Indem er nun so auf einem heißen Brete aushalten mußte, ward an die Thür geklopft. Er öffnete sie und bebte zurück: denn, als säh' er seine völlige Gestalt in einem großen Spiegel, erblickte er einen ihm ganz ähnlichen Mann, der kecklich in die Stube herein trat und ihn anredete: „Brüderlein, kennst du mich nicht?" — Es war Herr Niemand, der schon seit einer Stunde sein Schalksgewand angelegt und sich seines Dutzbruders Runzeln auf's Gesicht gemalt hatte, um aus Muthwillen ihm so zu erscheinen. Daß er sich in Runensteins Zimmer wagte, geschah auf Ellerbachs Anstalt, der durch eine schmale Thüröffnung die lustige Scene belauschte.

Gebler zog sich vor seinem zweiten Ich ein paar Schritte zurück; als er aber füglich nicht weiter konnte, ohne seinen Herrn auf die Füße zu treten, blieb er stehen und rief stark, wie eine Schildwache: „Wer ist da?" — „Gut Freund;" antwortete Niemand: „Kennst du deinen Dutzbruder nicht mehr?" — „Ha, Spitzbube!" schrie Gebler: „Rund vorbei mit der Brüderschaft! Ich verfluche jeden Tropfen Wein, den ich mit einem solchen Schlangenkopf trank. Heh! wie viel hat Er für mich in der Weinschenke bezahlt? Mach' Er mir auf der Stelle die Rechnung! Ich will einem so falschen Patron für keinen Heller verpflichtet seyn." —

Der Schelm (dessen Namen sogar Lug und Trug war) fing an, seine Handlungen mit Ironie zu entschuldigen.

„Maul gehalten!" rief Gebler. „Das schlimmste Rad knarrt immer am meisten. Aber ich mag nichts hören. Fort, fort! Sonst bitt' ich den gnädigen Herrn um Er-

laubniß, einen schlechten Kerl zur Thür hinaus zu prügeln."

„Ich habe nicht das geringste dawider;" sprach Arbogast: „und allenfalls helfe ich selbst mit." —

Der Comödiant machte sich aus dem Staube, indem Herr und Diener nach Stöcken griffen.

Des folgenden Tages waren die Männer schon längst reisefertig, als die Frauen noch viel an ihren Putztischen zu thun hatten. Diesen müßigen Zeitpunkt nutzte Auerfeld zu einer Entdeckung, die er dem Herrn Arbogast von Runenstein zu machen hatte. Er führte ihn in den Garten, schloß einen Pavillon auf, trug aus demselben einen netten, wie eine Sänfte gestalteten Kasten hervor, öffnete die Thür, und — Zachäus trat in seiner Couriertracht heraus.

„Was seh' ich!" rief Arbogast. „Wie kommt dieser lockre Zeisig hierher?"

Der Zwerg schlug die Augen nieder. Auerfeld warf sich zu seinem Wortführer auf.

„Es ist Ihnen ohne Zweifel schon bekannt, Herr von Runenstein, daß dieser kleine Mann in der Hauptstadt einige Universitätsfreunde fand, sich mit ihnen in der Wohnung des Herrn Kammerjunkers etwas gütlich that, und im Rausch verschiedene Uebereilungen beging, die ihn mit Furcht und Scheu erfüllten, wieder vor Ihr Angesicht zu kommen. In dieser verzweifelten Lage trug ihm mein unternehmender Bedienter eine Maskopey an. Sie wollten mit einander durch Europa ziehen, die kleine Person sollte sich in den Städten für Geld zeigen und die Einnahme mit ihrem Compagnon theilen. Mein Bedienter, der schnell zu allem Rath weiß, trieb sogleich diesen Kasten auf: denn Zachäus wollte hierher, wo man ihn kennt, nicht anders als unsichtbar reisen, und den Weg durch dieses Haus mußte er nehmen, weil ihn sein künftiger Gefährte, der

noch vier Wochen in meinen Diensten bleibt, nicht aus den Augen verlieren wollte. Als wir hier ankamen, machte der sonderbare Kasten nicht wenig Aufsehen; doch mein Bedienter erklärte sogleich: wir hätten einen großen Pavian bei uns, der bisweilen in seinem Käfig viel tobe, und daher am besten in einem Gartenhause unterzubringen seyn würde, damit er durch sein Gelärm im Schlosse nicht lästig werde. Man glaubte dem Lügner, wies ihm diesen Pavillon an, übergab ihm den Schlüssel, und so war der befürchteten Entdeckung vorgebeugt: als aber der Kleine gestern hörte, daß sein gütiger Herr angekommen sey, ward er in seinem Käfig so unruhig, wie der Wein im Fasse, wenn die Reben blühn. — Er wollte heraus, der reuevolle Sünder, er wollte sich Ihnen zu Füßen werfen und Sie um Wiederaufnahme zu Gnaden flehentlich bitten. Sein eigennütziger Kompan bemühte sich, ihn mit guten und bösen Worten zu beschwichtigen: ich aber entschied, daß der freie Mensch nicht wider seinen eigenen Willen in Gefangenschaft gehalten werden könne, und übernahm es selbst, Ihnen den Deserteur auszuliefern, und Sie um Begnadigung desselben zu ersuchen.“ —

Zachäus, der bis jetzt mit gesenktem Haupte in der Thür des Vogelbauers stand und den Vortrag seines Fürsprechers abwartete, rückte nun mit starken Schritten heran, um sich seinem Gebieter zu Füßen zu werfen; aber die steifen Courierstiefeln hinderten ihn, eine Kniebeugung zu Stande zu bringen. „Laß Er's gut seyn!“ sprach Arbogast. „Er ist von Natur niedrig genug, und hat sich auch niedrig in der Residenz aufgeführt: dennoch will ich Gnade für Recht walten lassen, will Ihm seine Unarten vergeben und Ihm seine alte Stelle wieder verleihen. Zieh' Er im Frieden!“ —

Der Zwerg küßte ihm die Hand, sprang fröhlich, mit

der Peitsche knallend, aus dem Garten und erbat sich, als er die Reiseanstalten sah, vom Herrn von Ellerbach ein Pferd, um den Wagen vorzureiten und sich so förmlich in seinen Dienst wieder einzusetzen. Es ward ihm zugestanden; die Damen hatten ihren Anzug vollendet; die Reise ging vor sich.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine seit vielen Jahren vermißte Person löset den Knoten der Geschichte.

„Wohnt hier im Städtchen eine Madame Auerfeld?“ fragte der diensteifrige Courier, als er weit vor den Wagen voraus durch's Thor jagte. Zwanzig Kinder, die er gleich, wie ein Magnet an sich gezogen hatte, riefen Ja, und einige ältere Leute zeigten ihm das nahe Wohnhaus der Wittwe. Er sprengte zurück und führte die Wagen dahin.

Man wies die ausgestiegene Gesellschaft eine enge, doch reinliche Treppe zu einem Hinterstübchen hinauf. Eine Frau mit abgehärmten Wangen öffnete die Thür und erschrack über den zahlreichen und glänzenden Besuch. „Sind Sie Madame Auerfeld?“ fragte Alwina. Die Wittwe schauderte zusammen, sah die Fragende starr an, ward todtenbleich, wankte mit gefalteten Händen zurück und sank ohnmächtig auf einen Stuhl. „Gott! es ahnte mir!“ sprach Frau von Runenstein zu ihrem Gemahl. „Es ist Christine! — Aber wie hat der Gram sie verwandelt, wie ist das graue Alter ihren Jahren vorgeeilt!“ —

Auerfeld sprang fort, um Wasser und Essig herbei zu schaffen. Indessen ward die Erstarrte schon durch ein

Riechfläschchen wieder belebt. Sie schlug die Augen auf, erhob sich mit Anstrengung und rief händeringend: „Sie ist da, die Stunde des Gerichts! Ich stehe vor der Freundin meiner Jugend als Verbrecherin. — Ach, Frau von Runenstein, ich bin ein Ungeheuer! Lassen Sie mich in den Kerker, lassen Sie mich zum Rabenstein führen!“ —

„Beruhige dich, arme Christine!“ sprach Alwina, und reichte ihr freundlich die Hand.

„O, nicht diese himmlische Güte!“ sagte Jene. „Ich that das Gräßlichste — ich raubte Ihnen Ihr theures Kind.“ —

Jetzt kam Auerfeld eilig zurück. „Mutter! Mutter! wie ist dir?“ rief er aus und umarmte Christinen. Sie sah ihn wie versteinert an. „Erschrick nicht, Mutter!“ sprach er sanft: „ich bin dein Ludwig.“ —

„Ludwig!“ — mit diesem Schrei stürzte die Wittwe auf die Knie. „Allmächtiger Gott, ich danke dir!“ Rasch erhob sie sich wieder, herzte und küßte den Jüngling, führte ihn dem Herrn von Runenstein und Alwinen zu und schluchzte: „Hier geb' ich Ihnen, nach einem vierundzwanzigjährigen Raube, Ihren Ludolph zurück.“ —

„Seliger Augenblick!“ rief Alwina, und mit Freudenzähren umarmten die Eltern den wiedergefundenen Sohn. Die übrigen standen gerührt umher, ohne die heilige Stille einiger Minuten durch einen Laut zu unterbrechen. Dann wurde Ludolph die Reihe herum begrüßt und geküßt. Helene hatte Mühe, ihre Wonnetrunkenheit im Zügel des Anstands zu halten. Auch Ortlieb bezeigte über den Bruder, von dem er doch manchen Eintrag und Abbruch zu befürchten hatte, die innigste Freude, und bewies dadurch, daß er ein guter Mensch war.

Indessen hatte sich Christine genug gesammelt, um die Neugier der Anwesenden befriedigen zu können, und sie begann

„Sie erinnern sich, Herr von Runenstein, daß Sie mich, als wir auf der Messe waren und Sie eines Abends das Schauspiel besuchten, im Gasthofzimmer einschlossen und mir verboten, mich am Fenster zu zeigen. Ich war, leider! ungehorsam: ich trat ans Fenster, und kaum stand ich da, so sah ich den Vater meines kurz nach der Geburt verstorbenen Kindes die Straße daher kommen. Ich riß das Fenster auf; ich rief ihm; er hörte mich, kannte mich, stürzte ins Haus. Die verschlossene Thür trennte uns. Leopold wollte sie aufsprengen; doch plötzlich fiel mir ein Schlüssel, der ganz nahe dabei an der Wand hing, in die Augen. Ich versuchte ihn; er schloß. Leopold riß mir das Kind aus den Armen; er hielt es für das seinige und küßt' es mit schwärmerischer Freude. Vergebens bestritt ich seinen Wahn und meldete ihm unsers Kindes Tod: er glaubte mir nicht; er ließ den Kleinen nicht aus den Armen und forderte mich auf, sogleich mit ihm zu gehen. Es sey ihm, sagt' er, außerhalb Landes ein Posten versprochen, und er habe mich deßhalb jetzt in Runenstein abholen wollen.

Ich weigerte mich, heimlich zu entfliehen. Er drang darauf, er lief mit dem Kinde nach der Treppe, er drohte mir, sich im Meßgewühl auf immer für mich zu verlieren. Es war kein Rath, ich mußte zum Schein nachgeben. Ich bat, er solle mir nur Zeit lassen, die Stube zu verschließen; ich hatte den Schlüssel schon in der Hand: aber, wie taub, rannte der wilde Mensch die Treppe hinab, und ich eilte ihm nach, weil mich der geringste Verzug in Gefahr setzte, ihn und das Kind nie wieder zu sehen. Ich hoffte, ihn noch vor dem Hause zur Vernunft zu bringen; doch, schon eine halbe Straße voraus, stürzte er, ohne einen Blick nach mir, immer fort, immer fort, und ließ nicht eher mit sich reden, bis wir das Thor weit hinter uns

hatten. Nun war an keine Rückkehr zu denken. Das Zimmer konnte indessen schon von Dieben ausgeräumt seyn, und das Kind lieferte mir Leopold nicht aus. Er sagte mir, durch meine dringenden Bitten aufgebracht, ins Gesicht: der Knabe sey ihm lieber als ich. —

Nach einer mühseligen Fußreise von vierzig Meilen kamen wir an den Ort, wo er eine Bedienung zu erhalten hoffte; aber die Stelle war schon besetzt. Wir wanderten weiter; wir hatten oft keinen Bissen Brod. Die Noth zwang den armen Leopold, seine Geburt zu vergessen und als Livreejäger zu dienen. Von dieser Stunde an nannte er sich Auerfeld. Wir waren nun zwar vor dem Hunger gesichert, und ließen uns trauen: aber mein Gatte ward unfreundlich, tiefsinnig, verwünschte sein Leben. Er ließ sich jetzt von seinem Irrwahn in Ansehung des Kindes überzeugen, und haßte nun den Knaben — den wir aus Furcht, durch seinen wahren Namen entdeckt zu werden, Ludwig nannten — eben so ausschweifend, als er ihn zuvor geliebt hatte.

Nach Verfluß eines Jahres erhielt mein Mann ein Forstämtchen, das nicht einträglicher als der Livreedienst, nur anständiger war. Diese Heilung seines verwundeten Ehrgefühls erheiterte ihn Anfangs ein wenig; doch seine Waldgeschäfte in rauher Witterung gewöhnten ihn an starke Getränke; er genoß sie nach und nach in einem solchen Uebermaaße, daß unser kleines Hauswesen und sein Gemüthszustand immer mehr dadurch zerüttet wurden. Ludolph wird Ihnen erzählt haben, was wir oft ausstanden. Unerträgliche Mißhandlungen hatten ihn endlich, als ich eben abwesend war, zur Flucht bewogen. Ich kam zurück; ich verging fast vor Schmerz; doch ich durfte nicht seufzen, nicht weinen.

Sieben Jahre nachher, in welchen sich mein Mann im höchsten Grade der Völlerei ergeben hatte, ward er einst, wegen eines Dienstfehlers, von seinem Obern hart angelassen und mit Verabschiedung bedroht. Er kam nach Hause und erzählte mir den Vorfall. Ich brach in Thränen aus. „Sey ruhig, Christine!“ sprach er mit ungewöhnlicher Sanftheit: „Ich will frömmer werden.“ — Er griff gelassen nach einem Gewehre, reichte mir die Hand, und sagte: „Leb wohl!“ — Ich glaubte, er ging' auf die Jagd: doch indem ich noch über sein verändertes Benehmen nachdachte, fiel hinter dem Hause ein Schuß. Erschrocken flog ich hinaus; der Unglückliche lag in seinem Blute — —“

Christine konnte vor Jammer nicht weiter sprechen. Tröstend bat sie Alwina, künftig wieder als Gesellschafterin bei ihr zu leben. Sie erklärte sich für unwürdig; doch die großmüthige Freundin gab nicht nach, bis sie das Erbieten annahm.

„Nun, lieber Runenstein,“ sagte Ellerbach, „nun liegt doch wohl meine Unschuld am Tage?“ — Dem guten Arbogast gingen die Augen über. „Vergeben Sie mir!“ sprach er, mit dargebotener Hand, und sie umarmten sich. Ludolph unterrichtete nun noch Christinen von seinen Schicksalen seit ihrer Trennung. Hierauf nahm die Gesellschaft in der frohesten Gemüthsfassung von ihr Abschied.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Zachäus macht einen guten Schlag, und der Bräutigam ohne Braut reis't nach Hause.

„Apropos!“ sagte Herr von Ellerbach auf der Treppe: „wollen wir nicht den Dotor Cornelius besuchen?“

„Ei freilich!“ rief Arbogast, und sie gingen, acht Häupter stark, zu ihm: denn auch Zachäus stieg aus Neugier vom Pferde und schloß sich an die Gesellschaft an.

Der alte Mann empfing sie freudig. Arbogast durchwandelte lobend und preisend das Museum. „Man möchte gleich alles kaufen!“ sprach er. „Aber ich muß mich zähmen; es stehn mir andere starke Ausgaben bevor.“

Indem er das sagte, ward Cornelius des Zwergs im Hintergrunde gewahr. „O welche köstliche Menschengestalt!“ rief er aus. „Ich wollte mein halbes Museum drum geben, wenn ich sie hier aufstellen könnte.“

Zachäus murrte. Ellerbach winkte ihm, sich zu verantworten.

„Sie sprachen einen christlichen Wunsch aus, Herr Doktor!“ begann der Zwerg. „Sie möchten mich wohl gern ausstopfen, wie jenen fünfbeinigen Hasen?“

„Nicht ausstopfen — zu einer Mumie bearbeiten;“ sagte Cornelius.

„Viel Ehre!“ sprach Zachäus. „Was zahlen Sie auf der Stelle baar für meinen Leichnam?“

„Wenn es Ihnen beliebte, noch heute zu sterben,“ antwortete Cornelius, „so dünkten mich tausend Reichsthaler nicht zu viel: aber auf's Ungewisse kann ich höchstens nur zehn Louisd'or wagen.“

„Her mit dem Lumpengeld! Ich will mir einen guten Tag dafür machen;“ sagte der Zwerg und murmelte bei Seite: „Der alte Narr stirbt doch eher, als ich.“ —

„Meine Kasse ist jetzt leer!“ sprach der Doctor. „Ich rechnete darauf, die Herrschaften würden mir wenigstens für fünfzig Thaler Alterthümer abkaufen.“ —

Dazu entschloß sich Arbogast, mit der Miene, als wollt' er blos den seltsamen Vertrag befördern: aber er that es

eigentlich zur Befriedigung seiner Liebhaberei. Er wählte mancherlei aus, zahlte dem Zwerge die zehn Goldstücke, und bürgte dem Doctor für die förmliche Leibverschreibung, die er des folgenden Tages erhalten sollte.

Dieser lustige Handel erhöhte die gute Laune der Gesellschaft. Sie kam äußerst vergnügt in Bärenfels an. „Laßt uns den frohen Tag krönen!“ rief Ellerbach. Er legte die Hände der Liebenden in einander, führte sie zu Ludolphs Eltern und sprach: „Segnet sie!“ —

„Aber mein armer Ortlieb!“ seufzte Arbogast. „Er hat wegen des schönen Fräuleins viel Schmach und Ungemach in der Hauptstadt erlitten, und nun — nun soll er Bräutigam ohne Braut seyn.“ —

„Es hat nichts zu sagen;“ fiel der Kammerjunker ein. „Ich lasse meinem Bruder gern das Vorrecht, da ich ohnedieß für mein geistreiches Mühmchen nicht Welt genug besitze.“

Nach dieser Erklärung segneten Arbogast und Alwina die Liebenden.

Frohes Muthes fuhr Ortlieb am folgenden Tage mit seinen Eltern nach Runenstein zurück. „Ich lobe dich, mein Sohn!“ sprach der Vater unter Weges. „Helene hätte dich doch unaufhaltsam ins Weltgewühl hineingezogen, und es bleibt ewig wahr, was ich vor vierzig Jahren von meinem Schulmeister lernte: Qui bene latuit, bene vixit. — Das, liebe Frau, heißt auf Deutsch: Wohl verborgen, wohl gelebt.“ —

Staats-
Bibliothek
Bamberg

VIII.

1.

2.

3

4

5.

6.

VIII.

7.

8.

9.

10

11.

12.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 8

Stuttgart 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.465-am(8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721451-4